S

1383

– 1 –

C. C. Robin's

Reisen

nach

dem Innern von Louisiana, dem westlichen Florida

und

auf die Inseln Martinique und St. Domingo.

In den Jahren 1802, 1803, 1804, 1805 und 1806.

Aus dem Französischen übersetzt

von

K. L. M. Müller.)

Erster Theil.

Wien, 1811.

In Commission bey B. Ph. Bauer.

Bibliothek

der

neuesten

und

interessantesten

Reisebeschreibungen.

Fünf und dreyßigster Band,

enthält:

C. C. Robin's Reisen nach dem Innern von Louisiana, dem westlichen Florida, und auf die Inseln Martinique und St. Domingo, in den Jahren 1802, 1803, 1804, 1805 und 1806.

Erster Theil.

Wien, 1811.

In Commission bey B. Ph. Bauer.

Magazin

der

neuesten

und

interessantesten

Reisebeschreibungen.

Eilfter Band,

enthält:

C. C. Robin's Reisen nach dem Innern von Louisiana, dem westlichen Florida, und auf die Inseln Martinique und St. Domingo, in den Jahren 1802, 1803, 1804, 1805 und 1806.

Erster Theil.

Wien, 1811.

In Commission bey B. Ph. Bauer.

Vorerinnerung.

Die Reise, welche hier in einer deutschen Uebersetzung geliefert wird, gehört unstreitig unter die interessantesten und gehaltreichsten, welche nur in der neuesten Zeit erschienen sind. Reich an wichtigen, zum Theil ganz neuen Beobachtungen, im Gebiethe der Menschenkunde, der Naturgeschichte, der Handelsverhältnisse, vorzüglich was das Colonial-System anbetrifft, — einen in dieser Zeit gerade höchst interessanten Punct — zeigt sie zugleich ihren Verf. als einen höchst gebildeten, edelgesinnten, und in der Darstellung seiner Ideen und Beobachtungen gewandten Mann. Deutsche und Französische Blätter haben gleich vortheilhaft darüber geurtheilt, und den daran gerügten Fehler eines oft zu großen Wortreichthums glaubt

der Uebersetzer durch zweckmäßige Abkürzungen verbessert zu haben. Indessen hat er sich sorgfältig gehüthet, etwas von dem Inhalte selbst wegzulassen.

Herr Robin selbst versichert, daß er diese Arbeit als Trost für das Unglück unternommen habe, wodurch er seinen Sohn verloren hatte. Er starb nähmlich in den Armen des Vaters am gelben Fieber.

Leipzig, im May 1808.

Der Uebersetzer.

Erschien das Original gleich in drey Theilen, so hat man, um den P. T. Herren Pränumeranten dieser Bibliothek immer eine angemessene Bogenzahl zu liefern, selbe in zwey Bände eingetheilt.

Der Verleger.

Reisen

in

das Innere von Louisiana, dem westlichen Florida

und nach

den Inseln Martinique und S. Domingo.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Abreise des Verfassers nach Nantes. Bemerkungen auf seiner Reise. Bemerkungen über diese Stadt. Kaufleute. Nützlicher Rath für die, welche sich einschiffen. Seekrankheit. Mittel, sie zu mildern. Anweisung, seine Gesundheit zur See zu erhalten.

Ich verließ Paris im Herbste des Jahrs 1802, um mich nach Nantes zu begeben, wo ich mich einzuschiffen gedachte. Verschiedene, nicht leicht fortzubringende Dinge nöthigten mich, den Weg von Orleans auf der Loire für sie zu wählen. Ich fuhr den schönen Fluß hinauf, der in seinem breiten Bette durch jene weiten und reichen Ebenen fließt, die durch einen mehr als sechzig Stunden langen Damm, das würdige Werk einer großen Nation, gegen Ueberschwemmungen geschützt werden. Bald erblickte ich jenes berüchtigte Schloß von Blois, ein Denkmahl der aufblühenden Künste, wo der schwache Heinrich III., der ohnmächtigen Gesetze spottend, seine Dolche gegen die Guisen schliff. Damahls bildete die Religion eben so Parteyen, wie heut zu Tage die Philosophie. Längst dieser Hügel betrachtete ich nun jene unermeßlichen Districte von Weinbergen, mahlerisch untermischt mit den seltsamen, halb unterirdischen, Dörfern, die nur eine Vorderseite zeigen, und über den sie bedeckenden Boden nichts hervor

ragen lassen, als von niedrigen Weinstöcken umrankte Feueressen.

Weiterhin zur Linken entdeckte ich die fast noch rauchenden Ruinen von Dörfern und Flecken an den Gränzen der Vendee, wo Franzosen mehr Franzosen umbrachten, mehr Gefilde verheerten, als jemahls die wilden Schwärme des Nordens in ihren größten Ueberschwemmungen.

Weiter abwärts entfaltete sich die Landschaft äußerst reich an Abwechselungen; reitzende Inseln theilen die nun breitere Loire in mehrere Arme, und die sie beherrschenden Hügel treten bald hervor, drohende Felsmässen zeigend, bald weichen sie zurück, und enthüllen plötzlich dem Auge Wälder und Wiesen, Fluren und Flecken und Städte, nebst der vollen Pracht des reichsten Anbaues.

Ich kam nach Nantes, jener ehedem so wohlhabenden Stadt, welche jetzt noch zu trauern scheint um so viel in ihrer Nähe erwürgte Schlachtopfer. Hier, wie fast in allen unsern Städten, erinnert eine Menge Unglücklicher, die ehedem durch die Bedürfnisse des Luxus von einer prachtliebenden Geistlichkeit und einem verschwenderischen Adel ernährt wurden, den Weisen an die Wahrheit: daß die nützlichsten Reformen, gleich den Werken der Natur, um so vollkommener sind, je langsamer sie vollendet werden.

Was ist nun aus jenen Handelsleuten geworden, welche durch ihre Speculationen einst diese große Stadt mit den entferntesten Theilen der Erde verknüpften? Die Revolution hat sie in ihrem Strudel begraben. Die Ausrüstung einer einzigen Brick macht heut zu Tage das Zusammentreten von Mehreren unter drückendem Credit nöthig. Und wenn nur noch Kenntnisse den Mangel an Kräften ersetzten! Sie sind doch dem Kaufmanne so äußerst nothwendig! Geographie und Statistik allein klären ihn noch nicht genug auf über die Gegenden, wohin seine

Operationen gerichtet sind. Er muß auch ihre Erzeugnisse, ihre Bedürfnisse und verschiedenen Verhältnisse kennen. Auf seiner Huth gegen die Concurrenz weiß er zur rechten Zeit langsam und geschwind zu seyn. Die Politik, die so unfruchtbare Wissenschaft der Müßiggänger, ist für ihn das Arcanum, wodurch er seinen Unternehmungen aufzuhelfen weiß. Er kennt das Interesse der verschiedenen Mächte, er weiß, worauf es ruht, er dringt in die Geheimnisse der Cabinette, und sieht die Kriegs- und Friedensplane entwerfen, und so handelt er, ehe andere begreifen, oder tritt zurück, ehe jemand die Gefahr ahndet. Allein hier wußten die Kaufleute nicht einmahl, was zu Paris vorging, und ich erstaunte, als ich hörte, daß Mehrere von ihnen die Havanna für eine Insel hielten, und daß sie nicht wußten, Louisiana sey ein Theil des festen Landes. Die Unwissenheit ist hier äußerst groß.

Wie reich aber ist dafür diese Gegend an allen Lebensbedürfnissen. Kaum wird man noch eine finden, welche zu allen Jahreszeiten eine solche Menge von Producten, nicht nur zur Erhaltung des Lebens, sondern sogar zum angenehmen Sinnenreitz, hervor bringt. Der Ueberfluß daran ist so groß, daß sie nicht bloß der Reiche sich verschaffen kann; die arbeitende Classe selbst kann sich ihrer bey ihrem mäßigen Erwerbe freuen. In allen Städten pflege ich immer zuerst die Märkte zu besuchen. Hier finde ich bessere Aufklärungen über die Industrie, den Handelsflor, den Reichthum oder die Armuth der Städte, über die Wohlhabenheit und das Elend des platten Landes, über den Zustand seiner Cultur und Verschiedenheit und Fruchtbarkeit seines Bodens, als in den Zirkeln der vornehmen Gesellschaft.

Mit Anbruch des Tages sah ich zu Nantes auf dem prächtigen Quai de la Fosse an Markttagen die emsigen Bäuerinnen in weiten Körben die schönsten Früchte, Aepfel

und Birnen mit den herrlichsten Farben auslegen, welche denen, die zu Paris so theuer bezahlt werden, weder an Ansehen noch Geschmack nachstehen. Darneben standen ganze Säcke voll großer Kastanien, eben so groß als wohlfeil, und mit drey bis vier Thalern kann eine Familie so viel davon kaufen, als sie den ganzen Winter hindurch bedarf. Der äußerst mäßige Preis des Hirsen- und Griesmehles, nähmlich von dem Gries aus der Bretagne, den auch der Arzt empfehlen kann, erlaubt eine gewisse Ersparung am Brote. Auf anderen Plätzen findet man eine Menge von Hülsenfrüchten zu den niedrigsten Preisen. Die nur leicht gesalzene Bretagnesche Butter kostet im Sommer nicht mehr, als acht, und im Winter zwölf Sous.

Das Geflügel, meistens mit Buchweitzen genährt, ist ganz vortrefflich, und sein Preis den übrigen Lebensmitteln angemessen. Allein das meiste Erstaunen erregt die außerordentliche Menge von Wildbret aller Art, und die Wohlfeilheit desselben. Ein großer Hase kostet, wenn man das Fell wieder verkauft, nicht mehr als vier und zwanzig Sous, das graue Repphuhn acht, und das bey den Schmeckern so beliebte rothe nicht mehr als funfzehn Sous; die ungeheure Menge von Wasservögeln, von der Aente bis zum Wasserhuhn, fast alle davon so wohlfeil als das Brot, ungerechnet.

Noch erstaunenswürdiger aber ist die unversiegliche Menge von Fischen aus dem Meere, den Flüssen, Teichen und Seen. Jede Jahreszeit, und oft jeder Markt, bringt andere Arten. Immerwährend ist die Loire mit Fischerkähnen bedeckt, und ich habe deren gesehen, welche ganz mit Rochen angefüllt waren, die man der ungeheuern Menge halben fast um nichts hingeben mußte.

Als ich die dicken Schleihen, die ungeheuern Hechte, die goldgeschuppten Karpfen bewunderte, erfuhr ich, daß ein naher See der Stadt diese köstlichen Fische liefere.

Sie gelten gleich den schönsten Aalen gewöhnlich nicht mehr als fünf und zwanzig bis vierzig Sous. Nantes könnte in der That die Hauptstadt der zahlreichsten, ausgebreitetsten Menschen-Race von der Welt, der Leckermäuler mein' ich, seyn. Der Wein aus der umliegenden Gegend ist äußerst wohlfeil, alle Ufer der Loire erzeugen verschiedene Arten davon, und zu Wasser und zu Lande werden der Stadt die von Bourdeaux zugeführt, und zwar mit so wenigen Kosten, daß kein beträchtlicher Unterschied im Preise dadurch bewirkt wird.

Des Fleisches will ich nicht einmahl umständlich gedenken, sondern bloß bemerken, daß außer den an Vieh so reichen Gegenden in der Nachbarschaft einer Seits Bretagne seine kleinen, aber köstlichen Schöpse, und auf der andern die Vendee die herrlichsten Ochsen von der Welt von ihren Weiden liefern.

Diese außerordentliche Wohlfeilheit der Lebensmittel, so wie der Ueberfluß daran, sollten eigentlich die Anlegung von mancherley Manufacturen, und vorzüglich der zum Seehandel erforderlichen, in Wolle, Baumwolle, und ganz besonders von gedruckter Leinwand, begünstigen; allein der Mangel daran ist so groß, daß unter allen unsern Häfen zu Nantes die unbedeutendsten Ladungen davon gemacht werden.

Die Rehder bemühen sich immer sehr um Passagiere, und zwar deßhalb, weil sie sie mit äußerst geringem Aufwande beköstigen können. Sie und ihre Freunde bedienen sich daher jedes Mittels, um dergleichen anzulocken; allein man muß sehr auf seiner Huth seyn, um nicht zu schnell mit ihnen abzuschließen, denn man wird oft sehr getäuscht, vornehmlich in Ansehung des Versprechens einer baldigen Abfahrt. Am besten ist es, man bedingt sich alles auf das bestimmteste schriftlich aus, und

überläßt nicht das Mindeste dem guten Willen des Rehders oder Capitäns.

Die Seekrankheit befällt fast ohne Ausnahme alle Reisende, mehr aber noch die Männer, als die Weiber, und zuweilen sind diejenigen, welche schon mehrere Seereisen gemacht haben, kränker auf den spätern, als auf den frühern. Dieses Uebel läßt sich nicht auf einmahl unterdrücken; allein man kann seine Wirkungen und Dauer gar sehr vermindern. Es entsteht eigentlich aus dem Schaukeln des Schiffes, diesem Hin- und Herwanken von einer Seite zur andern, und mehr nach jenem heftigern, wodurch abwechselnd das Vorder- und Hintertheil auf und nieder bewegt werden. Diese Bewegungen erschüttern und stören die Flüssigkeiten des Körpers in ihrem Umlaufe, und je mehr man deren hat, desto schwerer kommen sie wieder in Gleichgewicht und Ordnung. Daher die Uebelkeiten, der Nervenreitz und das wiederhohlte Erbrechen, welches nur erleichtert, um wieder anzufangen. Der Reisende muß sich daher nicht an ein Ende des Fahrzeugs stellen, wo natürlich die Bewegung am stärksten ist, sondern er muß sich, so viel wie möglich, dem Mittelpuncte, oder dem großen Maste zu nähern suchen; auch ist es wichtig, daß er sein Zimmer oder seine Schlafstelle so nahe als möglich an diesem Ort zu wählen sucht. Aus gleichem Grunde muß er auch das Mittelverdeck dem hohen des Hinter-Castells vorziehen. Bedeutender noch ist es, daß man die Luft in seiner Schlafstelle erneuern kann. Nichts verlängert die Seekrankheit mehr, und ist der Gesundheit nachtheiliger, als die dicke, matte, mit unreinen Ausdünstungen erfüllte Luft der Zwischenverdecke.

Die Seeluft, von Salztheilen geschwängert, ist die reinste Luftart unter allen, sie stärkt die Nerven und belebt. Man muß also nicht lange eingeschlossen bleiben oder liegen, sondern oft herum gehen; wenn indessen die

See zu hoch gehet, so rathe ich, ein wenig mehr liegen zu bleiben; das Liegen vermindert die Wirkungen der Erschütterungen beträchtlich.

Diese Seeluft ist außerordentlich öffnend. So bald man sich erbrochen hat, fühlt man von neuem Eßlust. Man muß sie befriedigen, nur mit Behuthsamkeit. Der durch starke Ausleerungen geschwächte Magen darf nicht sogleich zu sehr angefüllt werden. Man muß erst kühlende, leichte und doch ein wenig nährende Speisen wählen; fette Fleischbrühe und Geflügel. Der Bourdeaux-Wein ist unter allen der beste, er gibt Kraft und erhitzt nicht zu sehr; auch pflegt man ihn gewöhnlich auf Schiffen zu führen; Liqueure, die immer gefährlich sind, sind es dann noch mehr. Von Zeit zu Zeit kann man auch mit Vorsicht eine gesalzene Speise genießen, z. B. Schinken. Diese geben dem Magen seinen Thon wieder, den fette Fleischbrühe und Geflügel ihm zum Theil entziehen. Man muß sich auf ein Mahl nicht ganz satt, sondern lieber öfter essen. Denen, die eine schwache Gesundheit haben, rathe ich, sich mit Fleischbrühtäfelchen zu versehen, deren man in allen Häfen findet, sie sind vorzüglich nützlich gegen Ende der Reise, wo das frische Fleisch oft zu fehlen anfängt. Seit kurzem hat man auch einen Milch-Syrupp erfunden, ein angenehmes Mittel, um die Milch zum Frühstück und bey andern Sachen zu ersetzen, welche Weiber und kränkliche Personen lieben. Man kann ihn zu Bourdeaux haben und vielleicht auch in mehreren französischen Häfen. Ich bediente mich, weil ich ihn nicht kannte, dafür eines Eydotters in Kaffeh oder Thee, ein leichtes und angeneh:nes Mittel, welches Appetit macht. Mein Zeugniß gilt vielleicht hier um so mehr, je weniger Menschen wohl so an der fürchterlichen Seekrankheit gelitten haben, als ich.

Fünf bis sechs Tage nach unserer Abreise mußten

wir zu Pain böuf anlegen, und acht Tage verweilen. Die Küste ist hier eingefaßt mit schwarzen Felsen, welche die Ebbe des Meeres entblößen. Hier fand ich eine außerordentliche Menge von Meerpflanzen, von den verschiedensten Gestalten. Ich bemerkte auch, daß es hier viele Schalthiere gab, welche sich zum Theil unter den dicken Blättern dieser Meerpflanzen verstecken, z. B. allerley Arten von Seekrebsen, Hummern und Krabben. Sie entgehen unter den Pflanzen leichter dem Auge der Vögel und anderer Thiere, die sich von ihnen nähren, bis das zurück kommende Meer sie außer Gefahr setzt. Weil indessen die Natur in diesen Gegenden verschiedene Thierarten sich aufhalten läßt, welche ihrer gar zu großen Vermehrung Einhalt thun, so gibt sie den Pflanzen, unter denen die Schalthiere erscheinen, täuschende, ihnen ähnliche Formen, um ihre gänzliche Vernichtung zu verhindern. Bewundernswürdige Oekonomie der Natur! Auf den Inseln und auf dem festen Lande von Amerika, wo die Ebbe des Meers nicht so groß ist, und nicht so große Flächen entblößt, habe ich diejenige Seepflanze, welche Blätter von Krebsscheren hat, gar nicht bemerkt.

Anstatt gerade zu nach Louisiana zu gehen, zog ich die Reise über die Inseln vor. Denn ich hoffte hier Beobachtungen anstellen zu können, welche diejenigen, die mich in Louisiana leiten sollten, vielleicht sehr aufhellen könnten, und ich glaube auch, mich in meiner Erwartung nicht getäuscht zu haben. So schiffte ich mich nach Martinique ein, wo ich leichter eine directe Gelegenheit nach Neu-Orleans aufzufinden hoffte.

Zweytes Kapitel.

Ueberfahrt. Wandernde Pflanzen. Muschelthiere. Sonnenuntergang. Taufe unterm Wendezirkel.

Den 27. Aprill kamen wir unter den Wendezirkel, welcher sich, wie bekannt, unter 23 Gr. 20 Min. nördlicher Breite befindet. Hier erblickt man zuerst ein Mahl des Jahres die Sonne des Mittags über dem Haupte; hier sieht man sie auch zuerst, wie sie sich nach Norden zu wenden scheint. Dieser Zeitpunct ist auf der See stets sehr merkwürdig und festlich. Denn nun hat man jene stürmischen und unbeständigen Gewässer durchschifft, welche so oft den ungeduldigen Reisenden aufhalten, und ihn zuweilen sogar bis an die felsigen Küsten des gasconischen Meerbusens zurück drängen.

Allein gegen den Wendezirkel zu wird der Ocean in seiner schönen Azurfarbe nur von immer gleich wehenden Ostwinden bewegt, die man mit Recht alisés nennt, gleichsam elysäische (aus Elysium wehende.) Nun fürchtet der Matrose nicht mehr, daß ihn Ungewitter und Stürme immerwährend zu den beschwerlichsten Arbeiten nöthigen werden, indessen Regen und Wind, die Fluthen, der Donner und der Schrecken der Dunkelheit nicht selten alle seine kühnen Anstrengungen vereiteln.

Nunmehr fangen für ihn jene so geliebten Tage der Muße, jene festlichen, fröhlichen Abende an, die er oft

weit in die Nacht durch Gesang und Tanz und Erzählung von allerley Geschichten verlängert. Nun betrachtet auch der Reisende mit Sicherheit das helldurchsichtige Meer; an ihn her spielen große Haufen bräunlicher Meerschweine mit gebogenem Rücken; muntere, von Gold und Azur glänzende Goldfische, und ganze Striche fliegender Fische, die in Luft und Wasser umher schwärmen; auch colossalische Wallfische, ganze Wasserströme in die Luft blasend, welche als Regen und Dünste zurück fallen. Schon von weitem hört man ihr langsames Schnauben, und den Aufruhr, den sie im Wasser erregen, indem sie über dasselbe empor tauchen, und auf der Oberfläche hinschwimmen, welches sich unter der schweren Masse beugt und bricht.

Oft erblickt er auch große Striche von grünlich-gelbem Meergrase, welche zur Herbstzeit wie schwimmende Inseln sich zeigen. Wohin wandern diese, durch die Macht der Fluthen vom Grunde des Meers abgerissenen und zusammen gehäuften Pflanzen? Eine große Menge von Fischen nährt sich unter ihrem schützenden Schatten. Ihre dicken Blätter, ihre ästigen Stängel, ihre elastischen Samenbeutel sind bedeckt mit einer Menge von Polypen, von Gall-Insecten, Gewürmen und vorzüglich von Muschelthieren von den sonderbarsten Gestalten; manche sind rund und wie Ringe um die Zweige gedrängt, andere hängen schneckenförmig und wie lange Spindeln daran, andere sind wieder breiter als lang, andere platt und zusammen gedrückt.

Mit welcher Ueberraschung fand ich hier das Geschlecht der so genannten Ammonshörner. Sie hatten noch keine Linie im Durchmesser, und mehrere wurden bloß sichtbar unter dem Vergrößerungsglase. Wie, sagte ich zu mir selbst, das Geschlecht dieses Muschelthiers, das dem Naturforscher nur im Zustande eines Fossils zu er-

scheinen pflegt, und welches er so lange für gänzlich ausgestorben hielt, das Ammonshorn hat also nicht aufgehört, in der Tiefe des Meers zu leben, und diese zarten wandernden Pflanzen bringen täglich neue erzeugte, von Osten nach Westen, von einer Halbkugel zur andern? Ihr Fluren von Nivernais, wo ich geboren wurde, immer habe ich auf euch ihre versteinerten Ueberreste in tiefen Gräben und in Felsenspalten gefunden! — Es war also gewiß eine Zeit, wo die jetzt vom Pfluge gefurchten Gefilde den Meeresgrund ausmachten! Und ihr Granitfelsen von Morvant, ihr ward damahls vielleicht Klippen, durch Schiffbrüche berüchtigt. Welche Umwandlungen haben diese Meere hier verschwinden lassen, und in jene weite Ferne gedrängt? Die Sonne selbst, welche sie damahls erhitzte, hat jetzt an Feuer verloren. Das lebende Ammonshorn erscheint jetzt nur noch auf den Pflanzen und in den Gegenden des Wendezirkels. Welcher zweyte Büffon wird es nun wagen, durch seine Berechnung die zahllosen Jahrhunderte zu bestimmen, welche unter diesen langsamen Umwandlungen verflossen sind!

Dieselben Meergegenden biethen gegen Abend dem aufmerksamen Reisenden noch andere wunderbare Erscheinungen dar. Die Sonne scheint bey ihrem Untergange sich wirklich ganz vom Horizonte los zu machen und sich in den Ocean zu tauchen. Man glaubt, noch jenseits ihrer Scheibe eine unermeßliche Ferne zu erblicken. Oft auch sammeln sich dicke Wolken in großen Massen um sie her, und scheinen ihren Untergang in geheimnißvollen Schatten zu hüllen. Allein ihr darüber hervor brechendes Feuer, welches mit Gold und Silber die funkelnden Wolkenmassen besäumt, und, durch die Lücken derselben hervor blickend, über einen großen Theil des Himmels lange glühende Purpurstreifen zieht, verkündigt die Gegenwart der Göttinn des Tages.

Unter den Wendezirkeln lockt die dünnere Luft auch die Ausdünstungen schneller hervor. Schnell verdichten sie sich zu Wolkenmassen, welche, unter einer heißern Sonne, jene unsern nördlichen Gegenden ganz unbekannten bewundernswürdigen Wirkungen des Lichtes hervor bringen. Oft sind die Wolken so dick, daß man um Mittag Mitternacht zu haben glaubt, und alsdann lösen sich diese Wolken nicht bloß in Regen, sondern in Wasserströme auf.

Bisweilen habe ich in diesen Meeren während der unter dieser Breite nur sehr kurzen Dämmerung mannigfach gefärbte Wolken mit einem Mahle den ganzen Umriß des Horizonts bedecken sehen. Ihre Basis schien auf dem Wasserspiegel zu ruhen, und ihr mahlerisch gezeichneter Gipfel von kluger Hand nach dem Richtmaße geebnet zu seyn. Der azurne Himmel, zum Dom darüber gewölbt, sah aus, wie die unermeßliche Kuppel, deren reiches Capital sich in den Meereswellen spiegelte.

Der Reisende aber, der noch nicht unter der Linie des Wendezirkels gewesen ist, ist für die Seeleute ein Uneingeweihter, der durch gewisse Reinigungen geweiht werden muß. Es erscheint alsdann der Priester, als Repräsentant des Vaters der Wendezirkel, des guten Alten der Wendekreise, herab steigend aus dem großen Mastkorbe, angethan mit einem langen Gewande, gekränzt mit Blättern von Pflanzen jener Gegend, und mit einem ehrwürdigen Barte geziert. Er fragt, was Neues hier unten vorgehe? Man erzählt ihm, daß Ungeweihte so eben wagen wollten, sein heiliges Reich zu betreten, wenn er nicht schnell die Reinigung mit ihnen vornähme.

Nun steigt er ganz herab, setzt sich auf einen erhöhten Platz, und ein ansehnlicher Hofstaat reiht sich um ihn her, um seine Befehle sogleich zu vollziehen. Der

Capitän und die Officiere selbst scheinen ihm Gehorsam leisten zu müssen. Man meldet die Neophyten; allein das Geld, welches auf dem Lande die Wege zum Himmel ebnet, und mit Blumen bedeckt, das Geld verbreitet auch auf der unbewohnten Oberfläche des Meeres seine zauberische Macht. Beym Anblicke dieses verführerischen Metalles wird der Priester gerührt; seine Stimme wird sanfter, seine Züge, sein Blick sollen nicht mehr erschrecken, und der reiche Neophyte, der recht gut bezahlt hat, empfängt, statt reichlicher Wassergüsse, bloß wenig Tropfen.

Indessen muß ein Opferthier aufgefunden werden, welches, mit den Unreinigkeiten aller beladen, für alle büßt. Dieser Sündenbock ist denn gewöhnlich der Aermste, der nun eine Menge Libationen aushalten muß, ehe er für gereinigt erkannt wird.

Diese Taufe unter dem Wendezirkel leitet indessen ihren Ursprung aus den ersten Zeiten der Schiff-Fahrt her, und die Geschichtschreiber der Seereisen sprechen davon, wie von einer sehr alten Sitte.

Drittes Kapitel.

Ankunft auf Martinique. Die Stadt Saint-Pierre. Fehler und Mängel der Städte der Colonien. Sitten, Gebräuche, Handel der Weißen.

Den drey und dreyßigsten Tag nach unserer Abreise erblickten wir Land. Reissende Meerströme, durch die Zwischenräume, welche die Antillen zwischen sich lassen, erzeugt, kündigten uns die Nähe der Insel Martinique an. Gegen Mittag stellte sich diese Insel am Rande

des Horizontes unserm Auge als eine Welle dar, welche dichter und ruhender in ihrer Gestalt war, als andere. Wie wir uns näherten, erhob und verlängerte sich das Land. Es hatte die Figur eines konischen Gebirges, dessen Seiten sich im Herabsenken unregelmäßig krümmten und bogen. Der Gewohnheit der Schiffer gemäß hätten wir eigentlich in den Canal von la Dominique einlaufen sollen. Dieses ist nähmlich die Meerenge, welche diese beyden einander sehr nahen Inseln bilden, und dann hätten wir, um nach der Stadt St. Pierre zu kommen, nur ungefähr ein Drittel der Insel zu umschiffen gehabt; allein der Capitän, der seiner Sachen nicht ganz gewiß war, wagte es nicht, des Nachts in den Canal einzulaufen, obgleich die Karten und seine Officiere ihm sagten: daß nicht eine einzige Untiefe oder Klippe hier sey; daß die immer regelmäßigen Winde nichts befürchten ließen, und daß der Vollmond bey reinem Himmel die Nacht ja eben so hell mache, als den Tag. Sein Laviren bis zum Morgen machte, daß wir nach der entgegen gesetzten Seite der Insel kamen. Nun mußten wir wenigstens zwey Drittel davon umschiffen; aber ich war gar nicht böse darüber, denn wir hielten uns so nahe am Lande, daß ich die Gegenstände leicht mit bloßen Augen deutlich erkennen konnte. Wir erkannten das Cap Ferre, segelten um die Spitze der Salinen, und näherten uns, bis auf eines Steinwurfs Weite, dem Felsen, der Diamant genannt, der sich in der Gestalt eines abgebrochenen Zuckerhutes über das Meer erhebt. Wir konnten das enge Fahrwasser deutlich bemerken, welches zwischen ihm und dem Lande ist, und worauf bloß Kähne und Boote fortkommen können. Bald sahen wir, daß das Meer tief ins Land hinein trat, und daß es daselbst eine geräumige Bucht bildete, die der königliche Sack (cul de sac royal) heißt. Im Innern dieser Bucht befindet

sich eine schmale Landzunge, welche von Norden nach Süden hinläuft, einen zweyten Eingang bildet, und ihn gegen Wind und Wetter schützt. Auf dieser Landzunge ist das Fort-Royal erbaut, das wir mit leichter Mühe entdeckten.

So weit wir an den Küsten hinsteuerten, zeigte sich die Insel immer mit steilen Felsenmassen bedeckt, auf denen spitzige Gebirge aufgethürmt waren, deren Gipfel sich in den Wolken verloren. Die ganze südliche Seite, auf der wir uns befanden, stellte dem Auge nur unbewaldete hohe Gipfel dar, deren steile Abhänge mit allerley blaßgrünen Gewächsen bedeckt waren. Dieser Anblick hat etwas Wildes und Trauriges. Um zwey Uhr Nachmittags befanden wir uns der Stadt Saint-Pierre gegenüber.

Der Eintritt des Meeres in das Land bildet mit seiner weiten Oeffnung eigentlich weder Hafen, noch Rehde, noch Bay. Es ist bloß ein ganz guter Ankerplatz, wenn die Winde vom Lande herwehen; dann werden sie gemäßigt durch die hohen Gebirge. Diese Winde wehen dann auch das ganze Jahr hindurch, ausgenommen in den Zeiten der Stürme, welche die Winterzeit genannt wird, und gegen den Julius den Anfang nimmt. Man kann der Stadt während der guten Jahreszeit sich nur lavirend nähern, und wenn der Eingang in diese Bay nicht so weit wäre, so würde man gar nicht hinzu gelangen können. Die Hügel oder Berge strecken, so zu sagen, ihren Fuß bis an das Ufer, und lassen dadurch längs der Küste nur einen schmalen Erdstreif. Hier nun entfaltet sich die Stadt in einer Ausdehnung von mehr als einer halben Stunde. Man hat nur zwey bis drey Straßen parallel mit dem Meere erbauen können, und doch ist eine, die nächste am Ufer, auf einem unebenen Boden angelegt. Die andern sind für Fuhrwerk ganz unzugänglich, so äußerst höckericht und steil sind sie. Unsere indo-

lenten Kreolen lassen sich in Sänften darauf hin- und hertragen, oder auch wohl in prächtigen Hamais, welche von starken Sclaven auf dem Kopfe getragen werden. Die Quergassen, d. h. diejenigen, welche vom Meere sich nach dem Fuße der Berge ziehen, sind natürlich sehr kurz, und endigen sich mit einem Mahle am Fuße der spitzigen Berge. Die Stadt scheint unter ihren furchtbaren Massen erdrückt zu werden, und je näher man ihr kommt, desto beschwerlicher wird das Aufblicken zum Horizonte. Man glaubt, die kühnen Felsenmassen müßten jeden Augenblick auf die Dächer der Häuser herab stürzen, eine Besorgniß, welche um so gegründeter ist, je häufiger man hier Erderschütterungen zu verspüren pflegt. Diese lassen sich schon aus den schwefelhaltigen Vertiefungen dieser einst vulkanischen Gebirge vermuthen. Ihre mit, gegen Abend hin sich neigenden, Felsmassen besetzten Seiten würden zu eben so viel Reverberen werden, welche die Stadt entzünden müßten, wenn sie nicht hier und da mit Vegetabilien bedeckt wären, und tiefe Ritzen sich darin befänden, aus denen Wasser hervor quillt, das in Cascaden über das schwarze Gestein herab fällt, und, den Strahlen der Sonne entzogen, immer gleich kühl bleibt. Nicht selten werden sie durch heftige Platzregen zu verwüstenden Bergströmen.

Man hat diesen Wasserreichthum so zu benutzen gewußt, daß man ihn fast in allen Straßen in der Stadt vertheilt hat, wo das Wasser mit belebender Schnelligkeit dahin strömt; auf dem abhängigen Boden reinigt es sich, und erfrischt die Luft; seine Kühle trägt unstreitig das Meiste bey zur Unterhaltung jener sanften, kühlenden Winde (Brises), welche täglich aus den Höhen herab kommen, und durch die gekrümmten Felsenschlünde sich in der Gegend umher verbreiten. Ohne diese zusammen treffenden Umstände würde die Stadt Saint-Pierre, bey ihrer Lage am Fuße dieser hohen Gebirge, und um 34 Grad

der Breite südlicher als Paris, ganz unbewohnbar seyn. Die Luft ist hier so beschaffen, daß man eine Kleidung von leichtem Tuche zu vertragen pflegt; auch ist gerade diese die gesundeste; denn kommt man auch, nach Verhältniß der Ortslage, in einen frischeren Luftstrom, so ist man doch nicht der Gefahr der unterdrückten Ausdünstung ausgesetzt, ein Uebel, welches unter den heißen Zonen fast immer tödtlich zu seyn pflegt.

Die Straßen der Stadt sind ziemlich gerade, und für unser gemäßigteres Klima breit genug, allein keinesweges für einen so heißen Himmelsstrich. Ich wünschte, sie wären so breit, daß man sie an den Seiten mit Bäumen einfaßen könnte, welche die Luft erfrischen und gesunder machen würden. Ihr Schatten würde die Häuser vor jener erstickenden Hitze schützen, woraus die Fieber entstehen, welche den Europäer tödten, ehe er noch Gefahr ahndet. Das Straßenpflaster würde nicht dergestalt glühen, daß man nicht ruhig mit den Füßen darauf stehen kann, und der fremde Fußgänger, den seine Geschäfte unaufhörlich hin und her zu gehen nöthigen, würde unter der Last der glühenden Sonne sein Blut nicht kochen fühlen.

Keine der europäischen Nationen hat bey ihren Niederlassungen auf den ungeheuern Unterschied zwischen diesen Klimaten und den ihrer Hauptstädte geachtet. Alle haben die Plane zu ihren Städten und der inneren Einrichtung derselben nach ihren besondern eigenthümlichen Sitten entworfen; alle haben, ob sie gleich ihre Niederlassungen mitten in Wüsten und auf unbrauchbarem Boden anlegten, ängstlich den Raum zur gehörigen Breite der Straßen und Plätze, zu den Abtheilungen ihrer Häuser, zu ihren Höfen und Gärten zu ersparen gesucht. Der handeltreibende und minder wohlhabende Theil ihrer Bewohner ist hier etwa so über einander geschichtet, wie in unsern volkreichen Städten. Keine öffentliche Verfügun-

hat diesem Elende vorzubeugen gesucht, wodurch seit drey Jahrhunderten Millionen von Menschen hingerafft worden sind, welche für den Ackerbau, den Handel, die Künste und die Vertheidigung des Landes so brauchbar gewesen wären.

Die Häuser dieser Stadt sind von Stein erbaut, und gewöhnlich ein bis zwey Stockwerke hoch. Man darf aber nicht erwarten, hier die ausgesuchten, fein angeordneten Einrichtungen des modernen Europa's zu finden. Nichts von jenen geheimnißvollen Boudoirs, nichts von jenen kleinen künstlich verschlungenen Gemächern, wo der Reiche in seiner Behausung, ohne daß seine Familie es ahndet, seine Freuden und seinen Kummer selbst dem neugierigen Dienerschwarm entzieht, und sich für das bedürftige Verdienst, für die verfolgte Tugend unsichtbar macht, ohne daß er deßhalb aufhört, ihr Beschützer zu seyn. Hier verschmäht man es wenigstens, sich anders zu zeigen, als man wirklich ist; der Lasterhafte erscheint mit allen seinen Fehlern, und der habsüchtige Geitzhals mit seiner unbiegsamen Härte.

Die Bewohner der Colonien, ganz versunken in dem Bestreben, sich ein großes Vermögen zu erwerben, oder sinnliche Genüsse zu verschaffen, kennen jene Vergnügungsarten gar nicht, welche mit den Freuden des Geistes und den Reitzen der Einbildungskraft in Verbindung stehen. Ihre Häuser auf dem Lande, so wie die der meisten Landleute, und in der Stadt die der Kaufleute, Handwerker, und selbst der größern Handelsleute, haben, statt der Waarenlager, Gewölbe und Werkstätten, eine Art von Kellern, welche bloß durch grob verwahrte Thüren und Fenster erhellt werden. Ihre eigenen Wohnungen sind elende Dachstübchen, oder auch wohl Böden, welche kaum die Armuth in Frankreich, ohne sich zu schämen, bewohnen würde. Dessen ungeachtet findet man hier äußerst wohl-

habende Leute, welche Gold mit vollen Händen in den Schooß liederlicher Frauenspersonen schütten, in hohen Spielen verschwenden, oder es in der Hoffnung aufhäufen, dereinst in unsern Hauptstädten einen asiatischen Luxus zu zeigen.

Die Häuser einiger Reichen, welche an den äußersten Enden der Stadt erbauet sind, liegen höher und luftiger, und sind ein wenig bequemer eingerichtet. Der Gesellschaftssaal ist meistens gleich am Eingange, und vertritt die Stelle des Vorhauses, um die Verbindung mit den übrigen Theilen des Hauses zu unterhalten. Die Sclaven gehen da hindurch; allein diese Menschen haben Augen, und sehen nicht, und Ohren, und hören nicht. Die Verzierungen sind äußerst einfach. Der Boden, gewöhnlich von Marmor, hat mir das Kostbarste geschienen. Die Wände sind bloß geweißt, zuweilen gemahlt, auch wohl mit Holzwerk belegt, oder mit Pappentapeten versehen. Holz- oder Strohstühle, einige mit Porzellan besetzte Tische, machen fast den ganzen Hausrath aus. Dank dem Klima, hier weiß man nichts von den feuerfesten Kaminen, angebracht in dicken Mauern, gleichsam um die flackernde Flamme, welche das Auge so sehr erfreut, demselben zu entziehen, und die Wärme zu vermindern, die bey uns den stillesitzenden Menschen so nothwendig ist. Die Spiegel sind etwas Seltenes, am häufigsten findet man jene mit sehr breitem Glase, die man bey uns nur in den verlassenen Wohnungen unserer Vorältern erblickt.

Luft muß der Mensch haben; sie ist in jedem Augenblick ein immer wiederkehrendes Bedürfniß für ihn, zumahl wenn er unthätig ist. In dieser Art von Häusern ist daher auch gewöhnlich alles aufgeopfert, um sie zu erhalten; große, mit breiten Oeffnungen versehene Gemächer, Gänge und Treppen von aussen, um jene nothwendige Circulation der Luft recht zu erleichtern, und die Ge-

mächer vor der Einwirkung der Sonne zu schützen: die zu besonderem Gebrauche bestimmten Gemächer, alle mit den einfachsten Geräthen versehen, haben nur einige Stühle, einen Tisch, Schrank, ein leichtes Bett ohne Vorhänge, allein dafür, zur Abwehrung der beflügelten Insecten, in einen viereckigen Mückenschirm (Mousticaire), wie in einem Sacke hinein geschoben. Diese Mückenschirme sind von einem dünnen Zeuge, als Linon, Marly, Mousselin oder Leinwand.

Ist auch zuweilen der Saal mit Glasthüren versehen, so findet man an den andern Zimmern keine. Man ist hier gänzlich unbekannt mit jenen reich befranzten Drapperien, mit jenen kostbaren Meubeln, bedeckt mit den schönfarbigen indischen Stoffen, die unsere eitlen Bürgersfrauen mehr auslegen, um sie zu zeigen, als jemand darauf sitzen zu lassen.

Gemählde findet man fast gar nicht, außer Familien-Porträten, woran die breiten Epauletten und das rothe Ordensband besonders hervor stechen. Die gröbste Carricatur zieht das Auge mehr an, als unsere zartesten Darstellungen.

Nur in wenigen von diesen besonderen Gemächern genießt wirklich der Wohlhabende eine frischere und reinere Luft.

In Frankreich unterscheidet sich das Haus des Reichen von dem des bloß Wohlhabenden nur durch den entbehrlichen Luxus; dafür wohnt unter dem einfachen, bescheidenen Dache desto häufiger das Glück und die Gesundheit; allein in den Städten der Colonien scheint das Glück, eine frische und reine Luft einzuathmen, und des kühlenden Schattens zu genießen, ein Privilegium des sehr Begüterten zu seyn; und der Dürftige, der von seiner Arbeit und Industrie leben muß, schmachtet unter glühendem Dache, der Luft beraubt. Dieses ist vornehmlich das

Loos des unglücklichen Europäers, der in diese Zone kommt. Hier findet auch der Tod immer seine zahllosen, gleich dahin gerafften Schlachtopfer.

Diese geringe Anzahl von Häusern der Reichen ist indessen noch lange nicht mit allen den Vorzügen versehen, welche das Klima erfordert, und ihre Lage an die Hand gibt. Keine Gärten, nur enge und schlecht unterhaltene Höfe, welche nicht einmahl durch den Schatten von Bäumen erfrischt werden, die bewundernswürdig schnell hier empor schießen müßten! In diesen Regionen, wo die Natur so mahlerische Formen annimmt, wo die Gewächse sich mit so großen und majestätischen Blättern bekleiden, wo die Rankengewächse an den größten Bäumen auf- und absteigen, und sich bald zu Guirlanden, bald zu dichten Drapperien, oder zu langen Säulen bilden, wo unter ihrem Schatten die Erde sich so gern mit schönem Grün, mit dem farbigen Schmelz lieblicher Blumen bedeckt, wo überall balsamische Pflanzen die angenehmsten Gerüche ausduften, wo Frühling, Sommer und Herbst in stätem Wechsel wetteifern, ihre schönsten Gaben darzubringen; in diesen Gegenden erscheint fast überall der Mensch unempfindlich gegen diese Wunder, die so unerschöpflichen Schätze der reichsten Natur. Golddurst, Gewinnsucht und grobe Genüsse erfüllen allein seine Seele, und verschließen sein Herz jenen sanftern und edleren Freuden.

Ihr Ebenen, welche die Hauptstadt Frankreichs umgeben, ihr Ufer, gewässert von der Seine und Marne, eure Bewohner schmücken euch wetteifernd mit den herrlichsten Gewächsen zweyer Welttheile; mit großen Kosten bringen sie geschickt diejenigen zusammen, welche an dem eisigen Nordpol und unter dem Aequinoctial-Zirkel gedeihen, und machen sie bey sich einheimisch. Gern wandeln sie in den langen Alleen, unter den Laubgewölben, in den geheimnißvollen Gesträuchen umher, welche künstliche Pfa-

de durchschneiden. Selbst in deinen Mauern, Paris, vermag die Pracht der Künste, der Strom der Vergnügungen, die immerwährende Anstrengung des Armen, diese Sehnsucht nach kühlendem Schatten, nach Blumen und Rasen nicht zu ersticken, und können sie die Einwohner nicht in der Wirklichkeit haben, so suchen sie, sie doch wenigstens im Bilde zu genießen.

Wie gern denke ich an jene volkreichen Quais, mit Gesträuchen und schimmernden Blumen eingefaßt, wo, zur Seite der Ueppigkeit, die bescheidene Handwerkerinn, von dem Ersparnisse ihres kleinen Gewinns, den Blumenstock kauft, den sie mit eigener Hand sorgsam pflegen will, und dem sie, mit immer neuem Vergnügen, liebkosende Blicke zuwirft; und jener Blumenstrauß, das süße Geschenk der Freundschaft oder der Liebe, wird von ihrer Hand nicht so, wie von den olivenfarbigen Schönheiten dieser Gegenden, unbarmherzig zerrissen! Nein! lange Zeit, mit frischem Wasser versorgt, schmückt er ihr kleines Zimmer; und erfüllt die Luft mit Wohlgeruch. Ja, in diesen Gegenden, wo die Natur so viel Huldigungen empfängt, wo ihr überall Altäre und Tempel errichtet sind, und Priester und Priesterinnen sich ihrem Dienste weihen — in diesen Gegenden muß der Thron der Nationen erhöht werden, und wenn der Genius sie mit Trophäen und Siegesbogen, zur Ehre des herrschenden Helden, schmückt, sind diese nur dann seiner würdig, wenn sie mit Festons und Guirlanden, und mit hohen Bäumen verziert werden, unter deren ehrwürdiger Beschattung kommende Geschlechter sich noch von den Wundern erzählen, welche diese Denkmähler bezeugen.

Was dem Ankommenden zu Saint-Pierre am meisten auffällt, ist die Menge von Negern und Mulatten, und andern, aus der Vermischung des Bluts von Schwarzen und Weißen entsprungenen, Racen. Der Hafen, die

öffentlichen Plätze, die Buden und Trinkhäuser sind ganz davon angefüllt, und ganze Quartiere der Stadt scheinen allein von ihnen bewohnt zu seyn. Die ungeheuere Ungleichheit ihrer Anzahl gegen die der Weißen würde einen erschrecken, wenn man nicht wüßte, daß sich eine Militär-Macht auf dieser Insel befindet, welche immer mehr als hinreichend ist, um die kühnsten Aufstände sogleich zu unterdrücken, zumahl da ihr nicht großer Flächenraum leicht durch eine Unterstützung von aussen umringt werden kann. Indessen erinnert der bloße Anblick dieser stets zunehmenden Menschenmasse, auch abgesehen von dem Unglück St. Domingo's, jeden Vernünftigen daran, wie unklug die Europäer handeln, daß sie Racen sich vermehren lassen, die durch ihre Sitten, Gesetze, Meinungen nothwendig ihre Feinde seyn müssen; daß eine solche Vermehrung auf Inseln von dem Umfange Sanct Domingo's und Cuba's immer gefährlicher wird, daß aber, wenn sie auf dem unermeßlichen Gebiethe des festen Landes Statt finden sollten, welches von so großen Flüssen, von Sümpfen, Seen, Gebirgsketten und unermeßlichen Wüsteneyen durchschnitten ist, das Uebel ganz unheilbar werden würde.

Auf der Insel Martinique wird diese gemischte Menschen-Race nicht allein zum Anbaue des Landes gebraucht; in den Flecken und Städten, und vorzüglich zu Saint-Pierre, betreiben sie alle nützlichen Künste, alle einträglichen Gewerbe, theils als Sclaven, abhängig von ihren Herrn, theils als Wirthschafter, die ihnen Rechnung ablegen, theils auch auf ihre eigene Rechnung, und noch öfter für sich, als ganz frey und unabhängig. Sie halten Werkstätte und Buden, als Tischler, Böttcher, Zimmerleute, Schmiede, Schneider, Goldschmiede und Juweliere; sie haben eine Menge öffentlicher Wirthshäuser inne, so, wie sie vielerley Handel treiben, vorzüglich den im Kleinen, mit Eßwaaren, der zwar beschwerlich, aber sehr ein-

träglich ist. Sie haben über die Weißen immer den unschätzbaren Vortheil, daß sie diese durch die Concurrenz niederdrücken können. Einfacher in ihrer Kleidung, mehr gewohnt, schlecht zu wohnen, und der europäischen Bequemlichkeiten zu entbehren, vorzüglich aber mit geringerer Kost sich begnügend, können sie bey wenigen Geschäften doch weit mehr gewinnen. Daher bleibt für die Weißen, welche nicht sehr große Geschäfte machen, oder die Landwirthschaft betreiben wollen, nicht viel übrig.

Mit jedem Tage werden diese Verhältnisse den Letztern weniger günstig, weil die Farbigen bey ihrer immer zunehmenden Vermehrung sich auch immer mehr und mehr der verschiedenen Zweige der Industrie bemächtigen. Die Weißen selbst begünstigen sie durch ihre Verbindungen mit farbigen Weibern. Den Kindern, welche sie mit diesen zeugen, geben sie als einzige Hinterlassenschaft meistens ein Gewerbe. Auf diese Art muß der minder begüterte Europäer immer weniger Hülfsquellen finden, um nur mäßige Unternehmungen anfangen zu können. Die Farbigen werden so allmählich der zahlreichste, thätigste, industriöseste, und folglich der wohlhabendste Theil der Einwohner werden; und dann müssen diese wohl im Stande seyn, unter günstigen äußeren Verhältnissen die Weißen zu unterjochen, und sie ganz auszurotten.

Diese Menge von Sclaven, welche die Stadt Saint-Pierre gleichsam überschwemmen, ist für den ankommenden Europäer der allerauffallendste Anblick. Langsam in ihren Arbeiten, sich nicht übernehmend bey ihren Anstrengungen, sind sie voll glühender Lebhaftigkeit bey ihren Vergnügungen. So bald nur Einer unter ihren zahlreichen Gruppen anfängt, nach dem Tacte auf eine Kürbißflasche oder einen andern tönenden Körper zu schlagen, so geräth auf einmahl der ganze Trupp in Bewegung. Noch mehr aber ist dieß der Fall, wenn ein Anderer ei-

nen Tanz beginnt. Dicht um ihn herum gedrängt, mit starrem Blicke, vorgestrecktem Halse, scheinen sie selbst den Athem anzuhalten, damit ihrer Aufmerksamkeit auch nicht die kleinste Bewegung entgehe; alle Empfindungen und Leidenschaften, welche die Tanzenden zu beseelen scheinen, theilen sich den Zuschauern mit, und man glaubt, es lebe in allen eine Seele. Niemahls bringen unsere berühmtesten Tänzer, auch wenn sie noch so glücklich sind, einen so allgemeinen und tiefen Eindruck hervor. Die Kunst der Letztern besteht freylich nur immer in den reissend schnellen Bewungungen ihrer Füße und Beine, sie opfern alles den glänzenden Entrechats, den künstlichen Pirouetten, den hohen Luftsprüngen auf, welche mit der Anmuth des Körpers, mit dem Ausdrucke der Bewegung und der Sprache des Gesichts gar nicht in Harmonie stehen; so kann dann die Aufmerksamkeit der Zuschauer, von Ueberraschung zu Ueberraschung fortgerissen, unmöglich bey dem verweilen, was Rührung, oder irgend eine Gemüthsbewegung, zu erregen vermag.

Allein bey dem Tanze des Afrikaners ist die Thätigkeit der Beine immer der Bewegung des Körpers und dem Ausdrucke der Physiognomie untergeordnet, daher keine Zerstreuung der Aufmerksamkeit auf den Seelenausdruck. Diesen allein suchen sie durch die übrigen Körperbewegungen noch mehr hervor zu heben. Wer ist nun hier gebildeter, wir oder der Afrikaner?

Man erstaunt nicht wenig, die schwarzen oder braunen Weiber fast immer reich, und oft sogar prächtig gekleidet zu sehen. Sie tragen reiche Stoffe zum Kopfputze, feine Leinwand, Indiennen, Gingas, theure Mousseline zu ihren mit Stickereyen verzierten Hemden, zu ihren langen Röcken, und den noch längeren Roben. Finger, Arme, der Hals, die Ohren, sind mit goldenen Zierathen geschmückt, und das Sonderbarste ist, daß man eine Scla-

vinn oft eben so prächtig geputzt sieht, als eine freye Person. Wäre dieser Anstrich von Wohlstand und Pracht, der so sehr absticht gegen die Einfalt und Mäßigkeit unsers arbeitsamen Landmannes, eine Frucht der Arbeitsamkeit und Industrie, so wäre er ein entzückender Anblick, aus dem man auf den Wohlstand und das Glück dieser Gegenden schließen könnte. Allein vergebens! er ist bloß die Wirkung der Ausschweifung! Einige Leute, Familien-Väter, richten sich zu Grunde, um einen Aufwand zu begünstigen, welcher um so verderblicher ist, je mehr diese feilen Geschöpfen habsüchtig nach Dingen streben, deren Werth sie nicht kennen, nur um sie mit desto größerer Verschwendung wieder zu verschleudern.

Auf den Colonien erblickt man Laster und Verbrechen, welche in den verderbtesten Gegenden der alten Welt unerhört sind. Gleichgültig sieht der Vater seine Tochter sich öffentlich preis geben; er freut sich sogar über die Menge wechselnder Liebhaber, und wird im Nothfalle wohl auch ihr Vertrauter. Ich selbst habe während meines Aufenthaltes in den Colonien dergleichen Beyspiele gesehen. Oft läßt der Vater die Kinder, die er aus solchen entehrenden Verbindungen bekommen hat, in den Fesseln der Sclaverey, oft verkauft er sie, und das fällt so häufig vor, daß man sich gar kein Gewissen daraus macht.

Die Schiffe können, wegen Mangel an Tiefe, nicht dicht ans Ufer kommen. Fast überall müssen sie in der Ferne Anker werfen. Diese Unbequemlichkeit macht das Aus- und Einladen kostspieliger; allein sie gibt der Stadt dafür mehr Ansehen, Aussicht und Annehmlichkeit. Die große Anzahl von Schiffen, welche in der Ferne liegen, lassen einen Zwischenraum, der immer mit einer Menge von Böten, Schaluppen und andern kleinen Fahrzeugen bedeckt ist, welche unaufhörlich hin und her fahren. Dieses bewegliche Gemählde, diese Linie von Schiffen auf

dem ruhigen Meere, dieses ebene Ufer, an dem sich eine blühende Stadt erhebt, und hinter derselben die hohen Berge, deren Gipfel zum Theile fast ganz mit Wolken bedeckt sind, dieses alles gewährt einen äußerst mannigfachen, höchst anziehenden Anblick. Die frischere Luft, die man hier einathmet, weil der Meergrund kiesig ist, und wo die schäumenden Wogen sich sanft verlaufen, würde diese Gegend zu einem sehr angenehmen Spatziergange machen, wenn sie von Bäumen, diesen Freunden des Wassers, beschattet würde, und wenn sie nicht eine ordentliche Niederlage alles Unrathes der Stadt wäre, den das Wasser unaufhörlich hier anspült, gleichsam um die Einwohner ihrer strafbaren Entweihung anzuklagen. Man weiß oft nicht, wohin man den Fuß setzen soll, und athmet die verdorbenste Luft ein; der Blick fällt nur auf ekelhafte Gegenstände, und mit Betrübniß entfernt man sich von dem Orte, der als Spatziergang und Sammelplatz für Geschäfte des Morgens und Abends von jedermann besucht werden sollte. So sind denn auch die benachbarten Häuser die angenehmsten und wohnbarsten; wo gewöhnlich die Fremden wohnen, die unbequemsten und ungesundesten.

Der Raum, den die Stadt einnimmt, ist Anfangs gegen Norden durch die Festung begränzt worden, ein Werk von geringer Bedeutung, welches jedoch hoch und gesund liegt. Sie beherrscht von vorn das Meer, und wird auf der Seite durch einen kleinen Fluß geschützt, dessen tiefes Bette, mit Felsen besetzt, eine natürliche Vertheidigungslinie bildet. Die Einwohner siedelten sich in der Nähe dieser Festung an, und es scheint, als habe sich die Stadt gegen Norden hin verlängern sollen, wo der Boden erhabener und luftiger, folglich auch gesunder ist; allein die Annäherung der Schiffe würde hier noch beschwerlicher gewesen seyn, weil das Meer nicht Tiefe ge-

nug hat; und über dieß war in diesen ersten Zeiten die ausgedehnte und fürchterliche Gewalt der Gouverneure, und jener stolzen königlichen Marine, welche immer so gern die des Handelsstandes verschlang, die Ursache, warum sich die Kaufleute von dort entfernten, und gegen Süden ansiedelten; indessen ist in dieser Gegend eine so drückende, dicke Atmosphäre, daß man sich unter einen ganz andern Himmelsstrich versetzt wähnt.

In den Monathen Julius, August und September, wo die Südwinde immerfort mit Heftigkeit wehen, und Ungewitter nebst unerträglicher Hitze herbey führen; wo die tödtlichen Krankheiten sich vermehren, wo die Gewächse selbst krank zu werden scheinen; in dieser Zeit der Stürme, welche mit Recht die Winterzeit (temps de l'hibernage) heißt, leiden die Schiffe von dem Ungestüme der Winde und der nach dem Ufer rollenden Wogen außerordentlich, oft werden sie auch los gerissen, und an die Küste geschleudert; alsdann verlassen sie die offene Rehde von Saint-Pierre, und suchen einen Zufluchtsort in dem engern und sichern Hafen von Fort-Royal.

Man wird sich ohne Zweifel wundern, warum die Rehde und der tiefe Hafen von Fort-Royal, die gegen die heftigsten Stürme, so wie gegen feindliche Ueberfälle, so gesichert, übrigens im Mittelpuncte der Insel, in einer offenen Gegend gelegen, und weit geräumiger sind, wo sich eine große Stadt recht wohl ausdehnen könnte, ohne genöthiget zu seyn, ihre Gassen zu verengern, und die Gebäude über einander zu häufen, und wo sie zugleich der Annehmlichkeiten des Landlebens und aller Lebensbequemlichkeiten genießen würde — man wird sich wundern, sage ich, warum Saint-Pierre, bey allen seinen Nachtheilen gegen Fort-Royal, der Haupt-Handelsplatz geblieben ist? Dieselben Ursachen, welche zu Saint-Pierre die Handelsleute von dem Ufer der Festung entfernten,

entfernten sie noch mehr von dem Fort-Royal, und ließen sie die zufälligen und vorüber gehenden Gefahren dem immerwährenden Unglücke vorziehen, in der Gewalt der despotischen Willkühr sich zu befinden, und von Menschen umgeben zu seyn, die ihre rechtmäßige Gewalt gewöhnlich zu mißbrauchen pflegten. Der Handel gedeiht, gleich großen Bäumen, nur an freyer Luft. Die schönsten Gegenden der neuen Welt, die, welche die Natur am freygebigsten ausgestattet hat, sind, unter dem Drucke willkührlicher Gewalt, unbebaute Einöden geblieben, indeß mehrere andere Gegenden, tiefer in den Wüsten, und entfernt von aller Gemeinschaft, unter einem rauhen Klima, bey einem mühsamer anzubauenden Boden und unter der Regierung einer vernünftigen Freyheit, eine zahlreiche Bevölkerung und unermeßliche Reichthümer besitzen.

Viertes Kapitel.

Fort-Royal. Sümpfe. Ueber die auf die Natur gegründete, sichere und minder kostspielige Kunst, sie für die Gesundheit der Menschen unschädlich zu machen. Umgebungen des Fort-Royal. Mangeln (mangles). Krabben Flecken. Lamantin und andere Theile der Insel. Naturgeschichte.

Die Stadt von Fort-Royal, unter dem Winde von Saint-Pierre gelegen, und zwar sieben Stunden südöstlich von derselben, ist erbaut am Ufer der Rehde zwischen dem Fort-Royal und dem Flusse l'Hopital. Ihr platter und niedriger Boden besteht aus los gerissenen Stücken von den Anhöhen und Hügeln, welche ihn beherrschen, und ist untermischt mit Anschwemmungen aus dem

Meere, welche ihn längs der Küste hin etwas höher machen. Die hintere und niedrige Gegend wird von grossen, durch die von den Anhöhen herab fließenden Bergströme unterhaltenen Sümpfen ganz bedeckt. Der Schutz von dem Fort her bestimmte, wie zu Saint-Pierre, auch die Lage dieser Stadt. Die Gefahr der Sümpfe, die Niederlassungen und Bedürfnisse des Handels näherten sie noch mehr dem Ufer, und machten, daß man Dämme von Erde weit ins Meer hinaus bauete.

Die Sümpfe hinter der Stadt sind diesem Theile der Insel gar nicht mehr nachtheilig. Sie verbreiteten ehedem ansteckende Krankheiten, welche viele Einwohner und viele von unsern Truppen hinweg gerafft haben. Im Jahre 1762 verloren die Engländer, welche sich dieser Insel bemächtigt hatten, zu Fort-Royal mehr als zwey tausend Mann. Man hat dieses Unglück dadurch für die Folge zu heben gesucht, daß man einen Canal grub, der, durch diese Sümpfe hindurch laufend, sich an einem Ende in den Hafen und am andern in die Mündung des Flusses l'Hopital ergießt. Dieser Canal trennt die Halbinsel vom Lande; allein weil er zu eng ist, kann er seinen Zweck nur zum Theile erreichen. Diese Ansteckungen haben sich zwar vermindert, indessen doch nicht ganz aufgehört.

Die Kunst, die Sümpfe unschädlich für die Gesundheit zu machen, ist so einfach und so wenig kostspielig, und doch noch so unbekannt. Sie beschränkt sich bloß darauf, daß man die Wirkung der Sonne auf das stehende Wasser verhindert; daß man sie durch Bäume beschatten läßt, welche es kühl erhalten, und durch ihre Wurzeln und die Fasern derselben, durch ihr dickes Laub, durch ihr poröses Holz unaufhörlich um sich her eine reine Lebensluft erzeugen, welche die Oberfläche der Sümpfe bedeckt, sie bis in das Innere durchdringt, und selbst die

Po-

Poren dieses schlammigen Bodens anfüllt. Diese Wahrheit, von der ich bey der Beschreibung von Louisiana vielfache Beweise anführen werde, ist bis auf diesen Augenblick unbekannt geblieben, indeß sie gleichwohl, so zu sagen, sich von selbst unter mannigfachen Formen darstellt. Sind nicht die Sümpfe am gefährlichsten in der heißen Jahreszeit? Nicht vorzüglich, wenn warme Winde wehen, welche die Gährung befördern und die Fäulniß beschleunigen? Sehen wir nicht, daß das stehende Wasser, wenn es den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, trübe wird, sich mit Schlamm bedeckt und einen stinkenden Geruch aushaucht? Aber dasselbe stehende Wasser erhält, wenn es beschattet wird, seine Reinheit, und wird nicht riechend, wenn nicht der Boden, worauf es steht, von schlechter Beschaffenheit ist. Haben nicht die Gewächse, durch ihre Poren, ihre geheimen Canäle, von ihren kleinsten Wurzeln bis zu den entferntesten Blättern eine gewisse Verbindung, und unterhalten, von den Gipfeln der Bäume bis ins tiefste Wasser hinab, eine heilsame Circulation? Bringen sie nicht dahin jene belebenden Salze, Oehle und geistigen Substanzen? Hat uns endlich nicht die Chymie gelehrt, daß die Gewächse die vorzüglichsten Bereiter der Lebensluft sind? — Sollten wir nicht durch alle diese Bemerkungen bewogen werden, alle Sümpfe und stehenden Gewässer mit Gewächsen und Bäumen zu umgeben?

Unter den Gewächsen mit Kätzchenblüthen zeichnen sich die mancherley Arten von den sehr breit wachsenden Weiden aus, so wie die Pappeln, welche immerfort eine gummiartige, starke aromatische Substanz ausschwitzen. Diese findet man auch, wenn man ihre zarten Blätter und ihre junge Rinde und Blüthe zwischen den Fingern zerreibt. Verschiedene Arten von Erlen haben gleichfalls eine sehr zusammen ziehende Kraft, und widerstehen also der Fäulniß. Die Lorberbäume und

Magnolien (magnoliers), welche in warmen Klimaten das Wasser mit ihren Schatten bedecken, verbreiten diese nicht überall ihre feinen geistigen Düfte, durch ihre Blüthen, ihre Früchte, ihre immergrünen Blätter, ihre Rinde und ihr Holz bis zum Zustande gänzlicher Vertrocknung? Unter den niedrigen Gewächsen sind vorzüglich die zahlreichen Gattungen der lippenförmigen (labiées), welche unter allen Klimaten im stehenden Wasser wurzeln, durch ihre öhlichten Ausdünstungen treffliche Mittel, deren sich die Natur bedient, um die Sümpfe unschädlich zu machen. Selbst diejenigen Pflanzen, welche uns als gefährliche Gifte bekannt sind, als die Ranunkeln und die Wassergewächse mit schirmförmigen Blumen (ombellifères), haben einen heilsamen Einfluß auf die Verbesserung der Luft durch ihre ausnehmend verdünnten Ausdünstungen. Eine davon, der Schierling, wird in der Medicin zu einem der wirksamsten Auflösungsmittel, welches dem Blute seine ursprüngliche Flüssigkeit wieder gibt, und alle Unreinigkeiten aus den Gefäßen treibt.

Man muß daher die Gewächse, welche die Sümpfe umgeben, und sich über ihre Oberfläche erheben, mit einer heiligen Sorgfalt zu schützen suchen. Ihre Vernachlässigung oder Ausrottung rächt sich meistens durch ansteckende Krankheiten an Thieren und Menschen, welche sich von Generation zu Generation fortpflanzen.

So wurden die alten Gegenden an den Ufern des Ganges, des Indus, des Nils von Menschen und Thieren entblößt; die Pontinischen Sümpfe bey Rom bestätigen meine Aeußerungen nur zu sehr. Und unter dem milden Klima des industriösen Frankreichs gibt es fast keinen seiner Cantone, wo die offenen Sümpfe in der heißen Jahreszeit nicht tödtliche Ansteckungen erzeugen. —

Die kostspieligen Versuche zu ihrer Austrocknung, ob-

ne Rücksicht auf die sie bedeckenden Gewächse, machen sie noch tödtlicher, und lange Zeit müssen sie diejenigen, welche sie ausfüllen, aufreiben, ehe die künftigen Geschlechter sicher wohnen. Statt dessen vermehre man bloß die Bäume und Gewächse um sie her.

Macht indessen die Natur des Bodens und das dringende Bedürfniß die Austrocknungen durchaus nothwendig, so rotte man wenigstens die sie bedeckenden Gewächse nur allmählich aus. Man vernichte sie bloß, wie die Arbeit wächst, und hüthe sich, diesen nassen Boden der Einwirkung der Sonne auszusetzen. Der schützende Schatten ist für die Menschen, welche man zu diesen gefährlichen Arbeiten braucht, äußerst nothwendig. Die Hitze verdünnt, indem sie die Ausdünstungen, welche sie einathmen, mephitisirt, ihr Blut dergestalt, daß der Umlauf desselben außerordentlich beschwerlich wird. Die Anspannung der Muskeln während der Arbeit vermehrt noch durch das Zusammendrücken der Gefäße die Hindernisse dieses Umlaufs, gerade wo er am nöthigsten wäre. Daher denn jene fürchterlichen Krankheiten der heißen und feuchten Gegenden: Pest, Siams-Krankheit und gelbes Fieber.

Die Anhöhen, welche sich hinter der Stadt des Fort-Royal erheben, liegen weiter zurück, als zu Saint-Pierre, und sind nicht so hoch und wellenförmiger. Diese Gegend hat viel Aehnlichkeit mit unsern ländlichen Gegenden in Frankreich.

Das Fort-Royal nimmt eine schmale Erdzunge ein, welche aus einem mürben Felsen besteht, der von Norden nach Süden in die Bay hinaus geht. Diese Spitze steht einer andern kürzern Spitze entgegen, die Mönchsinsel genannt. Beyde bilden den Eingang zur Bay. Von den Batterien beyder Seiten kann ein sich kreutzendes Feuer unterhalten, der Eingang der Rehde, die Bay, geschützt, so wie die Stadt und der Hafen gedeckt werden.

C.

Diese Erdzunge, welche das Fort-Royal einnimmt, ist auf der Landseite so schmal, daß sie nicht mehr, als achtzehn bis zwanzig Toisen, Breite hat, und in ihrer ganzen Länge erhebt sie sich funfzehn bis achtzehn Toisen über das Meer. Der hintere Theil, sumpfig wie der Stadttheil, wird vom Lande getrennt durch die Verlängerung des Canals der Stadt, welcher bestimmt ist, das stehende Gewässer in den Hafen auszugießen.

Der Hügel, Garnier, ist der höchste von allen und der steilste. Auf seinem Gipfel hat man das Fort-Bourbon angelegt, dessen drey Fronten die Stadt von vorn und auf den Seiten, den Hafen und den Fluß l'Hopital bedecken. Ohne den Besitz dieses Forts würde sich der Feind umsonst des Hafens, der Stadt und der Mündung des Flusses bemächtigt haben; die Artillerie des Forts müßte ihn verjagen.

Die unteren Batterien, die mehr horizontal sind, vertheidigen auch noch mehr die Bay und den Hafen, selbst die Annäherung zum Fort-Bourbon; so schützen auch sie das Fort, das umgekehrt sie beschützt. Das Fort-Royal, gut verproviantirt, kann sich lange Zeit vertheidigen, und der Angriff darauf muß mörderisch seyn für die Angreifenden. Der Pater Labat, der im Jahre 1693 auf dieser Colonie ankam, wo er lange Zeit als Pfarrer sich aufhielt, und zugleich die Geschäfte eines Ingenieur-Officiers besorgte, gibt in seinen Reisen eine Schilderung von der Belagerung, welche dieser Platz im Jahre 1693 gegen die Holländer auszuhalten hatte. Der außerordentliche Ausgang derselben beweiset, welchen Antheil zuweilen der Zufall an dem Glücke der Waffen hat. Indessen ist sein Einfluß immer auf Mangel an Disciplin zu schreiben.

„Als der Holländische Admiral Ruitter, im Jahre 1674, Martinique angriff, hatte diese Erdscholle, die schon damahls Fort-Royal hieß, anstatt aller Befestigungen, bloß

eine doppelte Reihe von Palliſaden, welche dieſe kleine Erdzunge unten ſchloß, nebſt einer andern Reihe auf den Höhen, und zwey Batterien mit Bruſtwehre, eine auf der Spitze, um den Eingang des Hafens zu ſchützen, die man den Schiffswerft nennt, und eine andere auf der Seite der Rehde. Der Platz, auf dem gegenwärtig die Stadt liegt, war ein Sumpf, voll Schilf, bloß einige elende Hütten von Schilf und Rohr, am Ufer des Meeres ausgenommen, welche als Magazine gebraucht wurden, um die Waaren zu verſchließen, wenn ſich die Schiffe zur Zeit der Stürme auf dem Werfte befanden."

„Dieſe Magazine waren mit Wein und Branntewein angefüllt, als Ruitter ſeine Truppen unter Anführung des Grafen von Stirum landen ließ. Die Soldaten, welche keinen Widerſtand bey der Landung fanden, fingen an, die Magazine zu plündern, und da ſie den ihnen ſo angenehmen Branntwein fanden, tranken ſie dermaßen, daß, als ſie der Commandant zum Sturme führen wollte, ſie ſich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochten."

„Glücklicher Weiſe befand ſich auf dem Werfte ein Transport-Schiff von St. Malo, von zwey und zwanzig Kanonen, und ein königliches von vier und vierzig Kanonen, welches von dem Marquis d'Amblimont befehligt wurde. Dieſe beyden Schiffe machten nun aus ihren mit Kartätſchen geladenen Kanonen ein ſo fürchterliches Feuer auf dieſe Betrunkenen, die bey jedem Schritt vorwärts immer hinfielen, daß mehr als neunhundert davon getödtet wurden. Da das Feuer der Schiffe unterſtützt wurde von dem, welches die Einwohner machten, die die Palliſaden vertheidigten, ſo ſah ſich der Officier, der in des getödteten Stirum Stelle getreten war, genöthigt, den Rückzug zu befehlen, und um ſeine noch übrige Mannſchaft zu decken, aus den Fäſſern, die er fand, eine Art von Bruſt-

wehre zu machen; und so ließ er ihnen Zeit, nüchtern zu werden.“

„Ruitter, der des Abends ans Land kam, nachdem er den ganzen Tag über den Felsen beschossen hatte, erstaunte nicht wenig, als er mehr als funfzehnhundert von seinen Leuten todt oder verwundet fand; er beschloß daher, das unglückliche Unternehmen aufzugeben, und den Rest seiner Mannschaft während der Nacht einschiffen zu lassen.“

„Unterdessen versammelte Herr von Saint-Marthe, der unter Herrn von Baas Gouverneur der Insel war, seinen Kriegsrath, und beschloß, das Fort zu verlassen, nachdem er die Kanonen heraus genommen habe, weil die Feindlichen den größten Theil der Pallisaden zerstört, und viele der Verschanzungen unbrauchbar gemacht hatten. Es war zu fürchten, man möchte wohl überwältigt werden, wenn der Feind von neuem zum Sturme anrückte. Dieser Entschluß konnte indessen nicht so stille ausgeführt werden, daß nicht die Holländer den Lärm hätten hören sollen, der theils durch das Vernageln der Kanonen, theils durch Wegführung der Munition und anderer Dinge in Kähnen, wodurch man auf die andere Seite des Hafens sich begeben mußte, nothwendig erregt wurde. Sie hielten diesen Lärm für das Vorspiel eines Ausfalles, welcher ihnen in dem Zustande, worin sie sich befanden, äußerst verderblich hätte werden können, auch hatte sich ein Theil von ihnen bereits wieder eingeschifft, so daß sie nun anfingen, in die größte Angst zu gerathen. Eiligst schifften sie sich nun vorher ein, und zwar mit einer solchen Hast und Unordnung, daß sie ihre Verwundeten, das aufs Land gebrachte Schiffsgeräthe und einen Theil ihrer Waffen zurück ließen; die Franzosen aber, erschreckt durch das Geräusch, das sie vernahmen, und das sie für den Anzug des zum Sturme marschierenden Feindes hielten, beeilten sich gleichfalls außerordentlich, um auf ihre Canots zu

kommen; so daß dieser panische Schrecken Belagerer und Belagerte zugleich angriff, und beyde verjagte. So blieb das Fort allein im Besitze eines Schweizers, der, weil er sich Abends betrunken hatte, ruhig schlief, und von all diesem Getöse nichts vernahm. Er erstaunte nicht wenig, als er bey seinem Erwachen um zehn Uhr des Morgens sich ohne Freund und Feind im Besitz der Festung erblickte."

„Da der Marquis d'Amblimont von diesem doppelten Rückzuge nichts erfahren hatte, fing er bey Tagesanbruch von neuem an, das Fort zu bombardiren. Allein da er niemanden im Fort bemerkte, und gar kein Geräusch, weder in diesem, noch in dem feindlichen Lager, vernahm, dessen Anblick ihm zum Theil durch das Rohr und Schilf entzogen wurde, setzte er einen Sergeanten nebst einigen Soldaten ans Land, um Nachrichten einzuziehen. Dieser Sergeant fand nichts, als Todte, Verwundete und einige Betrunkene, welche in den Magazinen schliefen. Sogleich meldete er dieses seinem Capitän, der darauf einen Officier mit Truppen abschickte, um von neuem das Fort in Besitz zu nehmen. Man rief nunmehr den Gouverneur und die Einwohner zurück, und fing noch in demselben Jahre einen Theil der Arbeiten an, die man noch jetzt daselbst erblickt."

Wenn man um die Spitze des Fort-Royal herum segelt, und tiefer in die Rehde einfährt, so findet man linker Hand eine Art von Canal, welcher zum Flecken Lamantin führt. Dieser Canal, der ungefähr eine Stunde lang ist, scheint durch einen Wald von Mangen gehauen zu seyn, die ihn zu beyden Seiten einfassen, und durch ihre glatten, aschfarbigen und dichtgedrängten Stängel, durch ihr dickes, glänzendes, dunkelgrünes Laub einen reitzenden Schirm oder Vorhang [illegible]den, welcher, wie mit dem Meissel gebildet, aussieht. Der kühle Schatten dieser stillen Gegend, die Umrisse des durch diesen dun-

keln, über die Oberfläche des Wass:rs sich erhebenden Wald hinlaufenden Canals erwecken in der Seele wirklich romantische Ideen und Gefühle, und eine süß melancholische Stimmung.

Der Manglenbaum (le mangle) unterscheidet sich in der That gar sehr von allen andern Gewächsen; er wächst an den sumpfigen Ufern des Meers unter der heißen Zone, vornehmlich an der Mündung von Flüssen, erhebt sich nicht über fünf und zwanzig Fuß, und hat im Durchmesser nie mehr als funfzehn Zoll. Sein gerader und cylinderförmiger Stamm bedeckt sich mit einer großen Menge von langen, schwankenden und herab hängenden Zweigen. Die untern zahlreichern Zweige senken sich wieder ins Wasser, und verwandeln sich in Wurzeln, die sich mit denen der benachbarten Stämme durchkreutzen. So in einander verflochten, bilden sie auf der Oberfläche des Wassers eine Art von Fußboden, worauf man ziemlich sicher, wenn gleich unbequem, gehen kann; denn die Zweige der Gipfel, welche sich auch ungemein verlängern, krümmen sich dann in Bogen bis zur Oberfläche des Wassers, um daselbst zu wurzeln, und neben einander immer neue Stämme zu bilden. Ein einziger Baum ist hinreichend, um in kurzer Zeit auf der ganzen Oberfläche stehender oder wenig bewegter Gewässer einen dichten Wald zu bilden. Die Natur, welche in diesen stehenden Wassern so viel Thätigkeit entwickelt, ist nicht damit zufrieden, sie durch diese langen und dicken Wurzeln, durch diese stets sich erneuernden Blätterlagen, durch die Ueberreste der in diesen Gewässern sich so lange erhaltenden Stämme schnell auszufüllen: sie führt auch noch eine ungeheure Menge von Schalthieren, Muscheln und Gewürmen aller Art [illegible] bey. Ich habe ihre Krabben in so ungeheurer Menge gesehen, daß man sogleich Körbe voll ein-

sammeln konnte *). Die Austern vermehren sich mit eben der Schnelligkeit, wie die Wurzeln, und bedecken sie von einem Ende zum andern. Trotz der ungeheuern Consumtion derselben durch die Karaiben, und hernach durch die Colonisten, haben sie sich nicht merklich vermindert. Wenn sich diese Masse von Gewächsen und Thieren nach und nach verdichtet, so bildet sich daraus festes Land, welches dem Andrang der Wellen widerstehen und seine Oberfläche mit Fruchtboden bedecken wird, um neue Pflanzen zu erzeugen, und andere Thierarten zu ernähren.

Wenn man in den Flecken Lamantin tritt, erkennt man sogleich an der bleyfarbigen Haut der Einwohner die Wirkungen der Sumpf-Miasmen. Die um ihn herum in der Absicht, die Gegend luftiger zu machen, abgehauenen Manglen und die unvollkommenen Austrocknungen lassen ganze Strecken von stehendem Wasser unbedeckt, welches nun verdirbt. Da hingegen das im Schatten befindliche seine Reinheit erhält.

*) Zu St. Domingo beym Entstehen der Niederlassung Jeremie, wo der Boden minder angebaut und bedeckter, auch feuchter und dicht am Meer mit Manglen bedeckt war, vermehrten sich die Krabben ganz unglaublich. „Beym ersten Frühlingsregen," sagt Moreau de Saint-Mery, in s. Beschreib. des Franz. Antheils von S. Domingo. 2 Thl., „verlassen sie das Wasser, und kommen ans Land; dann verbreiten sich viele Millionen solcher Thiere, vorzüglich über die Jeremias-Bucht und in der Stadt. Als diese noch nicht sehr bewohnt war, konnte man sich kaum in den Häusern, auf den Dächern, vor diesen neuen Gästen schützen. Auf den Gassen, an den Häusern bildeten sie oft eine Rinde mehrere Fuß dick, indem sie sich über einander legten. Es war eine Art beweglicher und belebter Mauer, mit Scheren bewaffnet, und von allen Seiten drohend."

Im J. 1774 wurden selbst von Seiten der Polizey Maßregeln dagegen ergriffen.

Der Flecken liegt auf einer Anhöhe, welche andere umher liegende Hügel beherrscht. Die Landschaft ist sehr waldig und rauh, ohne jedoch wild zu seyn, und macht hier einen angenehmen Eindruck auf das Auge, wo man bey jedem Schritte steilen zerrissenen Felsenmassen mit grausenden Abgründen begegnet.

Sonntags wird hier gewöhnlich eine Messe oder ansehnlicher Markt gehalten. Eine große Menge von Kaufleuten aus den Städten Saint-Pierre, Fort-Royal, la Trinite, nebst herum ziehenden Handelsleuten, versehen ihn reichlich mit Schnittwaaren, Quincaillerien, Bijouterien, und andern Waaren für das Bedürfniß des Landes. Die Landleute kommen von allen Orten herbey, um einer kurzen Messe beyzuwohnen, ihren Einkauf zu besorgen, und sich zu sprechen. Es ist der Sammelplatz des ganzen Cantons für Geschäfte und Vergnügungen. Vorzüglich trifft man hier eine sehr große Menge Neger aus den benachbarten Pflanzungen, welche an diesem Tage der Freyheit gleichfalls hierher kommen, theils des Einkaufens, theils des Vergnügens halber. Am auffallendsten ist die Höflichkeit der Verkäufer gegen sie, wenn sie kaufen wollen; da merkt man nichts mehr von verächtlichen Blicken, von harten Worten; Alles ist Gefälligkeit und Schmeicheley; sie kehren ihre Buden und Magazine fast um, wenn es der tückische Neger verlangt, der sich eine heimliche Freude daraus macht, sich von diesen stolzen Herren bedienen zu lassen, und am Ende doch nur verspricht, ein anderes Mahl wieder zu kommen. So verschwindet augenblicklich vor der Hoffnung eines kleinen Gewinnes jener große Unterschied, den das, nach der Meinung der Colonisten auf Natur und öffentliches Interesse gegründete Gesetz aufstellt. Wie wird es einmahl aussehen, wenn die farbigen Einwohner großen Reichthum erlangt ha-

den, und eine große Menge Neger in Armuth schmachten werden! —

Diese Neger und ihre Weiber sind weit entfernt von dem Luxus, den diejenigen, welche man zu St. Domingo sieht, sehen lassen. Indessen muß man gestehen, daß sie alle sehr reinlich gekleidet sind, und daß man keine solche mit Lumpen bedeckte Gestalten erblickt, wie man sie nur zu oft in den Städten und auf dem platten Lande von Europa findet. Dieses ist indeß nicht Folge der Freyheit, sondern nur des Mißbrauchs derselben. Wie könnte auch der Sclave den schmerzlichen Anblick eines solchen Elends zeigen? Die Gegenden, welche er bewohne, erzeugen weit mehr Lebensmittel, als er verbrauchen kann, und derjenige, welcher sechs Tage in der Woche nackt gehen kann, kann auch weit leichter für den siebenten ein weißes Hemde und reinliche Hosen haben. Die Augenblicke, welche ihm das Gesetz zur Ruhe und Arbeit für seine eigene Rechnung gewährt, würden indeß in diesen Gegenden, wo die Handarbeit so theuer ist, von unsern europäischen Arbeitern noch ganz anders benutzt werden.

Diese Insel, die beträchtlichste unter den Französischen Antillen, der Mittelpunct ihres Handels, liegt unter dem vierzehnten Grade drey und vierzig Minuten der Breite nördlich vom Aequator; ihre Länge weicht westlich um drey und sechzig Grad, achtzehn Minuten, fünf und vierzig Secunden vom Meridian des Pariser Observatoriums ab; eine Abweichung, welche eine Stunde, dreyzehn Minuten, funfzehn Secunden beträgt. Diese Insel kann ungefähr sechzig Stunden im Umfange und fünf und zwanzig in der Länge haben, ihre Breite aber ist ungleich.

Martinique, mit felsigen Gebirgen bedeckt, erstreckt die unregelmäßigen Verzweigungen derselben allmählich immer niedriger nach dem Meere zu; und bildet hier Buchten, Bayen, Rehden, welche von den Colonisten Säcke

(culs de sac) genannt werden, weil sie meistens sehr gute Häfen und Ankerplätze bilden können. Allein ihre isolirte, mit dem Innern nicht sehr verbundene Lage hat die Anlegung beträchtlicher Niederlassungen hier verhindert; so bildet zum Beyspiel vorzüglich die Bucht de la Trinite eine große Vertiefung ins Land, südöstlich bedeckt durch eine lange Erdzunge von mehr als zwey Stunden; eine andere Erdzunge schließt in der Richtung nach Osten, in einer Länge von ungefähr vierhundert Schritten, den Eingang des Hafens ein, und gibt leichte Vertheidigungsmittel gegen den Feind an die Hand, indeß die Hügel, von denen sie umgeben ist, sie dergestalt gegen die Windstöße schützen, daß in der stürmischen Jahreszeit die Schiffe sich hier außer aller Gefahr befinden. Dieser Hafen hat auch noch den Vorzug, sich mehr unter dem Winde zu befinden, und den Weg zur Rückkehr nach Europa beträchtlich abzukürzen. Allein gelegen an einem Ende der Insel, und für das innere Land schwer zugänglich, erlaubt er die Benutzung aller jener Vortheile nicht.

Eigentlich ist die Insel Martinique bloß ein vulcanisirter Felsenkern, vermischt mit dem, was das Meer abgesetzt und angeschwemmt hat, und Ueberresten aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Diese Vermischung verschiedenartiger Substanzen bildet auch daselbst mancherley Arten von Boden, die alle sehr fruchtbar sind, und geeignet für die verschiedenen Erzeugnisse dieser warmen und feuchten Gegenden. Indessen hat man die ungemeine Fruchtbarkeit dieses Bodens lange noch nicht genug benutzt, selbst nach den Grundsätzen nicht, welche die Europäer bey Gründung ihrer Colonien befolgt haben.

Fünftes Kapitel.

Besondere Ursachen, welche den Flor von Martinique befördern. Nachrichten über den Handel und die Industrie für die Europäer, welche in diese Colonie sich begeben.

Die Hitze des Klima's ist der vorgebliche Grund, der die Weißen an der Bebauung des Bodens verhindert; diese erste Pflicht des Menschen, diese Grundlage der Sittlichkeit, diese Quelle von Talenten, Kenntnissen, Reichthümern ist einzig und allein den schwarzen Sclaven, oder den gemischten Racen überlassen. Damit ist denn auch den Weißen das wirksamste Mittel entzogen, sich zu vermehren, wirklich an das Klima zu gewöhnen, und allen Reichthum allein in ihren Händen zu behalten; sie müssen sich nunmehr gemeinschaftlich mit den Farbigen auf die gewöhnlichen Künste, auf den Handel, im Großen und Einzelnen, auf die Geschäfte der Gutsbesitzer oder Oekonomen einschränken. Man hat schon gesehen, wie nachtheilig ihnen die Concurrenz mit den Farbigen bey den gewöhnlichen Handwerken ist; nicht minder ist sie dieß aus denselben Gründen ebenfalls in allen Zweigen des Kleinhandels.

Schon seit langer Zeit durchstrichen Neger von beyderley Geschlecht, Sclaven und Freye, das Innere der Insel, und verkauften im Einzelnen an die Einwohner besondere Pacotillen *) und Reste aus den Waarenlagern.

*) Man nennt Pacotillen Waaren, welche für Rechnung von Privat-Personen auf Schiffe geladen sind, und nicht zur Ladung des Rehders gehören.

Diese Art von Handelsleuten, bekannt unter dem Nahmen der colporteurs (Herumträger), fähig alle Hitze des Klima's zu ertragen, zu Fuß und beladen mit ansehnlichen Lasten Tagereisen durch die gebirgige, von Felsen und Abgründen überall durchschnittene, Insel zu machen, lebend von Feigen und grobem Wurzelmehl, von Mais und andern Landesfrüchten, gewohnt, fast gänzlich unbedeckt zu gehen, begnügten sich mit einem äußerst geringen Vortheil und konnten es auch wirklich. Sie verkauften gegen bare Zahlung, gaben aber auch einigen Credit. So machten sie sich den landbauenden Einwohnern immer nützlicher, und diese erhielten durch sie, und ohne sich in Verlegenheit zu setzen, die für ihre Bedürfnisse oder Liebhabereyen nöthigen Waaren wohlfeiler, als von ihren Commissionairen, deren Habsucht sich nicht mit ihren Commissions-Spesen begnügte, sondern auch den Preis der Facturen erhöhte. Diese Lage der Sachen mußte nothwendig den Wohlstand der Colonie befördern helfen. Denn die Einwohner, welche nun nicht so viel Gelegenheit gehabt haben würden, in die Stadt zu kommen, um daselbst im Spiel und andern Vergnügungen ihr Geld zu verschwenden; welche ihren Arbeiten fleißiger nachgegangen seyn würden, und zu gleicher Zeit ihre Bedürfnisse um einen wohlfeilern Preis hätten kaufen können, diese würden mehr für sich übrig gehabt haben. Diesen Ueberschuß würden sie zur Verbesserung ihrer Besitzungen verwandt haben; denn jedermann verbessert doch gern dasjenige, was seine Hauptbeschäftigung ausmacht, und man kann behaupten, daß dieses vorzüglich die herrschende Leidenschaft der Landleute aller Länder der Welt ist. Eine größere Masse von Erzeugnissen würde den Absatz der Hauptstadt vermehrt haben, und zugleich würden die Commissionaire dadurch, daß sie gegen eine solche Concurrenz kämpfen mußten, genöthigt worden seyn, die Preise der Facturen strenger zu

beobachten, und vielleicht sogar ihre Commissions-Spesen herab zu setzen; dieses würde dann wieder neue Vortheile für die landbauende Classe der Einwohner erzeugt haben. Allein die Intrigue, immer dann mächtig, wann die Wahrheit ihre Stimme nicht erheben darf, zerstörte diese Quelle des aufkeimenden Wohlstandes.

Im Jahre 1772 wußten die reichen Commissionaire *) die Regierung zu überreden, daß man zum Besten der Colonie und der Hauptstadt die Art von Colportage u. s. w. untersagen müsse. Die Regierung verboth sie wirklich. Man erräth leicht die wichtigen Gründe, welche ihre Agenten bestimmten. Allein noch merkwürdiger ist der Umstand, daß es auch Schriftsteller gab, welche ebenfalls beweisen wollten, daß diese Art von Colportage dem Handel schädlich sey, weil nun zwischen dem Verkäufer und Käufer ein Dritter trete, der für Beyde gleich nachtheilig sey, ein Gedanke, nur aus Unwissenheit, oder vielmehr durch Verführung entstanden. Dieser Triumph der Commissionaire über die Colporteurs ließ in den Herzen der landbauenden Einwohner einen tiefen Haß zurück; sie sahen nun in diesen Commissionairen nichts, als habsüchtige Monopolisten, welche nach dem ausschließenden Besitze des Handels strebten, um sie desto unbarmherziger

*) Ein solcher Commissionair kann zu Saint-Pierre vielleicht sechs bis sieben Mahl hundert tausend Livres Colonie Geld jährlichen Einkommens haben, und den ungeheuern Aufwand seines Hauses abgerechnet, zieht er fünf Procent Commission auf Zucker, Kaffeh und dergl. Ueber dieß benutzt er das Fallen der Preise und hat die Kosten der Aufbewahrung in den Magazinen für sich. Im Einverständniß mit Andern bestimmt er auch die Preise der Europäischen Waaren auf dem Platze. Die Einwohner verführt er durch immer offenen Credit zu vermehrtem Aufwand, und um das Nothwendige zu erhalten, müssen sie oft auch das Ueberflüssige nehmen.

zu drücken. Und wirklich sind auch von diesem Zeitpuncte an die Commissionaire durch ihre sich immer vermehrenden Conto's fast ausschließend Besitzer der Reichthümer der Colonie geworden, und die Einwohner sind, so zu sagen, nur ihre Geschäftsführer. Allein bald hätten sie ihr wucherlich erworbenes Vermögen sehr theuer bezahlen müssen; denn man sagt, daß zur Zeit der Revolution ein großer Theil der am meisten verschuldeten Einwohner den Plan gemacht habe, die Stadt Saint-Pierre in Brand zu stecken, um ihre ungeheure Schuldenlast in den Flammen zu tilgen.

Es wäre gewiß eine würdige Beschäftigung für einen Statistiker, wenn er die schädlichen Wirkungen eines das Monopol beschützenden Gesetzes, das so lange auf dieser Colonie gelastet hat, seiner Prüfung unterwerfen wollte. Das ganz ungeheure Vermögen der Commissionaire, welches nur auf Kosten der Eigenthümer der Hauptstadt, vorzüglich aber der landbauenden Classe, erworben werden konnte, weil diese Commissionaire nichts weiter sind, als Zwischenhändler, die nichts produciren, indem der Landbauer eigentlich allein der Producirende ist; dieses Vermögen ist in dieser Hinsicht dem Interesse des Staates gewiß nachtheilig. Allein welches Zwangsmittel läßt sich der Vergrößerung desselben entgegen setzen? Das einzige Mittel besteht in der Concurrenz, und folglich in immer größerer Ausdehnung der Handelsfreyheit.

Je stärker sich die Circulations-Agenten vermehren, desto mehr wird die Concurrenz und Thätigkeit vergrößert; dieses schlägt jeder Zeit zum Vortheile des Producirenden aus, dessen Interesse allem Andern vorgehen muß. Streng genommen, kann er der andern wohl entbehren, allein diese können niemahls seiner entbehren *).

Die-

*) Man wird vielleicht meinen, daß, da die Handels-Agenten nur Zwischenhändler sind, ihre gar zu große Ver-

Dieser Handel der Colportage (durch Herumtragen) würde, wenn er den Weißen allein bliebe, für diese nicht so einträglich seyn, und zwar wegen des Unterschiedes an Aufwand und Kosten; sie können nicht so frugal leben, wie die Schwarzen, nicht wie diese ihre Waaren selbst tragen; sie müssen dazu Pferde, Maulesel, selbst Neger zum Auf- und Abladen haben, und die außerordentliche Hitze würde ihnen bey dem stäten Herumwandern leicht gefährliche Krankheiten zuziehen. Der größte Theil der neuerlich angekommenen Europäer, die sich dieser Art von Handel widmen, büßt das mit dem Leben.

Die Lage des Kaufmanns mit einem festen Wohnsitze ist für die Weißen minder beschwerlich, aber gefahrvoller. Die Theuerung der Miethen in den Städten und Flecken, vornehmlich zu Saint-Pierre, die ungemeine Theuerung der Lebensmittel und alles dessen, was zum Unterhalte unentbehrlich ist, erzeugt fortlaufende, ungeheuere Ausgaben. Ein Laden, mit einigen elenden Gemächern oder Speichern, kostet monathlich fünf und zwanzig bis funfzig Piaster; das magere, oft ekelhaft aussehende Rindfleisch fünf und zwanzig Sous das Pfund. Die Schildkröten, wovon sich eine recht gute Brühe bereiten läßt, werden auf den Märkten gewöhnlich das Pfund um funfzig Sous verkauft. Hülsenfrüchte sind verhältnißmäßig nicht weniger theuer, gemeine Fische sind es nicht so sehr; allein man findet sie nicht immer auf dem Markte. Wohlha-

mehrung dem Handel zur Last fallen, und folglich auch den Producenten nachtheilig werden könnte. Ich antworte: die Concurrenz nöthigt sie immer, ihre Vortheile herab zu stimmen, und folglich dem Handel minder drückend zu werden; reicht aber ihr gar zu geringer Gewinn nicht hin zu ihrer Subsistenz, so müssen sie das handelnde Gewerbe verlassen, und in die Classe der Producenten treten, welche nie zu zahlreich seyn kann.

bende Familien halten sich gewöhnlich einen Neger zum Verschicken. Der gemeine Wein kostet meistens fünf und zwanzig Sous die Flasche. Einem Bedienten gibt man des Monaths fünf bis acht Piaster. Kleidung und Wäsche machen gleichfalls einen sehr beträchtlichen Gegenstand aus. Es ist nicht ungewöhnlich, daß eine Familie, die mit Ordnung und Anstand zu Saint-Pierre leben will, jährlich zehn bis zwölf tausend Franken ausgibt; so gering auch ihre Bedürfnisse sind, so muß doch sehr viel gewonnen werden, um sie zu bestreiten. Die sichersten Zweige des Kleinhandels sind die auf Eßwaaren sich beziehenden, und zwar auf solche, welche am meisten genossen werden. Der Weinhändler, dessen Bude nicht leer wird von Negern, gewinnt weit mehr, als der reichste Juwelen- und Porzellan-Händler. Der stinkende Stockfisch, den alle Neger gern essen, nebst ihrem Igname, ihrem Bananas, ihrem Maniokswurzelmehl, gewähren einen schnellern und einträglichern Absatz, als die schönsten Seidenwaaren.

Diese Art des Handels paßt nun nicht sehr für diejenigen Europäer, welche eine gute Erziehung gehabt haben; angemessener ist ihnen vornehmlich der Handel mit Leinwand oder anderen Schnittwaaren, so wie mit dem, was man ployans oder trockene Waare nennt. Dieser ist nicht so mühsam und nicht so kleinlich; allein er erfordert mehr Fonds und ist gefährlicher. Alle Waaren wechseln auf den Colonien die Preise beträchtlich, und fast täglich. Oft steigt eine Waare einige Zeit um das Doppelte und Dreyfache, und plötzlich sinkt sie wieder unter das herab, was sie in Europa kostet. Ich selbst habe zu Martinique Bijouterien verkaufen sehen, kaum nach dem Werthe des Goldes, das sie enthielten. Die Arbeit daran war rein verloren. Ich habe den Wein das Faß auf zehn oder acht Piaster fallen sehen, welches kurz vor-

her wohl vierzig galt. Vergessen die Befrachter eine Waare bey der Ladung, so steigt sogleich der Preis davon; bringen aber einige Schiffe mehr mit, als die Bedürfnisse der Colonie erfordern, so muß sie mit Verlust verkauft werden. Der Kleinhändler muß im Stande seyn, das, was er nur mit Verlust verkaufen kann, für die Zukunft aufzuheben, oder, wenn er ja verlieren will, um sich auf eine andere Art schadlos zu halten, so muß ihn jenes Deficit nicht drücken.

So müssen diejenigen, welche mit Pacotillen für ihre Rechnung auf die Colonien kommen, immer befürchten, daß gerade ihre Waaren im niedrigen Preise sind, und da sie doch Geld brauchen, müssen sie mit Verlust verkaufen. Eins der sichersten Gewerbe ist wohl das der Hutmacher, weil diese Fabrikanten und Kaufleute zugleich sind. Sie kaufen von den Schiffsherren die unzugerichteten Hüte, und richten sie zu. Dieser Artikel, den man immerfort braucht, wird für den Kaufmann um so einträglicher, je mehr er bey Zurichtung derselben den Geschmack seiner Käufer zu treffen weiß. Auch das Fayence wird sehr stark verbraucht, weil die Neger in den Häusern noch weit weniger aufmerksam sind, als unsere Bedienten. Von Porzellan wird seiner Theuerung wegen wenig abgesetzt; man weiß nicht einmahl den Unterschied zwischen einem Gefäße von Porzellan und einem von Fayence gehörig zu schätzen. Derselbe Fall ist es mit den Glaswaaren, wovon das gemeinste mit unserm Krystall verwechselt wird.

Die Leinwand, vorzüglich diejenige, die man zur Bekleidung als Wäsche braucht, wird, wenn sie fein ist, stark abgesetzt, und ist sehr gesucht; ihr Preis fällt wohl auch zuweilen, allein doch niemahls beträchtlich und sehr lange. Die Wäsche für den Körper ist eines der ersten Bedürfnisse. Man wechselt in diesem Klima des Nachts und

am Tage das Hemde. Dieses Kleidungsstück dient eben sowohl zum Putze, als zum Bedürfnisse, und macht auf den Colonien einen wichtigen Artikel der Haushaltung aus. Die leichten Zeuge finden allein zum Putze für die Weiber einigen Absatz. Die Herrschaft der launischen Mode macht zuweilen eine Ausnahme von dieser Regel, allein niemahls allgemein und lange Zeit. Weiber, welche meistens auf ihren Pflanzungen leben, und selbst die in der Stadt, putzen sich nicht für gewöhnlich. Das Klima ist schon dawider. Bäder, Kühle und Ruhe, das ist ihr ganzer Luxus.

Der Handel mit kurzen Waaren kann in den Colonien niemahls ein einträglicher Handelszweig seyn; die scharfe Luft dieses Klima's macht, daß alle Eisen- und Stahlwaaren sehr schnell rostig werden; über dieß läßt die Einfachheit in den Hausgeräthen und die Gleichgültigkeit gegen alles, was mit den schönen Künsten zusammen hängt, die Achtung gegen das Feine der Stahlarbeit und die angenehmen Formen derselben nicht sehr aufkommen.

Die Geschäfte der Goldarbeiter sind um so beschränkter, je mehr die farbigen Einwohner sie herunter bringen. Sie arbeiten schlecht, allein man achtet nicht sehr darauf, und sie halten einen Preis, den die Weißen nicht halten könnten. Bijouterien kommen in unendlicher Menge aus Europa, und über dieß kann man auch des Klima's halber sie nicht so vielfach gebrauchen, als in der alten Welt.

Junge Leute, welche eine schöne Hand schreiben und zum Buchhalten brauchbar sind, können in den Comptoirs der Kaufleute leicht auf eine vortheilhafte Anstellung rechnen; allein dergleichen Stellen sind selten, und werden nur auf dringende Empfehlungen Europäischer Correspondenten ertheilt.

Eine sichere, vortheilhaftere und leichter einzuschlagende Laufbahn für die Ankömmlinge aus Europa ist die Anstellung in den Pflanzungen, um dahin zu gelangen,

daß man Oekonom oder Geschäftsführer wird. Man genießt hier aller Bequemlichkeiten des Lebens; man braucht keinen Aufwand für sich zu machen, außer den für seinen Unterhalt, der aber lange nicht so beträchtlich ist, als in den Städten. Oekonomen gewinnen jährlich wohl zehn bis zwölf tausend Franken: die Verwalter oder Geschäftsführer aber noch mehr. Bey einer guten Aufführung, Fleiß in der Aufsicht über die Arbeiten, Geschicklichkeit in der Kunst, sie zu leiten, kann es einem jungen Manne fast niemahls fehlen, sich vortheilhaft zu verheirathen, oder wenigstens Eigenthümer zu werden. Da man die Landgüter immer auf Credit verkauft, die Kaufsumme aber aus den Producten bezahlt wird, so trägt der Verkäufer, der fast immer selbst der Schuldner ist, kein Bedenken, auf diejenige Art, wie er selbst früher abschlossen hat, auch mit demjenigen abzuschließen, welcher Proben von seiner Geschicklichkeit und guten Aufführung abgelegt hat.

Sechstes Kapitel.

Bemerkungen über die verschiedenen Zweige des Anbaues auf dieser Insel. Traurige Folgen davon, daß man die Gebirge ihrer Waldungen beraubt hat. Vom Rocou und Indigo.

Man weiß, daß die vornehmsten Gegenstände der Landes-Cultur auf der Insel Martinique der Kaffeh, das Zuckerrohr, die Baumwolle, der Tabak und der Indigo sind. Der Kaffeh erfreut sich seit langer Zeit im Handel eines wohlverdienten Vorzuges; nächst dem von der Insel Bourbon ist dieser der geschätzteste von unsern Colonien. Der höhere, felsige und vulcanische Boden, wo

man ihn erntet, erzeugt ein weit kleineres, aber dichteres, durchsichtigeres und aromatischeres Korn, als dasjenige ist, welches man in den großen und fruchtbaren Ebenen von Sanct Domingo sammelte. Das Zuckerrohr, dieses Schilfgewächs, welches die Natur für kühle und feuchte Gegenden bestimmt, kommt besser fort auf den gewässerten, fetten Ebenen, als auf den dürren Gebirgsabhängen, daher ist auch der Zucker von dem hügelichten Martinique bey weitem nicht so geschätzt, wie der, den man von Sanct Domingo gewinnen würde. Macouba hat sich schon längst durch seinen trefflichen Tabak berühmt gemacht. Es darf nur ein Gefäß von seinem Geruche durchdrungen worden seyn, so theilt es diesen sogleich anderm Tabak auch mit. Seine Baumwolle hat sich einen nicht minder wohlverdienten Ruhm erworben. Die Pflanze derselben liebt einen leichten, luftigen Boden. Der Indigo, der einen kühlen und schweren Boden haben will, ist hier öfter, als auf den übrigen Colonien, von den Krankheiten des Gelbwerdens (Vergelbens) befallen worden, wodurch in drey bis vier Tagen ganze Ernten zu Grunde gehen *).

Die Colonisten hier, eben so wie in den andern Colonien mehr mit ihrem individuellen Vortheile, als dem

*) Moreau de Saint-Mery sagt darüber in Beziehung auf St. Domingo Folgendes:

„In diesem Bezirke (Liburon) und zu den drey Königen ist die Sterblichkeit des unechten Indigo, welche 1776 anfing, 1778 allgemein geworden. Man hat die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses, das in drey Tagen geschah, nicht entdecken können. Die Pflanze wuchs bis zu einer gewissen Höhe, und vom Abend bis zum folgenden Morgen wurden die Blätter gelb, der Stängel krümmte sich und verdorrte; die Wurzel schien ganz verbrannt zu seyn.“ S. d. Beschreibung des Französ. Antheils von St. Domingo 2. Thl.

allgemeinen Besten, beschäftiget, zu wenig unterrichtet, um die erhaltenden und schützenden Gewächse der Natur gehörig achten zu können, haben vorzüglich unter dem Winde auf dieser Insel die Höhen des Gehölzes beraubt, welches sie sonst krönte. Dieses Gehölz hielt die Wolken auf, zog die Dünste an, unterhielt Kühlung und Feuchtigkeit in seinem Schatten, und nährte die Quellen, welche am Fuße der Höhen rannen; allein seitdem diese Höhen ihrer nützlichen Vegetation beraubt sind, halten sich auch die befruchtenden Ausdünstungen nicht mehr daselbst auf. Der Regen ist nun äußerst selten geworden, und so hat die Dürre und Trockenheit der Anhöhen die Quelle der Fruchtbarkeit für die umliegenden Ebenen verstopft.

Dieselben Fehler haben auch in verschiedenen Theilen von Sanct Domingo gleich wichtige Folgen gehabt *), und das Holz ist auf der letztern Insel so wenig geschont worden, daß mehrere Cantone zur Zeit der Revolution dieses von den amerikanischen Engländern kaufen mußten.

Diese Zerstörung der Waldungen, welche überall schädlich ist, aber am allerschädlichsten in heißen Ländern, weil sie hier weit mehr Einfluß haben auf die Gesundheit der Menschen und die Fruchtbarkeit des Bodens, sollte von jeder Regierung durch weise Verordnungen verhindert, und zu deren Erhaltung von aufmerksamen Beamten eine noch weit strengere Aufsicht geführt werden, als in Europa.

Der Ackerbau hat im Laufe der Revolution Fortschritte zu Martinique gemacht. Die Theuerung des Kaffehs und Zuckers, eine Folge des Unglücks auf St. Domingo, hat die Industrie geweckt. Man hat das er-

*) S. topographische, physicalische, bürgerliche, politische und historische Beschreibung des Franz. Antheils von St. Domingo, von Moreau de Saint-Mery. Philadelphia 1798.

schöpfte Land gedüngt, eine Sache, welche sonst in den Colonien nicht vorzukommen pflegt. Ich habe sehr oft gesehen, wie zu Saint-Pierre einige vierzig Sclaven mit finsterer Miene auf den Köpfen kleine Körbe mit Mist trugen, den sie am Meeresufer gesammelt hatten, um ihn nach einer nahe gelegenen Pflanzung zu tragen. Welcher Unterschied, dachte ich, in Last und Gang gegen unsere Burgunder, die ihre steilen Hügel hinan klimmen, gebeugt unter der Last ihrer, mit fester, zäher Erde angefüllten Butten, und gegen unsere starken Bäuerinnen, die sich den beschwerlichen Weg durch fröhliche Gesänge erheitern. Sieben bis acht Sous erhalten diese für einen arbeitvollen Tag, und das Vier- bis Fünffache würde die langsame Sclavinn nicht bezahlen, die nur unter dem Schmerze der Peitsche ihre Schritte ein wenig beschleunigt. Die Sclaven sind daher dem Ackerbaue lange nicht so nützlich, als unsere freyen Bauern; deßhalb sind auch die Lebensmittel, die Früchte ihrer Arbeit, nothwendig viel theurer. Auch der Europäer muß sie theurer bezahlen, als wenn sie aus freyen Händen kämen.

Diese ungemeine Theuerung der Handarbeit macht auch, daß man die Details des Ackerbaues, worin eigentlich vorzüglich der Reichthum der Staaten besteht, vernachlässigt. Das minder gut bebauete Land erzeugt, die Haupternten ausgenommen, gar nicht jene große Menge von Früchten, Hülsengewächsen und Thieren, welche so nothwendig zum Lebensunterhalte sind; auf keinem einzigen Landgute in den Colonien werden, ihres fruchtbaren Klima's ungeachtet, so viel nützliche Menschen und Thiere erhalten, als wohl geschehen könnte. Man ist gänzlich unbekannt mit jenen vorbereitenden Arbeiten, welche sowohl die Erschöpfung des Bodens, als auch das unvermeidliche Verderben der Gewächse verhindern, die Unwissenheit oder Faulheit durchaus wieder auf demselben Bo-

den erzeugen will. Jene erstaunenswürdigen Krankheiten, welche, wie gesagt, binnen drey Tagen ganze Indigo-Ernten zu Grunde richten, und die auf allen Colonien, so wie selbst in Louisiana, so häufig sind, haben keine anderen Ursachen. Die ungeheuere Vermehrung von Raupen, welche binnen zwey Mahl vier und zwanzig Stunden ganze Hunderte von Morgen Baumwollenlandes verheeren, und sich so äußerst schnell über große Landstriche verbreiten, hat man gleichfalls der gar zu großen Nähe derselben Producte auf demselben Boden zuzuschreiben. Die Ameisen, welche diese Zuckerrohr-Fluren vergelben und verdorren machen, welche ihre Verheerungen sehr weit verbreiten, verfolgen den Colonisten bis in sein Haus, und fressen ihm hier fast seine Kinder auf. Diese Ameisen vermehren sich dergestalt nur in Gegenden, wo das Land lange Zeit nicht umgegraben worden ist, und wo die ausgedorrten und kranken Pflanzen ihnen Nahrung anbiethen, so wie die Würmer nach verdorbenem Fleische gehen.

Die Cacao-Pflanzungen, welche auf Martinique, so wie auch auf andern Inseln, und selbst auf dem festen Lande, an den Ufern des Oronoko, plötzlich eingingen, wo der Spanische Jesuit Quimilla dieses für eine Strafe wegen des nicht entrichteten Decems ausgab, diese plötzlichen Zerstörungen der Cacao-Pflanzen kommen gleichfalls daher, daß der von der öhlichten und markigen Frucht dieses Baumes ausgesogene Boden ihn nicht mehr zu ernähren im Stande war.

Die Europäer fanden auf den Amerikanischen Colonien den unter dem Nahmen Rocou (bixa orellana, färbenden Rocou) bekannten und von den Spaniern archiote genannten Baum, aus dessen obern Häutchen oder Rinde man eine dunkelrothe Farbe bereitet, welche zur unechten Färberey bey verschiedenen Gewerken gebraucht wird. Dieser Baum von mittlerer Größe, welcher von sei-

nem Fuße aus mehrere gerade, zweigige, mit einer dünnen, glatten, braunen Rinde bedeckte Stämme treibt, besetzt mit wechselnden, großen, zerstreuten, herzförmigen, spitzigen, glatten, gestielten Blättern, welche unten mehrere röthliche, denen der Lindenblätter ähnliche Verästungen haben, nur daß sie länger sind, dieser Baum, sage ich, wird von den Botanikern in die Classe der Linden gesetzt.

Die Amerikanischen Wilden, die von den Inseln eben so wohl, als die vom festen Lande, bedienten sich zum Färben schon lange des Rocou, vermischt mit dem Carapac-Oehle, oder dem von der palma Christi. Sie reiben sich damit den Körper; es ist ihr ausgesuchtester Putz, und indem sie ihre Haut damit überziehen, verhindern sie, daß sie durch Sonne und Wind nicht aufgerissen werden kann; vorzüglich aber schützt es sie vor den unbequemen Stichen der Insecten, welche sie auf ihren Jagden und in ihren nicht sehr luftigen Hütten unaufhörlich verfolgen. Sie bedienen sich auch der glatten und biegsamen Rinde dieses Baumes, um Seile daraus zu machen, und seiner Knospen, um ihre Speisen damit zu würzen. Mehrere von ihnen verwenden einige Sorgfalt auf den Anbau dieses nützlichen Baumes; sie pflanzen ihn vor ihren Hütten und umgeben diese und ihre Pflanzungen damit. Dieser Baum gewährt, wie fast alle anderen Gewächse, eine doppelte Ernte des Jahres. Der Gebrauch dieses rothen Färbe-Materials bey verschiedenen Handwerken, welches auch zu Blau, Gelb, Grün und mancherley anderen Farben dient, hat die ersten Colonisten veranlaßt, daraus einen der Hauptgegenstände ihres Anbaues zu machen.

Durch das Aufweichen im Wasser erhält man eigentlich erst seine rothe und färbende Substanz.

Die Colonisten beschäftigen sich zugleich auch mit dem Anbaue des Indigo, welcher noch einträglicher und weniger mühsam, aber auch, wie man gesehen hat, mehr

dem Zufalle ausgesetzt ist. Der Indigo-Strauch gehört in das Geschlecht der Hülsen oder Schoten tragenden Gewächse. Die Gattung, welche man den zahmen (nicht wilden) Indigo-Strauch nennt, ist ein Strauch, ein wenig höher als zwey Fuß, mit einem geraden, zweigigen, weißlichen Stängel; die Blätter sind geflügelt, und bestehen aus neun bis eilf ovalen kleinen Blättchen, unterhalb von einem blässern Grün. Die traubenartigen, aus dem Winkel der Blätter hervor sprießenden Blüthen sind röthlich. Der Kelch ist offen und fünffach gezahnt. Die Schoten sind länglich, linienförmig gestellt, cylindrisch, gebogen, und vielsamig.

Diejenige Art, welche der unechte Indigo-Strauch heißt, und derselbe zu seyn scheint, den man auch den wilden, oder den von Quatimal nennt, hat keine gekrümmten Schoten, und wird wohl sechs bis sieben Fuß hoch.

Der Indigo, diese, ihrer Schönheit und Dauer halben so köstliche Farbe ist eine Art dicken, zähen Saftes, der sich in kleinen Behältern an der ganzen Pflanze, mehr aber noch in ihren Blättern, findet. Man gewinnt ihn dadurch, daß man die ganzen Pflanzen in großen Kufen oder Bottichen sich auflösen und faulen läßt, nachdem man sie ein wenig vor der völligen Reife abgeschnitten hat. Man bedient sich dazu gewöhnlich dreyer viereckiger Kufen, welche über einander gestellt werden, dergestalt, daß der Saft von der obersten in die zweyte, und von der zweyten in die dritte fallen kann. Diese drey Kufen werden allmählich immer kleiner. Die erste, welche die Weichkufe (le trempoir) genannt wird, ist dazu bestimmt, daß hier die Pflanze, im Wasser liegend, sich erhitze, in Gährung übergehe und faule. In diesem Zustande der Gährung und Auflösung wird das Wasser mit dem blauen Safte geschwängert, den die Pflanze enthielt. Durch Hähne läßt man dieses Wasser in die zweyte Ku-

fe, die Schlagkufe (la batterie) genannt, laufen, und hier wird es wirklich mit durchlöcherten Eimern, die an einem Schwengel befestigt sind, so lange geschlagen, bis die blauen Farbetheilchen sich zu Körnern verdichten, und auf den Boden der Kufe oder des Bottichs niederfallen. Um diese Operation zu beschleunigen, bedient man sich in Louisiana allerhand schleimiger Substanzen, und nimmt dazu vorzüglich eine Malvenpflanze aus dem Geschlechte der Sidas, deren Stängel sich in hübsche Sträuche bildet. Diese Operation ist bey der Bereitung des Indigo's eine der allerwichtigsten. Wird sie nicht lange genug fortgesetzt, so bleiben alle Indigo-Theilchen, welche noch nicht verdickt sind, in dem Wasser zurück, und gehen folglich ganz verloren; und wird sie gar zu lange fortgesetzt, so löset sich der Indigo von neuem auf, und was dann aufgelöset wird, ist gleichfalls verloren. Daß aber diese Operation gerade den gehörigen Grad von Vollendung erhalten hat, erkennt man daraus, wenn man etwas von diesem Wasser in eine silberne Tasse schöpft, und den zähen Schleim zu Boden fallen sieht.

Nunmehr hört man auf zu schlagen, das ruhige Wasser läßt die zähe, dicke Substanz zu Boden fallen, und hier bildet es nun eine dicke, schlammige Masse. In diesem Zustande zieht man erst das Wasser durch die oberen Hähne ab, dann durch die untern. Nun läßt man die Schleimmasse in die dritte Kufe fallen, welche man die Satzkufe (le reposoir oder le diablotin) nennt. Hier läßt man nun den Indigo sich nochmahls setzen, dann thut man ihn in Leinwandsäckchen von ungefähr achtzehn Zoll, und hängt ihn dann in Schatten, damit er abtropft. Hierauf wird er in Kasten drey bis vier Fuß lang, zwey Fuß breit und ungefähr drey Zoll tief, geschüttet, und in diesem Zustande kommt der Indigo in den Handel. Ist er schlecht bereitet oder verfälscht, so ist er schwärz-

lich, erdartig, und sehr lastend. Wenn die Pflanze in der Weichkufe gar zu stark geschlagen wird, so zersetzen sich die Blätter und die Rinde, vermischen und verbinden sich mit dem Indigo, und vermehren auf diese Art sein Gewicht. Durch Betriegerey wird nicht selten gestoßener Schiefer, Asche und Erde dazu gemischt. Mit einiger Aufmerksamkeit läßt sich indessen diese Verfälschung leicht entdecken, vorzüglich wenn man ihn zerbröckelt.

Wenn er nicht vermischt und von guter Qualität ist, muß er auf dem Wasser schwimmen, und seine Farbe dunkelblau, in ein schönes Violett spielend, seyn. Zerbröckelt man ihn, so darf er nicht matt aussehen, sondern noch lebhafter und glänzender, und gleichsam mineralisirt.

Wird er ins Wasser gebracht, so löset er sich gänzlich auf, und läßt keinen Bodensatz nach. Auch beym Verbrennen verzehrt er sich sogleich, ohne etwas übrig zu lassen, welches bey dem vermischten aber nicht der Fall ist. Der Pater Labat, der in seiner Reise über diesen Punct sehr umständlich gewesen ist, und aus dem dann die Encyclopädie und verschiedene andere Werke geschöpft haben, sagt, daß zu seiner Zeit im Jahre 1694 der Indigo auf den Inseln um drey Livres zehn Sous bis vier Franken das Pfund verkauft worden, und daß er manchmahl noch wohlfeiler gewesen sey; er setzt noch hinzu, daß, wenn er auch nur um vierzig Sous verkauft würde, dennoch für die Einwohner viel dabey zu gewinnen seyn müßte, weil diese Art von Fabrication weit weniger Zurüstungen und Kosten erfordert, als eine Zuckersiederey; und als ich im Jahre 1806 Louisiana verließ, galt das Pfund zehn Franken.

Siebentes Kapitel.

Vom Tabak. Geschichte seines Anbaues und seiner Verbreitung. Ursachen, welche seinen Gebrauch so allgemein gemacht haben. Sein Einfluß auf unsere Colonien, unsern Handel und unsere Marine. Nicht zu berechnende unglückliche Folgen davon, daß man das Monopol desselben eingeführt und ein Jahrhundert lang geduldet hat.

Der Tabak ist dasjenige Product, welches am meisten dazu beygetragen hat, daß die Niederlassungen in den Colonien sich vermehrt haben, und so gediehen sind. Der Tabak, welcher unter der Regierung Ludwigs XIV. verpachtet wurde, und deßhalb aufhörte, ein Handelsgegenstand zu seyn, hat unsere Colonien der vornehmsten Quellen des Reichthums und der Bevölkerung beraubt; daher ist unsere Marine geschwächt worden, und in Verfall gerathen, daher haben unsere Manufacturen die beste Gelegenheit des Absatzes verloren; daher sind wir in Ansehung des Tabaks Fremden zinsbar geworden, statt daß diese es uns hätten werden müssen; daher sind unsere Colonien mehrmahls von dem Feinde verschlungen worden, welches nicht Statt gefunden haben würde, und St. Domingo, das herrliche St. Domingo, würde jetzt bevölkert, reich, mächtig seyn, würde allein hinreichen für Frankreichs Bedürfnisse, in Ansehung der Colonial-Waaren und des Tauschhandels, und würde jetzt nicht eine grausende Wüste seyn, bedeckt mit Trümmern, und gefärbt mit dem Blute seiner Colonisten.

Welche traurige Betrachtungen über das Unglück, das über Frankreich hundert Jahre lang durch jenes fiscalische

Edict gekommen ist, welches den Tabak zu einem bloßen Finanz-Gegenstande gemacht hat. Ach! Ludwig (XIV.) warum hast du nicht die Stimme der kleinen Anzahl rechtlicher Menschen gehört, welche dir die Wahrheit zu sagen wagten! Haben alle deine Siege, deine Künste dieses Unglück aufgewogen? Ich muß mich umständlicher darüber verbreiten, allein kann ich zu weitläuftig seyn über die Veranlassung, welche diese unglückliche Büchse der Pandora geöffnet hat, und über die Möglichkeit, sie für immer wieder zu verschließen? —

Der Tabak ist unter den Nachtschatten (solanum) eine der salmiakalischen, scharfen, herben, narkotischen und giftigen Pflanzen, welche dieses, durch seine so mannigfaltigen Gifte furchtbare Geschlecht hervor bringt. Indessen haben die verschiedenen Zubereitungen, welche der Mensch dem Tabake zu geben gewußt hat, der mannigfache Gebrauch, den er davon macht, derselben für ihn zu einem sehr nützlichen und angenehmen Gegenstande umgeschaffen. Erst seit der Entdeckung von Amerika bekannt, scheint der Tabak aus Tabaco, einer Provinz von Mexico, gekommen zu seyn. Von Spanien kam er nach Portugal, von wo der Französische Gesandte an diesem Hofe, mit Nahmen Nicot, ihn im J. 1560 nach Frankreich brachte. Die Pflanze erhielt von diesem Gesandten ihren Lateinischen Nahmen; denn sie heißt in dieser Sprache herba nicotiana. Der Pater Labat behauptet, sie sey ein wahrer Zankapfel gewesen, der unter den Gelehrten einen heftigen Streit erregt habe, woran auch Unwissende und Weiber Antheil nahmen. Die Aerzte zeichneten sich in diesem Streite über den Tabak ganz vorzüglich aus; sie waren uneinig über seine Natur, seine Tugenden und Eigenschaften, über die Art und Weise, ihn zu benutzen. Einige stützten sich auf den Hippokrates, andere auf den Galenus. Diese hielten ihn für kältend, die andern für

erhitzend, diese milderten ihn durch kühlende Kräuter, jene halfen seiner Kälte nach durch aromatische Substanzen, alle hatten besondere Recepte für seine Mischung und Zubereitung, und besondere Vorschriften für seinen Gebrauch, nach dem Alter, den Kräften und Temperamenten. Dieser mußte ihn nüchtern nehmen, ein anderer durfte ihn bloß nach dem Essen genießen, der nur des Abends, ein anderer am Tage. Bey dieser Menge von Zubereitungen bewirkte er die bewundernswürdigsten Wunder, woran, wie man leicht denken kann, die Charlatanerie, unterstützt von der exaltirten Einbildungskraft der Kranken, den größten Antheil hatte, und die Opfer derselben verschwieg man.

Der Enthusiasmus ging so weit, daß man im Begriffe war, alle andere Medicamente bey Seite zu setzen, und sich ganz allein des Tabaks zu bedienen.

Begierig bemächtigte sich seiner die Chymie. Vermittelst der Destillation und des Vitriol-Phlegma zog man, wie Pomet *) sagte, einen Saft daraus, der sehr zum Erbrechen reitzt, und wenn man sich leicht damit reibt, die Schwinden und Flechten, so wie die Krätze heilt. Wird er in eine Retorte gethan, so erhält man daraus ein schwarzes, übel riechendes Oehl, welches fast ganz die nähmlichen Eigenschaften besitzt. Man zieht gleichfalls aus dem Tabak ein äußerst schweißtreibendes Salz, wovon man vier bis zehn Körner in einer passenden Flüssigkeit einnimmt.

Zum Schnupfen gebraucht, heilte er die Rheumatismen, Augenflüsse, Kopfschmerzen; er verbesserte die scharfen Säfte, gab dem Blute seine Flüssigkeit wieder, stellte seinen Kreislauf wieder her, und war ein untriegliches Reitzmittel, um diejenigen ins Leben zurück zu rufen, welche vom Schlagflusse getroffen, oder in Lethargie versunken waren. Auch für die Weiber war er wirksam bey den

Ge-

*) Allgem. Gesch. der Droguen, 1. Th. XV. 2c. (1694.)

Geburtsschmerzen, gegen Krämpfe, Melancholie und hysterische Beschwerden; er vertrieb die unreine Luft, und war das beste Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten aller Art, selbst gegen die Pest; er stärkte das Gedächtniß, befruchtete die Einbildungskraft, und machte die Gelehrten aufgelegter, sich mit den abstractesten Wissenschaften zu beschäftigen.

Der gekauete Tabak bewirkte noch andere Wunder. Er benahm das Gefühl des Durstes und Hungers, verhinderte die Abnahme der Kräfte, erhielt die Gesundheit, und machte, daß man immer gut genährt blieb. Man behauptete, daß, nach gemachten Erfahrungen, eine halbe Unze hinreichend gewesen sey, um Soldaten vier und zwanzig Stunden lang, ohne alle weitere Nahrung zu unterhalten, wenn sie dieser Diät sich wochenlang unterworfen gehabt hätten. Ueber dieß heilte er auch Zahnschmerzen, reinigte die Galle, u. s. w. Sein bloßer Geruch äußerte gleich bewundernswürdige Wirkungen gegen die Fieber, Rheumatismen, Wassersucht u. s. w. Bey so viel guten Eigenschaften verbreitete sich sein Ruf bald unter allen bekannten civilisirten, barbarischen und wilden Völkern. Sein Gebrauch wurde einheimisch in Deutschland, Ungarn, Pohlen, im ganzen Norden bis nach Moskau, unter den Tartaren, in der Türkey, in Griechenland, in Afrika; die Fürsten mußten sogar durch strenge Verordnungen diesem ansteckenden Enthusiasmus Einhalt thun.

Der Czar verboth die Einführung desselben in seine Staaten, das erste Mahl bey Strafe der Knute, das zweyte Mahl bey Strafe des Naseabschneidens, und das dritte Mahl bey Todesstrafe.

Der Türkische und Persische Kaiser und Schach setzten gleichfalls die Todesstrafe darauf.

Der Papst Urban VIII. sprach darin, mit den wahren

Gläubigen überein stimmend, durch eine Bulle die Excommunication ipso facto gegen alle diejenigen aus, welche in den Kirchen sich des Tabaks bedienen würden. Clemens XI. schränkte in der Folge dieses Verboth bloß auf die Peterskirche zu Rom ein.

Die christlichen toleranteren Fürsten, die aber mehr auf Verstärkung ihres Fiscus bedacht waren, begnügten sich damit, die Einführung dieser Waare ungeheuern Abgaben zu unterwerfen, welche in dem Maße wuchsen, als die Gewohnheit dieses Bedürfniß immer dringender machte.

Sind denn aber diejenigen Nationen, welche von dieser Zeit an den Gebrauch des Tabaks beybehalten und verbreitet haben, verhältnißmäßig ärmer, als die, welche ihn untersagt haben? Die faule Armuth bleibt immer arm, auch bey der sparsamsten Oekonomie: die Arbeitsamkeit vermehrt unsere Bedürfnisse, indem sie zugleich auch die Mittel zu ihrer Befriedigung an die Hand gibt; dabey knüpft sie das Band zwischen Menschen und Menschen, Nationen und Nationen, nur desto fester; je mehrere Arten von Thätigkeit sich irgendwo finden, desto mannigfacher sind die gesellschaftlichen Bande. Daher würde in einem Staate die Verminderung arbeitsamer Hände zugleich eine Verminderung der gesellschaftlichen Bande seyn.

Man könnte fragen, warum der Tabak sich so schnell, und eben so unter rohen als policirten Nationen, verbreitet habe, eben so schnell unter denen, welche nicht lesen, und keine Journale haben, als unter denen, bey welchen es das vornehmste Mittheilungsmittel ist, und wie seit zwey und einem halben Jahrhundert die Leidenschaft für den Tabak, zum Rauchen, Schnupfen und Kauen, sich so sehr befestigt hat. Und doch hat der Tabak etwas so Widriges für Gesicht, Geruch, und vornehmlich für den

Geschmack. Folgendes, dünkt mich, kann man als Antwort auf diese Frage angeben: der Mensch unter allen Klimaten, vornehmlich derjenige, der der Natur am treuesten geblieben ist, nährt sich meistens von wilden Nahrungsmitteln, als Mehlspeisen, Fleisch und Fischen. Diese einförmigen Nahrungsmittel erzeugen in ihm eine gewisse Erschlafung und Abspannung, welche seine thierische Oekonomie in Veränderung bringt, den Absonderungen schadet, Verschleimungen erzeugt, ihm ein fortwährendes Uebelbefinden erweckt, in Niedergeschlagenheit und Ermattung versenkt, woraus jene Melancholie, jene Indolenz und Neigung zur Unthätigkeit entspringt, welche man in allen Ländern und unter allen Klimaten findet, wo die Menschen auf diese Art von wilden Nahrungsmitteln leben, und Wasser trinken, welches um so mehr erschlafft, je mehr es meistens Flußwasser ist.

Der Mensch ist, was auch die Moralisten dazu sagen mögen, nicht für diese Einförmigkeit der Nahrungsmittel gemacht; da er zugleich Kräuter, Früchte und Fleisch genießen kann, so hat ihn schon die Natur dazu bestimmt, mehr Veränderung mit seinen Nahrungsmitteln vorzunehmen, als irgend eine Thierart. Selbst den bloß kräuterfressenden Thieren schreibt die Natur Abwechselung der Nahrungsmittel vor. Hat sie nicht auf der Oberfläche der Wiesen, mitten unter den zahlreichen Arten süßer Grasarten, auch bittere, scharfe, reitzende, aromatische verbreitet? Weidet das kräuterfressende Thier, wenn es auch aus natürlichem Instinct den süßen Pflanzen den Vorzug gibt, nicht auch zugleich, jedoch mit Behuthsamkeit, diese letztern ab? und verbessert er nicht so durch kluge Vermischung ihre verhältnißmäßig üblen Wirkungen? So wird auch der Mensch, der sich zu einförmig von wilden Speisen nährt, durch seinen Appetit zu reitzenden geführt. Daher jene allgemeine Neigung zu Salz, Pfeffer, scharfen Kräutern

und Früchten, Essig, gegohrnen und geistigen Getränken; eine Neigung, welche gerade in den Menschen um so stärker ist, je mehr sie dieser Reitzmittel entbehren.

Die Landleute, welche bey uns gewöhnlich von wilden Gewächsen leben, und Wasser zum täglichen Getränk haben, salzen ihre Speisen desto mehr, sie stärken mit Essig, und trinken am liebsten säuerliche, herbere Weinarten; dahingegen die wohlhabenderen Bewohner der Städte, die sich regelmäßig des Weines bedienen, die durch Vermischungen ihre Nahrungsmittel stärker wirkend machen, öhlichtere mildere Weine, weniger reitzende Gerichte vorziehen, und sich keinen so großen Ausschweifungen der Unmäßigkeit überlassen. Auch die Bewohner des Nordens, welche ihr Brod nicht säuern, und seltener gegohrne Getränke genießen, welche mit einem Worte dem Leben der Wilden sich mehr nähern, fühlen eine viel heftigere Neigung zu der reitzenden Nahrung, und begehen häufiger Ausschweifungen der Unmäßigkeit.

Die Wilden, welche fast immer von rohem Fleisch und Wurzeln leben, immerwährend Wasser trinken, und unter ihren dichten Wäldern eine dickere, feuchtere, und folglich erschlaffendere Luft einathmen, diese müssen mehr als alle andere Menschenclassen das Bedürfniß reitzender Mittel empfinden, daher sie denn auch dafür eine ganz außerordentliche Leidenschaft äußern. Und wer kennt nicht die unglücklichen Ausschweifungen, wozu sie vornehmlich geistige Getränke hinreissen?

Die Tabaks-Pflanze, welche ihrer großen Schärfe und Herbigkeit halber so sehr auf das Nerven-System wirkt, die verstopften Drüsen zusammen zieht, und öffnet, die Bewegung der Lebensgeister beschleunigt, die Empfindung erhöht, die Einbildungskraft reitzt, und das Bedürfniß vermehrt, sich andern seines Gleichen mitzutheilen; die Tabaks-Pflanze, welche den Amerikanischen Wilden so schnell

vom Zustande der Erschlaffung zu dem der Regsamkeit überführt, wo der bloße Rauch einen glücklichen Wahnsinn in ihm erregt; diese Pflanze, welche unter seinen Füßen wächst, welche er häufig auf seinen Wanderungen findet, muß von ihm häufiger verbraucht und ausnehmend geschätzt werden; so ist sie auch für ihn das Emblem der Vereinigung des Friedens und der Freundschaft. Durch die Pfeife empfängt der Fremde das erste Pfand der Gastfreundschaft, selbst der Aufnahme in Familien-Verbindungen, durch die Pfeife versprechen sich die Krieger Hülfe und Unterstützung beym Angriffe des gemeinschaftlichen Feindes; mit ihr werden, bey den Berathschlagungen, die wichtigsten Sachen verhandelt, wird über Frieden und Krieg entschieden, mit ihr werden Vorbereitungen zu Jagden und großen Reisen gemacht; sie führt den Vorsitz bey Festen, Tänzen und Banketten; selbst in seinem Kummer nimmt der Wilde, wenn er in seinen einsamen Wäldern umher irrt, seine Zuflucht zur Pfeife.

So viele mit dem Tabak verbundene Vorzüge unter den Nationen Amerika's erregten die Aufmerksamkeit der Europäer, die, bloß um ihren Wirthen gefällig zu seyn, sich Anfangs desselben bedienten. Allein als die Seeleute fanden, daß er die Lebensgeister errege, und Heiterkeit erzeuge, daß sie durch ihn aus jener Dumpfheit erwachten, worein man bey einem unthätigen Leben gewöhnlich versinkt; so bald sie bemerkten, daß sie durch diese heilsamen Aufregungen fröhlicher wurden, und geschickter zu ihren Arbeiten, vorzüglich aber, daß sie dadurch den Scharbock und alle jene gefährlichen Krankheiten vermieden, welche aus Verstopfungen und stagnirenden Feuchtigkeiten entspringen, da wählten sie ihn aus Neigung, um der Diät willen. Er wurde ihnen nothwendig. Ihr in allen Europäischen Häfen verbreitetes Beyspiel fand bald zahlreiche Nachfolger unter der Classe des Volks, das, wie ich

bereits bemerkt habe, mehr Empfänglichkeit für seine belebenden Wirkungen hatte. So verbreitete er sich gleichfalls unter die höhern Stände, wo Ueberfluß der Nahrungsmittel und ein zu sehr sitzendes Leben die Säfte verdickte, wodurch jene der Freyheit des Geistes eben so sehr als der physischen Beschaffenheit des Menschen nachtheiligen Verschleimungen und Verstopfungen erzeugt wurden.

Die schnellen und heilsamen Wirkungen des Tabaks bey Personen, die immer sitzen, und vornehmlich bey Gelehrten, welche ihn mit Enthusiasmus, und weit über die Gebühr, entweder in Schriften priesen, oder durch ihre bedeutenden Würden empfahlen, erregten gleichfalls für den Tabak jene Begeisterung der einen, und jene Anfeindungen der andern, welche ich bereits erwähnt habe.

Den Meditirenden und Studierenden wurde er um so nöthiger, da man den Kaffeh noch nicht kannte, welcher auf eine weit erstaunenswürdigere, leichtere und angenehmere Art auf die Lebensgeister wirkt.

Der Tabak hat beständig der Herrschaft der unbeständigen Mode widerstanden, weil er die Menschen zu Gewohnheiten geführt hat, die sie ohne Gefahr nicht ablegen können, denn er zieht die Schleim- und Speicheldrüsen zusammen, und öffnete sie, und dergl. Er bewirkt gleichfalls einen täglichen Abfluß der Feuchtigkeiten, und vertritt die Stelle von Fontanellen, die, wenn sie plötzlich zugeheilt werden, Verschleimungen oder Ausflüsse von Säften erzeugen, welche denjenigen, die sie unvorsichtig ablegen, immer nachtheilig werden.

Man kann daher den Tabak im gesellschaftlichen Leben immer als einen Gegenstand von der ersten Nothwendigkeit betrachten, der theils die Gesundheit eines großen Theils befördert, theils viele geschickt macht, ihre Geschäfte besser zu verrichten. Das Verboth desselben oder ungeheure darauf gelegte Abgaben würden dem Staate eben

so nachtheilig seyn, als den Privat-Personen, und eine weise Regierung, der das Wohl der Individuen eben so sehr als der bare Geldertrag am Herzen liegt, muß in dieser doppelten Rücksicht auf Mittel denken, ihn auf die am wenigsten kostspielige Art zu erhalten. Es gibt aber kein besseres, als die Colonien, wo er wächst, zu begünstigen, und den Anbau desselben zu befördern. Die allgemeine Consumtion sichert über dieß auch den Absatz auswärts.

Das fiscalische Edict von Ludwid XIV., wodurch er in ausschließenden Pacht gegeben wurde, hemmte, wie bereits gesagt, die Fortschritte des Anbaues dieses wichtigen Artikels, und seitdem hat man ihn immerfort von aussen, vorzüglich aus Virginien, gezogen. Es ist in der That nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß dieses fiscalische Edict Frankreich wenigstens zwey Milliarden gekostet hat *)

Wer vermag zu berechnen, was diese beyden im Innern von Frankreich in Umlauf gebrachten Milliarden erzeugt haben würden? —

Allein mehr als dieser Verlust bedeutet die daraus entstandene Veränderung in unserm Colonial-System, wodurch diesen Ländern ein ungeheurer Schade zugefügt worden ist. Ich will hier selbst keine Stimme haben, sondern es mag ein Zeitgenosse sich lieber darüber vernehmen lassen. Es ist dieser ein Dominicaner, ein unterwürfiges Kind derjenigen, welche die furchtbare Inquisition gegründet haben; es ist ein blinder Vertheidiger alles dessen, was die Mächte der Erde thun; es ist ein leichtgläubiger und abergläubischer Mönch, der einem Neger dreyhundert Peitschenhiebe geben läßt, weil er ein

*) Necker von der Verwaltung der Finanzen, 2. Band, S. 106 des Originals.

Zauberer seyn soll. Dieser Dominicaner ist der Pater Labat. Hier sind seine Worte *):

„Will man sich wieder auf den Anbau des Tabaks legen, und ihm den alten Ruf wieder geben, so muß man ihn auf dem noch unbestellten Boden anbauen, wovon sich auf unsern Inseln, ungerechnet unsere Besitzungen auf dem festen Lande, noch sehr viel findet, und muß durchaus den Sprößlings-Tabak verbiethen, und deßhalb anordnen, daß die Pflanzen, statt zwey Zoll hoch von der Erde abgeschnitten zu werden, wie man bisher gethan hat, ausgerauft werden. Man wird alsdann einen Tabak erhalten, der dem aus Brasilien und aus Neu-Spanien vollkommen gleich kommt, und den aus Virginien und Neu-England weit übertreffen wird; und man wird einen Handel wieder herstellen, der Frankreich und unsere Amerikanischen Colonien sehr bereichern wird."

„Es ist ausgemacht, daß unsere Ländereyen in Cayenne und auf St. Domingo für den Tabak eben so passend sind als die besten in den beyden Amerika's; und wir besitzen über dieß noch unangebaute äußerst beträchtliche Ländereyen auf den Inseln la Guadeloupe, la Grande-Terre derselben Inseln, auf la Desirade, Marie-Galande, la Grenade, Saint-Martin, Saint-Barthelemi, Sainte-Croix, und in einigen Quartieren von Martinique, welche für den Anbau des Tabaks auf das beste geeignet, und bis jetzt ganz unangebaut sind, welche auch mehrere Jahrhunderte lang ohne Bewohner bleiben werden, wenn man diesen Landeszweig nicht wieder in Gang zu bringen sucht, denn man darf sich nicht einbilden, ihren Werth wieder erhöhen zu kön-

*) Neue Reise nach den Amerikanischen Inseln, u. s. w. vom P. Labat, in 6 Theilen, S. 328 des Originals.

nen, wenn man nicht den Anbau des Tabaks befördert. Nicht jedermann ist im Stande, durch Anlegung einer Zuckersiederey eine Niederlassung zu begründen. Aus dem, was ich über den Zucker geäußert habe, kann man sehen, daß solche Niederlassungen außerordentlich viel kosten, und daß, wenn sich auch jemand finden sollte, der reich genug wäre, um eine solche Ausgabe machen zu können, es doch immer sehr vieler Jahre bedürfen würde, um dem umgerissenen Boden die Fettigkeit zu benehmen, und zur Hervorbringung von Zuckerrohr geschickt zu machen, woraus man einen guten, vorzüglich weißen Zucker zu gewinnen vermöchte."

„Auf den Anbau des Tabaks muß man daher vor allen Dingen bedacht seyn, und sich erinnern, daß man dem Anbau dieser Pflanze die Anlegung unserer Colonien zu verdanken hat. Der freye Handel mit Tabak war es, der jene Menge von Schiffen aller Art und von allen Nationen, und eine so ungeheure Menge von Einwohnern herbey zog, daß man bloß in dem Französischen Antheile der Insel Saint-Christophe mehr als zehn tausend waffenfähiger Menschen zählte; seitdem aber dieser Handelszweig vernichtet worden ist, weil man den Tabak zu einer Staatsrente gemacht hat, hat man sich fast ausschließend mit Bereitung des Zuckers abgeben müssen, wodurch die Anzahl der Einwohner dergestalt vermindert worden ist, daß man von dieser Zeit an niemahls zwey tausend Mann auf derselben Insel hat zusammen bringen können. La Martinique, Guadeloupe und die übrigen Französischen Colonien befinden sich in gleicher Lage, und diejenigen, welche sie vor vierzig bis funfzig Jahren gekannt haben, können den Zustand, worin sie sich jetzt befinden, nicht ohne Schmerz betrach-

ten: von weißen Einwohnern entvölkert, bloß mit Negern besetzt, welche ihrer großen Anzahl halber leicht Aufruhr und Empörungen bewirken können, denen man bis jetzt nur durch ein Wunder zu widerstehen vermochte. Die Menge der weißen Einwohner macht eigentlich die Seele und die Stärke der Colonien aus; die Menge von Sclaven ist für die Arbeit vortheilhaft, aber ganz unnütz zur Vertheidigung des Landes, sie ist ihm selbst nachtheilig, wenn es angegriffen wird. Allein die Menge der Einwohner kann bloß aus geringen Leuten bestehen, und diese geringen Leute können nur vom Anbau des Tabaks und dem freyen Handel damit leben."

„Ich gestehe, daß die Zuckerbereitungen und der Handel damit äußerst beträchtlich sind, allein man muß ebenfalls gestehen, daß eben dadurch auch unsere Inseln entvölkert, und bis auf den Grad geschwächt worden sind, wo wir sie heut zu Tage sehen, denn das zu einer Zuckersiederey nöthige Land, auf dem nur vier bis fünf Weiße, und oft noch weniger leben, wurde von funfzig bis sechzig waffenfähigen Menschen bewohnt, wodurch die Beschützung des Landes weit mehr gesichert wurde, und welche unendlich mehr Europäische Lebensmittel und Waaren verbrauchten, als die Herren und Sclaven einer Zuckersiederey vermögen, man mag ihre Zahl so hoch annehmen, als man immer will. Jedermann weiß, daß vier bis fünf Ehlen grober Leinwand, nebst ein wenig Pökelfleisch, zur Unterhaltung und Ernährung eines Sclaven hinreichend sind; man gibt ihm weder Hemde noch Hut, noch Schuhe, noch Halstuch und dergl., welche Dinge die Weißen nöthig haben, um sich nach Europäischer Sitte zu kleiden. Die Sclaven verbrauchen weder Wein, noch Branntewein, noch Liqueure, noch trockene Früchte, noch Oehl, noch Mehl, noch Getreide, noch Spezereyen, noch Meubeln, noch Silberwerk, Tuch, Spitzen, goldene und

seidene Stoffe, Waffen, Munition, und tausend andere Dinge, womit sich die Weißen immer reichlich zu versehen pflegen. Diese Lebensmittel und Waaren aber sind es, welche die Grundlage eines unermeßlichen Handels ausmachen, den Frankreich mit seinen Colonien haben kann, und der dadurch, daß er ihm einen Ausweg für die Erzeugnisse seines Bodens und seiner Industrie eröffnet, zugleich auch sichere und unfehlbare Bereicherungsmittel dadurch in die Hand gibt, daß er seine Manufacturen belebt, und eine Menge Arbeiter in denselben beschäftigt, welche gegenwärtig im Müßiggang verkümmern, und Matrosen erhält, welche aus Mangel an Beschäftigung genöthigt sind, unsern Nachbarn, ja oft unsern Feinden zu dienen."

Zu welchen Betrachtungen führt nicht diese herrliche wahrhaft prophetische Stelle! Frankreich müßte jetzt in seinen Colonien die erste Macht der Erde seyn, wie es diese auf dem alten Continente ist. Die Bevölkerung, welche hier auf eine nicht zu berechnende Weise vermehrt worden seyn würde, hätte die Fabriken der Hauptstadt unterhalten und ihnen unermeßliche Reichthümer zufließen lassen, und dadurch zugleich die Marine furchtbar und unzerstörlich gemacht. Außer Saint-Domingo, welches seinen Glanz erhalten und erhöht haben würde, und andern Inseln, die nun volkreich seyn könnten, würde das große feste Land von Louisiana, unter andern Erzeugnissen mancherley Art, allein Tabak hervor gebracht haben, der durch seine größere Güte den aus Virginien bald gänzlich verdrängt haben würde; wäre so diese Colonie immer wichtiger, immer reicher an Producten und Menschen geworden, so würde sie von dem schwachen Ludwig XV. nicht haben vernachlässigt und preis gegeben werden können; außerdem daß sie der Hauptstadt eine unermeßliche Menge Colonial-Waaren zugeführt hätte, würde sie zugleich die

übrigen Colonien mit Holz, Schiffstheer, Tauwerk, Reiß, Mehl, Fleisch u. s. w. versorgt haben.

Daß alle diese Aussichten nicht realisirt worden sind, wer anders trägt davon die Schuld, als einige habsüchtige Menschen, welche unter dem Scheine des allgemeinen Besten, für die geringe Summe von 500,000 Livres *), durch schleichende Intriguen, das ausschließende Privilegium des Tabaks-Verkaufs zu erhalten gewußt hatten.

Achtes Kapitel.

Der Kaffeh. Seine Geschichte. Seine Eigenschaften. Von seinem allgemeinen Gebrauche. Von seinem Einflusse auf die physische und moralische Natur der Menschen. Ist es vortheilhaft, den Genuß desselben unter dem Volke noch mehr zu verbreiten?

Der Kaffeh-Baum, welcher nur unter den Wendekreisen wächst, ist eigentlich im obern Aethiopien einheimisch, wo er am besten auf felsigen Höhen fortkommt. Von dickerem und stärkerem Wuchse, als in denjenigen Gegenden, wo man ihn in der Folge einheimisch zu machen gesucht hat, hat er in Ansehung seiner Gestaltung und seiner wiewohl breiteren und gekräuselteren Blätter Aehnlichkeit mit der Myrte. Der Kaffeh-Baum gehört nach Jussinus

*) Die ersten Pächter, welche den ausschließenden Tabaks-Handel erhielten, zahlten Anfangs nicht mehr als 500,000 Livres. Was für die Unterhändler dabey abfiel, weiß man freylich nicht.

System zu dem Geschlechte der rubiacées corolle épigine, autheres distinctes, der Kelch einblätterig, vierfach gezahnt; die Corolle röhrenartig, länglich, fast trichterförmig, mit fünf Abtheilungen, plattem Rande, fünf auf der Corolle stehende hervor springende Staubfäden, einen Griffel, zwey Stigma's, die Blumen büschelweise, bis auf fünf, weiß, fast dem Jasmin ähnlich, von angenehmem, jedoch nicht starkem Geruch und kurzen Stielen, welche aus dem Winkel des Blattes hervor gehen, und zwar an dem entblößten Theile der Zweige; das Embryo oder die junge Frucht erhält fast die Dicke und Gestaltung einer Herzkirsche, endigt sich mit einer Narbe, zeigt Anfangs ein lichtes Grün, dann wird sie röthlich, hierauf hochroth, und endlich bey vollkommener Reife dunkelroth, ihr Fleisch ist schleimicht, von unangenehmem Geschmack, und wird trocken runzelicht; dieses Fleisch dient zur Hülle für zwey dünne, ovale, engverbundene, auf dem Rücken gerundete, an dem Orte, wo sie verbunden sind, platte Schalen von weißgelblicher Farbe, von denen jede einen calleusen, fast ovalen Samenkern enthält, der auf der einen Seite platt, mit einer länglichen Furche, und auf der andern convex ist.

Dieser Baum, oder vielmehr Strauch, erreicht, nach Beschaffenheit der Gegenden, eine Höhe von acht bis funfzehn oder achtzehn Fuß, und bildet sich zu einer regelmäßigen Krone; sein Stamm ist gerade, sehr ästig; die Aeste stehen kreutzweise, sind sehr lang, uud horizontal geöffnet, vorzüglich die untern, sie sind biegsam, gerundet, in Zwischenräumen knotig, gleich dem Stamme bedeckt mit einer weißlichen, feinen Rinde, die, wenn sie trocken wird, aufspringt; das Holz ist ein wenig hart, und von süßlichem Geschmack; die Blätter, gegen den Gipfel zugestellt, mit kurzen Petalen, sind ganz und an beyden Enden spitzig: sie werden wohl vier Zoll lang,

und ungefähr zwey Zoll breit; sie stehen zwey und zwey einander entgegen, und sind geneigt, oberhalb von einem schönen, glänzenden Grün, unterhalb etwas blässer, ein wenig gewässert, doch ungezahnt und ungezackt, dünn, und bloß nach Grün schmeckend. Dieser Strauch gewährt seiner regelmäßigen Krone, seines lebhaften Grüns, seiner zahlreichen Blüthen und seiner Frucht halber, welche nach und nach alle Nüancen von Roth annimmt, einen äußerst angenehmen Anblick. Man hat ihn in Arabien gefunden, vorzüglich im Gebiethe von Betel-Fagui, einer Stadt in Yemen, nicht weit vom rothen Meere, und ungefähr einige dreyßig Meilen von dem Hafen von Moka entfernt. Man erzählt, daß in diesen Gegenden, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ein Hirte, dessen Ziegen junge Knospen des Kaffeh-Strauches abgefressen, bemerkt habe, daß diese mehr als gewöhnlich umher gesprungen, und des Nachts weit munterer gewesen seyen. Er theilte seine Verwunderung darüber den christlichen Mönchen in der Nachbarschaft mit; dadurch kam denn der Superieur auf den Gedanken, einen Versuch damit an seinen Mönchen zu machen, um sie während ihres nächtlichen Dienstes munterer zu erhalten. Der Erfolg übertraf seine Erwartung, und der Gebrauch des Kaffehs verbreitete sich mit großer Schnelligkeit. Von Arabien kam er nach Persien und Aegypten, von da nach Klein-Asien und Constantinopel. Der heut zu Tage in allen Welttheilen verbreitete, und unter allen Volksclassen gewöhnliche Genuß des Kaffehs war offenbar jenen alten, durch ihre Wissenschaften, Künste und Civilisation berühmten Nationen, den Aegyptiern und Aethiopiern, unter denen er doch wild wuchs, unbekannt. Keines ihrer Monumente, deren Ursprung weit hinaus geht über unsere historische Zeitberechnung, und von denen prachtvolle Trümmer sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, zeigt

die geringste Spur, daß jene Völker dieses unter uns so beliebte Getränke gekannt haben. Man findet keine Abbildungen des Kaffeh-Baumes, weder im Innern jener geheimnißvollen Tempel, noch auf jenen hohen, mit ihren ägyptischen Gestalten von Pflanzen und Thieren bedeckten Obelisken, noch in den mannigfachen Gränzen und Krümmungen ihrer ungeheuern Palläste, noch auf jenen allegorischen Statuen, welche diesen alten Boden noch überall bedecken; auch Salomo, jener Weise, dessen Kenntniß alles umfaßte, von der Ceder bis zum Isop, kannte die bewundernswürdigen Wirkungen des Kaffehs nicht, weil keine Tradition unter dem Hebräischen Volke eine Spur davon erhalten hat. Und wenn auch die Frucht oder Blüthe des Kaffeh-Baumes, dieses so merkwürdigen Strauches, in jenen frühen Zeiten gebraucht worden ist, so kann sie doch nur als Arzeneymittel in einigen Familien, oder unter einigen Völkerschaften, aber niemahls als ein tägliches, nährendes *) Getränk, gebraucht worden seyn. Sein gegenwärtig so weit verbreiteter Gebrauch, der in Europa, und noch allgemeiner in Asien und Amerika, einen Theil der Ernährung für Künstler, Arme und Soldaten ausmacht, und zu gleicher Zeit ein köstlicher Genuß der Reichen ist, ist dieser sein Genuß wirklich vortheilhaft? hat er einen heilsamen Einfluß auf die Menschheit? —

Die vornehmsten Wirkungen des Kaffehs bestehen erstlich darin, daß er die Verdauung befördern hilft, und zwar, ohne daß dadurch der Magen angegriffen wird, wie dieß auf die Länge durch die Cordial-Mittel,

*) Nährend soll hier bloß bezeichnen, daß der Kaffeh, als Getränk mit unsern andern Nahrungsmitteln genossen, diese leichter verdauen hilft, und deßhalb nur gelegentlich nährend wird.

und vorzüglich durch die spirituösen Getränke geschieht. Unter der großen Menge von Menschen, welche von ihrer Kindheit an bis in ihr höchstes Alter ununterbrochen ein oder zwey Mahl des Tages denselben genießen, findet sich niemand, der wahrhaft sagen könnte, daß ihm der Kaffeh wirklich geschadet habe. Müssen sich auch, der gar zu großen Nervenreitzbarkeit halber, einige desselben enthalten, so ist ihre Zahl doch so unbedeutend, daß sie mehr eine Ausnahme, als einen Beweis gegen den Kaffeh machen. Die Zerrüttung und Reitzbarkeit ihrer Nerven hing von äußern, mit dem Kaffeh gar nicht zusammen hangenden Ursachen ab *). Der Magen, der durch

*) Die Art und Weise, den Kaffeh zu dörren oder zu brennen, trägt nicht wenig dazu bey, dieses Getränk heilsam oder nachtheilig zu machen. Daher denn auch die vorgefaßten Meinungen einiger Personen gegen den Kaffeh. Der Verf. einer interessanten Abhandlung über den Kaffeh (M. Gentil, docteur-régent), vom Jahre 1787, welche von der Pariser Facultät approbirt worden ist, äußert sich über seinen Gegenstand unter andern folgender Maßen.

„Man muß, um den Kaffeh zu einem gesunden Getränke zu machen, vermeiden, daß er nicht zu sehr gebrannt oder geröstet wird; denn wenn man damit zu weit geht, werden die milden und heilsamen Eigenschaften dieser Frucht ganz vernichtet, und sie erhält dafür die des verbrannten Oehles oder empirème, wodurch eine krankhafte Reitzbarkeit des Körpers und Störung seiner Verrichtungen erzeugt wird."

„In der That wird durch den Grad der Dörrung, den man dieser Frucht gewöhnlich gegen alle Regel gibt, dieselbe in einen kohlenartigen Zustand verwandelt, die volatilen Theile derselben werden zerstreut, und folglich ihre wesentlichen Eigenschaften ganz verdor-

ben.

durch Hülfe dieses Getränkes gegenwärtig besser verdaut, wird auch dadurch für die Zukunft gestärkt, und der Kaf-

ben. Der öhlichte, von Natur milde und balsamische Grundstoff nimmt durch die Wirkung des Feuers einen unangenehmen Charakter von Verbrennung (empirème) an, der äußerst schädlich werden kann; wer also dieses so zubereitete Getränk genießt, muß dadurch bald häufiges Halsweh, Hämorrhagien, Hämorrhoiden bekommen; kurz, es verbreitet sich dadurch eine krankhafte Reitzbarkeit und Störung in verschiedenen Theilen des Körpers, nahmentlich in dem Gehirne, als dem Ursprunge der Nerven, wo dann die Ursache zu Kopfweh, Schlaflosigkeit, und andern Störungen Veranlassung gibt, welche sich bald dem ganzen Körper mittheilen."

„Man findet, daß der Kaffeh gerade den rechten Grad der Dörrung oder Röstung erhalten hat, wenn er eine zimmtbraune Farbe annimmt."

Der Verfasser dieser Abhandlung ist im folgenden der Meinung, daß der ungebrannte Kaffeh, als der mildere, für schwächliche und kränkliche Constitutionen der passendste sey.

„Der Kaffeh, sagt er, so wie er aus den Händen der Natur kommt, enthält nur heilsame Kräfte. Er wird als Decoct empfohlen, vorzüglich wirksam bey catarrhalischen Zufällen, welche er oft durch Schweiß, noch öfter durch Auflösung, und vornehmlich durch den Auswurf, den er befördert, heilt."

Man betrachtet diese Frucht auch noch als ganz besonders geschickt, den Kränklichkeiten zuvor zu kommen, und sie zu heilen, welche aus Verdickung der Lymphe entstehen; auch ist sie heilsam bey derjenigen, welche von Verdickung des Blutes herrührt, u. s. f. Er führt uns noch eine große Menge von Curen an, welche er dem Genusse des nicht gebrannten Kaffehs zu verdanken habe, z. B. Heilung von Magen- und Brustbeschwerden, Kopfweh, Gliedererstarrungen, Gicht, Catarrhen, Hautflechten, Geschwulsten, u. s. f.

„Die Art und Weise, den rohen Kaffeh zu kochen, besteht darin, daß man ein Quentchen fein gestoßenen in einem Pfunde oder Nössel Wasser eine

feh bewirkt niemahls in demselben solche reitzende Zusammenziehungen, als die Cordial-Mittel, und mehr noch die Säuren, welche ihn für den Augenblick, jedoch auf Kosten der Zukunft, in eine größere Thätigkeit versetzen.

Der Kaffeh theilt zugleich auch dem Blute eine heilsame Bewegung mit, wodurch die Absonderungen erleichtert, und der Grundstoff der Gesundheit bereitet werden.

Am bemerkenswerthesten ist, daß, ob er gleich den Blutumlauf belebt, er das Blut doch nicht erhitzt, wie der Wein und die Liqueure. Er bewirkt durch diese beschleunigte Bewegung keine Unordnungen in der animalischen Oeconomie; er unterhält die Flüssigkeit des Blutes, welche für Personen, die viel sitzen, überhaupt nothwendig ist, am meisten aber in warmen Ländern.

Die Colonisten auf den Inseln und dem festen Lande, vornehmlich die minder begüterten, genießen ihn täglich des Morgens, Mittags, oft auch des Abends. Viele von ihnen haben die Gewohnheit, ihn mit Wasser zu nehmen, wenn sie aufwachen, und kurz darauf wieder zum Frühstücke. Auf einer meiner Reisen nach dem Inneren von Louisiana, wo mein Weg durch Wüsten führte, hatte ich mich mit gemahlenem Kaffeh versehen, und konnte ungefähr vier Monathe lang kein anderes Getränk genießen; ich genoß ihn zu allen meinen Mahlzeiten anstatt des Weines. Kurz zuvor hatte ich aber funfzehn bis sechzehn Fieberanfälle gehabt, welche, nebst der China, die ich in großer Menge genommen hatte,

Viertelstunde lang kochen läßt. Er bleibt auf dem Satz stehen, und wenn man davon trinken will, gießt man ihn ganz heiß ab, um ihn nüchtern tassenweise mit Zucker alle halbe Stunden zu nehmen. Man kann wenigstens drey bis vier Mahl des Tages davon trinken."

mich außerordentlich erhitzt und geschwächt hatten. Dieses Zustandes ungeachtet, befand ich mich vollkommen wohl; ich genoß ihn freylich schwächer, als gewöhnlich, und meine Gesundheit und Kräfte kehrten bald noch besser als vorher zurück. Dabey hatte ich die größten Mühseligkeiten, die größten Entbehrungen zu ertragen; ich schlief auf der Erde. Zur gewöhnlichen Nahrung hatte ich statt des Brotes nur ungebackenes Mehl (von Mais, der, ehe man ihn stößt, geröstet wird) und geräuchertes Fleisch; und an bewohnten Orten fand ich bloß gekochtes Fleisch und Maisbrot, wilde Pataten, Rehfleisch, und verschiedenes Eingepökeltes.

Allein bedeutender, als alle anderen guten Eigenschaften, ist sein bewundernswürdiger Einfluß auf die moralische Natur des Menschen; er erregt die Lebensgeister, befruchtet die Einbildungskraft, hellt den Geist auf, wie ein reiner Wind, vertreibt die Wolken der Schwermuth, flößt Heiterkeit und edelmüthige Empfindungen ein; er knüpft den Menschen an das Leben, indem er ihm die Freuden des Daseyns süßer empfinden läßt, er verstärkt das Gefühl des Bedürfnisses, sich mitzutheilen, er knüpft zugleich die Bande der Freundschaft und der Liebe fester und dauernder, und macht uns wohlwollender und liebenswürdiger.

Wer sollte nicht oft im Laufe seines Lebens, die heilsamen Wirkungen des Kaffehs empfunden, nicht in dem Kreise seiner Freunde mehr Vergnügen und Genuß für sein Herz gehabt, nicht seine Geliebte, ja selbst seine Frau, reitzender gefunden haben? Wie viele schöne Verse sind dem Geiste des Dichters entflossen, woran der Kaffeh Antheil gehabt hat? Zu welcher begeisternden Beredsamkeit hat er nicht den Redner erhoben! und hat seine belebende Kraft, bey den verschiedenen Meisterwerken der

Kunst, nicht auch den Genius, der sie erzeugte, oft auf das kräftigste unterstützt? —

Nicht minder geschätzt zu werden verdient er auch deßhalb, weil er dazu beyträgt, die Menschen mäßiger zu machen. Die Reichen und Vornehmen geben heut zu Tage der Welt nicht mehr das entwürdigende Schauspiel der Trunkenheit und Völlerey, welche das alte Rom befleckten, und sind unter den modernen Nationen nicht diejenigen die mäßigsten, welche sich des Kaffehs als eines gewöhnlichen Getränkes bedienen? Kann man nicht hinzu setzen, daß sich die Mäßigkeit unter dem Volke mit dem Genusse des Kaffehs verbreitet hat? Frankreich vorzüglich hat davon merkwürdige Beyspiele aufzuweisen gehabt; in dem Maße, wie sich der Genuß des Kaffehs aus seinen großen Städten in die kleinern, von den Reichern unter die Aermern verbreitet hat, haben sich die Ausschweifungen im Genusse des Weines und der geistigen Getränke, welche so viele Familien-Väter frühzeitig hinrafften, beträchtlich vermindert.

Ich könnte noch hinzu setzen, daß die Abscheulichkeiten, welche die Revolution geschändet, und Paris gar nicht als die so gepriesene gute Stadt dargestellt haben, — daß diese nur von solchen Elenden verübt wurden, welche keinen Kaffeh trinken.

Wenn also der Kaffeh wirklich alle diese guten Eigenschaften besitzt, welche vorhin angeführt worden sind; so ist der Genuß desselben eine Wohlthat für einzelne Familien, und für ganze Völker, und jede Regierung sollte den Gebrauch desselben zu verbreiten, und den köstlichen Baum zu vermehren suchen, der ihn erzeugt. Wie freue ich mich, wenn ich die mit diesem durch den industriösen Europäer in Linien symmetrisch gestellten Strauch bedeckten Hügel oder Ebenen überschaue! Jene düstern, durch ihn in lachende Gärten verwandelten Wälder wür-

den seine glänzendsten Trophäen, das würdigste Lob des Ewigen seyn, wenn er nicht die Hände, die er zu diesen Arbeiten braucht, mit Fesseln belastet hätte, wenn die mit Wunden bedeckten Körper ihn nicht anklagten vor dem Vater der Menschen! —

Wie? den Genuß des Kaffehs verbreiten! ruft der gierige Finanzier, unter der Maske des öffentlichen Wohls und der Misanthrop unter dem Deckmantel der Philosophie; — heißt das nicht den Menschen neue Bedürfnisse erschaffen, sie verderben, die Masse der Einfuhr vergrößern, und so den Staat in Armuth stürzen? — Was den Menschen verdirbt, ihr falschen Patrioten, sind Bedürfnisse, welche weder für seine Gesundheit, noch für seine moralischen Eigenschaften zuträglich sind, es sind jene Nichtigkeiten des Luxus, deren ganzer Werth auf einer eitlen Laune beruht, sie, die immer sich erneuernd, und ohne Ende vermehrend, Geist und Herz unterjochen, den Geschmack verderben, und die Vernunft verblenden; es sind jene Nichtigkeiten, welche von Wesen verbraucht werden, die, nichts erzeugend und sich täglich vermehrend, auch die Lasten des Staates vermehren; allein derjenige, dessen Talent Etwas erzeugt, weiß dem Staate immer mehr wieder zu geben, als er verzehrt, und wenn dasjenige, was er von aussen her zieht, zu seiner Stärkung und Verlängerung seines Daseyns beyträgt, ihn thätiger und industriöser macht, so muß daraus eine Vermehrung der Reichthümer für den Staat entstehen; der Kaffeh ferner, der die Mäßigkeit befördert, befördert auch die Sparsamkeit, und wenn dieses heilsame Getränk zum Theil den Wein ersetzt, wenn es die Consumtion desselben täglich vermindert, so muß der Staat auch dadurch gewinnen; denn der Kaffeh kostet, was den Anbau, die Ernte, die Erhaltung und den Transport betrifft, verhältnißmäßig lange nicht so viel, als der Wein.

Der Kaffeh-Baum wird in einer Entfernung von sechs bis neun Fuß, einer von dem andern gepflanzt; so können auf einem gewöhnlichen Morgen Landes (arpent) sechs bis neun hundert stehen. Auf den Colonien trägt er zwey Mahl des Jahres. Bey jeder Ernte gibt der Baum zwey bis fünf Pfund; das mittlere Verhältniß würde auf's geringste drey Pfund für die Ernte seyn, welches dann sechs Pfund jährlich ausmachen würde; und angenommen, daß auf dem Morgen Landes nur sechs hundert Fuß mit Kaffeh-Bäumen bepflanzt wären, so würde sich doch die ganze Ernte von diesen sechs hundert Fuß, wenn man sie mit sechs Pfund multiplicirte, auf drey tausend sechs hundert Pfund belaufen *).

Ich gebe hier diesen Ertrag viel geringer an, als er gewöhnlich ist. Diese drey tausend sechs hundert Pfund, das Pfund nur zu zwanzig Sous gerechnet, würden eine Total-Summe von drey tausend sechs hundert Franken ausmachen. Die dazu aufzuwendenden Kosten sind äußerst unbedeutend. Man braucht nur den Boden, ungefähr vier Fuß im Vierecke, und jeden Baum ein bis zwey Mahl des Jahres, leicht auflockern zu lassen; und wenn man den ganzen Boden umarbeiten läßt, dann kann man zwischen die Bäume noch Pataten und andere Lebensmittel pflanzen, welche für jene Mühe reichliche Entschädigung geben.

Der Baum an sich bedarf keiner weiteren Pflege, als daß die Krone ein wenig ausgeschnitten wird, um ihn niedriger zu halten, und seine Frucht leichter pflücken

*) In gutem Lande pflanzt man den Kaffeh-Baum in einer Entfernung von neun Fuß, allein dann breitet er sich mehr aus, und trägt besser. Ich hätte daher, da ich nur sechs hundert Fuß auf den Morgen rechnete, für jeden Baum sechs Pfund mehr annehmen sollen.

zu können. Nach der Ernte, welche, wie man sieht, gar nicht beschwerlich ist, bringt man den Kaffeh auf eine Mühle, wo er von einem Trancair zwischen zwey beweglichen Rollen geht, um seiner ersten Häutchen beraubt zu werden; dann wird er gesiebt und gewaschen, dann kommt er wieder unter eine hölzerne Drehmühle, um das letzte Häutchen zu verlieren, und von neuem gewaschen zu werden; nachdem er endlich gelesen worden ist, kommt er in den Handel. Das ist denn kürzlich, aber genau angegeben, die geringe und wohlfeile Mühe, welche die Pflege dieses Baumes und die Ernte seiner Frucht erfordert.

Vergleichen wir nun den Weinbau damit. Der auf Hügeln gepflanzte Weinstock erfordert eine drey- bis viermahlige sorgsame und beschwerliche Bearbeitung, bisweilen auch Zuführung von Erde; die Pflanzen müssen mit der bedachtsamsten Aufmerksamkeit beschnitten werden. Man braucht Pfähle, und an mehrern Orten kleine Umgitterungen, um ihn aufrecht zu halten und zu richten. Jede Epoche des Jahres verlangt neue Mühe und neue Kosten, bis zum Augenblicke der Ernte bedarf der Weinstock unaufhörlich der Aufsicht des Herrn und der Arbeit des Winzers. Sehr oft vernichtet ungünstiges Wetter noch diese kostspieligen Ernten. Frost, Reif, Würmer, Trockenheit, oder Regen, wodurch die Knospen erstarren, machen, daß die Blüthen oder die Beeren abfallen oder verfaulen, ehe sie reif werden; und bey allen diesen Unfällen muß sich der Besitzer noch glücklich schätzen, wenn sich die Ernte in seinen Weinbergen, einen Morgen in den andern gerechnet, auf zehn bis zwölf Feuilletten beläuft, und er jede derselben um vierzig Franken verkaufen kann, wodurch für das Erzeugniß eines Morgens sich die Total-Summe von vier hundert und vier und zwanzig Franken ergeben würde. Ich will aber diese Summe auf

fünf hundert Franken ansetzen; davon müssen, außer den schon bemerkten Kosten, auch noch die der Lese, der Gefäße, des Abgangs, Verlustes, der Abgaben u. s. f. abgezogen werden.

Diese Vergleichung zeigt, warum die Besitzer von Weinbergen fast immer arm sind, indeß die von Kaffeh-Pflanzungen so große Reichthümer gewinnen. Sie zeigt über dieß noch den ungeheuern Unterschied für den Staat, wenn er die Anzahl der Kaffeh-Pflanzungen, statt der Wein-Pflanzungen, vermehrte, und daß es folglich sein eigener Nutzen ist, wenn er die Consumtion des Kaffehs zum Nachtheile der des Weines vermehrt. Ich könnte noch hinzu setzen, daß die Kaffeh-Pflanzungen der Bevölkerung der Weißen günstiger sind, als die Wein-Pflanzungen. Da die erstern nicht so viel Beschwerden verursachen, und die Menschen nicht so aufreiben, als die letztern, so können auch Weiber und Kinder gebraucht werden, um den Kaffeh zu sammeln, ihn auf die Mühlen zu bringen, zu waschen und zu trocknen. In aller Hinsicht also finden sich dringende Bewegungsgründe, um diesen Anbau aufzumuntern, und der Staat hat nichts davon zu fürchten, wenn er den Bewohnern seiner Gegenden die Mittel leichter macht, sich in seinen Colonien niederzulassen, und sie mit so productiven Menschenstämmen zu bevölkern, welche auch noch in vielen andern Rücksichten nützlich sind.

Man muß auch bekennen, daß der Anbau des Kaffeh's daselbst, durch die Europäer betrieben, außerordentliche Fortschritte gemacht hat, weil er auf Martinique besonders erst im Jahre 1722 seinen Anfang genommen hat, und im Jahre 1726 waren nicht über zwey hundert Fuß Landes wirklich tragbar, und ungefähr zwey tausend fingen erst an, tragbar zu werden. Der erstaunlichen Fortschritte dieses Anbaues ungeachtet würde er doch noch grö-

ßer gewesen seyn, wenn die Weißen sich nicht dabey der Hülfe der Schwarzen bedient hätten.

Aber woher kommt es, daß der Gebrauch des Kaffeh's unbekannt, oder wenigstens unbeachtet unter allen Nationen des Alterthums war, und so plötzlich, und so allgemein sich unter allen Völkern verbreitet hat? Die Ursache, dünkt mich, liegt in dem Gebrauche des Zuckers, einer gleichfalls modernen, aber ein wenig frühern Erfindung; der bittere Kaffeh, gemildert durch die Süßigkeit des Zuckers, ward ein äußerst wohlschmeckendes Getränk, welches von nun an schnellen Beyfall finden mußte. So hängen denn die Erfindungen zusammen; die Kunst, den Zucker zu bereiten, hat auch die Kunst der Kaffeh-Bereitung eingeführt, und seinen Gebrauch verbreitet. Keine Wahrheit muß man also unbeachtet lassen; so gleichgültig sie auch Anfangs scheint, so steht sie doch vielleicht mit einer Entdeckung von der größten Wichtigkeit in Verbindung.

Neuntes Kapitel.

Krankheiten auf den Colonien. Gelbes Fieber, Siams-Krankheit, Europäische Krankheit u. s. f. Ihre Ursache, ihr Sitz; Schutzmittel dagegen, Behandlungsart derselben. Thatsachen und Anecdoten in Hinsicht darauf. Allgemeine Mittel, sie auszurotten.

Das gelbe Fieber ist nicht, wie man geglaubt hat, eine ganz neue Krankheit in den Colonien; es ist ganz die nähmliche, welche vom ersten Anfange ihrer Etablis-

sements an, unter dem Nahmen der Siams-Krankheit, bekannt geworden ist, und von der man gleichfalls fälschlich behauptet, daß sie durch ein von Siam kommendes Schiff dahin gebracht worden sey. Das, was man auf unsern Inseln die Europäische Krankheit nennt, ist ebenfalls das Nähmliche. Man höre, was der Pater Labat, ein, bis auf seine Zaubereyen, äußerst sorgfältiger und guter Beobachter, der zugleich in den Colonien, nicht lange nach ihrem Anfange, wohnte, darüber bemerkt hat.

1) „Die Symptomen dieser Krankheit waren eben so verschieden, als es die Temperamente derjenigen waren, welche davon angegriffen wurden, oder die Ursachen, welche sie erzeugen mochten. Gewöhnlich fing sie sich mit heftigem Kopf- und Lendenweh an, worauf bald ein starkes Fieber folgte, bald auch ein innerliches, das sich äußerlich nicht sehr zu erkennen gab."

„Oftmahls erfolgte auch ein plötzliches Austreten des Blutes aus allen Canälen des Körpers, selbst aus den Poren; bisweilen gab man Bündel von Würmern von verschiedener Größe von sich, und zwar von oben und unten, bey Einigen zeigten sich auch Beulen (bubons) unter den Schultern und in den Weichen, bald voll geronnenen, schwarzen und übel riechenden Blutes, bald voll Würmer. Das Beste bey dieser Krankheit war, daß sie die Menschen in kurzer Zeit hinraffte. Sechs bis sieben Tage auf's höchste dauerte die ganze Sache."

Es geschah zuweilen, daß Leute, die nur ein wenig Kopfweh empfanden, todt auf den Straßen umfielen, wo sie spatzieren gingen, um frische Luft zu schöpfen, und fast bey allen fand man das Fleisch eben so schwarz und faulig, eine Stunde nur, nachdem sie gestorben waren, als wenn sie

schon vier bis fünf Tage todt gewesen wären. Ich selbst wurde zwey Mahl davon befallen. Das erste Mahl genas ich nach einem viertägigen Fieber und Blutspeyen; allein das zweyte Mahl war ich sechs bis sieben Tage in Lebensgefahr.

Die zweyte dieser Krankheit beschreibt er folgender Maßen. „Ich empfand einen heftigen Kopf- und Lendenschmerz, begleitet von einem starken Fieber, den sichern Symptomen der Siams-Krankheit. Man ließ mir sogleich zur Ader, erst am Fuße, dann am Arme. Dieses letztere Blutlassen setzte mein Leben in Gefahr, denn ich wurde ohnmächtig, und aller Bemühungen ungeachtet blieb ich beynahe eine Stunde lang ohne Bewußtseyn. Endlich erwachte ich, wie aus einem tiefen Schlafe. Einige Stunden darauf überfiel mich ein sehr heftiges Blutspeyen oder vielmehr Erbrechen, wodurch ich in eine Art von Convulsionen verfiel, als ich, statt reinen und klaren Blutes, große Stücke dicken und geronnenen Blutes auswerfen mußte. Dieß dauerte fast vier und zwanzig Stunden. Während dieser Zeit wurde mein Körper mit einer Purpurröthe bedeckt, vom Kopfe bis zu den Füßen: die Flecken, welche ungefähr eine Hand groß waren, und von verschiedener Farbe, erhoben sich unmerklich über die Haut. Den dritten und vierten Tag hatte ich große Schmerzen, den fünften versank ich in eine Lethargie oder unwillkührlichen Schlaf, den man nicht besiegen konnte.

Ich schlief fast zwanzig Stunden ununterbrochen, und in dieser Zeit hatte ich eine Krise, oder so reichlichen Schweiß, daß er mehrere Matratzen eine nach der andern durchnetzte. Ich erwachte hierauf äußerst erstaunt. Ich verlangte sogleich zu essen. Man wollte mich in ein anderes Bett tragen, allein ich versicherte, daß ich

Kräfte genug besäße, um dahin zu gehen. Ich stand auch wirklich auf, man gab mir andere Wäsche, und ich legte mich in das andere Bett, ohne eine Unbequemlichkeit zu fühlen, außer dem wüthendsten Hunger. Man brachte mir Fleischbrühe, und ich verschlang sie, wie einen Tropfen Wasser; man mußte mir endlich, um nur Ruhe zu haben, Fleisch und Brot geben, sonst hätte ich es mir selbst geholt. Nachdem ich gegessen hatte, schlief ich ein, und erwachte erst sechs bis sieben Stunden darauf, mit dem nähmlichen Hunger, ohne die geringste Spur von Kopfweh, oder Fieber. Von meiner Krankheit behielt ich bloß die purpurrothen Flecken, welche mich fast getiegert hatten u. s. f.

Die erste Krankheit dieses Schriftstellers zeigte beynahe die nähmlichen Symptome; Kopf- und Lendenschmerz, und sehr starkes Bluterbrechen. Die Heilung derselben wurde gleichfalls durch Aderlassen und reichliches Transpiriren bewirkt. Was heut zu Tage in Bezug auf das, was man gelbes Fieber oder Europäische Krankheit nennt, vorkommt, und was ich selbst bemerkt habe, beweiset, daß es eben die vor hundert Jahren vom Pater Labat beschriebenen Krankheiten sind. Gewöhnlich fangen sie an mit Kopf- und Lendenschmerzen, begleitet mit einem starken, aber so nur innerlichen Fieber, daß man es fast nicht am Pulse merkt. Ich habe Kranke gesehen, bey Annäherung des Todes, und im heftigsten Krankheitsanfall, ohne das geringste Anzeigen von Fieber. Fast immer kommt auch noch wiederhohltes Erbrechen von schwarzem Blute hinzu, und dieß ist eines der vorzüglichsten charakteristischen Symptome des gelben Fiebers. Sehr oft fallen Personen, wie der Pater Labat erzählt, welche nur ein wenig Kopfweh fühlen, todt nieder. So sind zu Neu-Orleans im Sommer 1805 mehrere Engländer und Anglo-Amerikaner

plötzlich gestorben. Einer unter andern starb an dieser Krankheit, als er vom Tische aufstehen wollte, und ein Stück Melone, welches er speiste, in der Hand hielt. Seine Farbe war munter und lebhaft. Ein Arzt, der von einem Partikulier gebethen wurde, seine sehr gefährlich kranke Frau zu besuchen, fragte den Mann, indem er ihn scharf ansah: und Sie, mein Herr, wie befinden Sie sich denn? — Recht wohl. — Wohl? versetzte der Arzt — Ihren Puls! Sie sind auch krank, sehr krank! Gehen Sie sogleich zu Bett, ich folge Ihnen. Wenig Tage nachher war der Mann todt.

Das Erbrechen von schwarzem Blute, welches sich fast alle Mahl einstellt, und bis zum Tode anhält, deutet auf die Coagulation und Fäulniß des Blutes, und daß folglich die Krankheit unheilbar ist. So urtheilt man wenigstens gewöhnlich. Indessen wird dieses Erbrechen auch bisweilen, wie bey dem Pater Labat, purgativ. Bey meiner Ankunft zu Pensacola habe ich einen schon bejahrten Mann gesehen, der mit einem Schiffe aus der Havana kam; er war, mit dieser Krankheit behaftet, abgereist; seine Erschöpfung und das schwarze Blut, das er spie, und wovon ich selbst Zeuge gewesen bin, ließen keine Hoffnung mehr. Da aber dieses Bluterbrechen, wie bey dem Pater Labat, ausnehmend reichlich erfolgte, wurde er wieder gesund, und mit seiner Genesung ging es äußerst schnell.

Diese Krankheit verräth sich durch Symptome, welche nach den Sitten, den Temperamenten, den Klimaten und Jahreszeiten sehr verschieden sind. Die Bestätigung davon wird man sogleich finden. Man kann daher nicht daran zweifeln, daß die Krankheiten unserer Tage ganz die nähmlichen sind, welche in den ersten Zeiten der Colonie existirt haben. Wir wollen nur die allgemeine Ursache untersuchen, welche dieser Erscheinung zum Grunde

liegt. Indem ich diese Untersuchung anstelle, wird man sehen, wie der Unterschied der Temperamente, der Sitten, der Klimate und Jahreszeiten sie unter eben so mannigfachen Formen darstellt. Die Mittel zur Heilung derselben, oder zum Schutze dagegen, werden dann auch um so leichter aufzufinden seyn. Verdankte auch nur ein einziger Mensch den Bemerkungen, welche ich mittheilen will, die Erhaltung seines Lebens, wie könnte sie dann auch nur ein Leser zu lang finden? —

In den heißen Klimaten zeigt sich die Natur, so wohl im Pflanzen- als im Thierreiche, weit thätiger. Wenn die Pflanzen sich hier stärker vermehren, schneller wachsen und größer werden, so sind die Thierarten gleichfalls zahlreicher, fruchtbarer, mit einem schnellern Wachsthume und mit größern Proportionen begabt. Die Zerstörung wird aber ebenfalls um Vieles beschleunigt; die Natur, thätiger im Erzeugen, zerstört auch mit mehr Schnelligkeit, um eilender wieder zu produciren. Der Mensch, allein fähig, unter allen Klimaten zu leben, und sich zu vermehren, ist ebenfalls diesen allgemeinen Gesetzen unterworfen. Wenige Ausnahme abgerechnet, ist sein Wachsthum unter den heißen Klimaten viel schneller; beyde Geschlechter, die Weiber besonders, werden hier weit jünger mannbar, und die Spuren des Alters stellen sich ebenfalls früher ein.

Vorzüglich merkwürdig ist indessen der Umstand, daß die hitzigen Krankheiten für ihn und die anderen Thierarten häufiger und tödtlicher werden, und daß die robustesten Temperamente am ersten die Opfer derselben sind. Nur zu häufig hört man, daß diese oder jene Person, welche der blühendsten Gesundheit genoß, in wenig Tagen in's Grab gesunken ist, und das findet man meistens zur Zeit der größten Hitze.

Allein die Europäer, welche plötzlich aus ihrer ge-

mäßigten Zone unter die heiße kommen, empfinden die Wirkungen dieser hitzigen Krankheiten noch weit heftiger, sie scheinen nur darum haufenweise aus ihren fernen Ländern herbey zu strömen, um haufenweise hingemäht zu werden; eine äußerst geringe Anzahl entgeht, nur wie durch ein Wunder, der allgemeinen Verheerung.

Wenn wir auf die Natur des Blutes Achtung geben, welches in unsern Adern fließt, so bemerken wir vorzüglich, daß es einer großen Ausdehnung fähig ist. Ueberlassen wir uns sehr heftigen Bewegungen, welche es stark in Wallung setzen, und folglich erhitzen, so wird seine Ausdehnung so groß, daß alle Gefäße anschwellen, die Hautfarbe röther wird, die Haut sich spannt, und das Athemhohlen beschwerlich fällt. Bey Frauen von einem sanguinischern Temperamente ist dieses noch auffallender. Befinden wir uns bey einem starken Feuer, oder an einem sehr erhitzten Orte, oder im Sommer der Mittagssonne ausgesetzt, so nimmt diese Ausdehnung des Blutes dergestalt zu, daß wir bald mit Schweiß bedeckt werden; und durch diesen bewundernswürdigen Mechanismus der Ausdehnung des Blutes unterhält die Natur in uns eine immerwährende Ausdünstung, um ihr großes Absonderungsgeschäft zu vollbringen, weil der größte Theil unserer Nahrungsmittel und Getränke, die nicht in die Bestandtheile des Körpers selbst übergehen, durch die Haut-Poren verdünsten; und wenn diese Ausdünstung unterbrochen wird, dann werden wir von den gefährlichsten Krankheiten befallen. Damit nun diese Transpiration nach den Umständen unterhalten und vermehrt werde, so mußte die Natur und Mischung unsers Blutes nach dem Klima, worunter wir leben, eingerichtet werden; es mußte nähmlich unter einem kalten Klima sich bey einem geringern Grade von Wärme leichter verdünnen lassen, indeß unter einem immer heißen Klima, bey

einem größern Grade von Hitze, es sich schwerer verdünnen läßt.

Unter der gemäßigten Zone, zu Paris zum Beyspiele, wo die Hitze nicht höher als auf funfzehn bis zwanzig Grad, selten nur auf fünf und zwanzig, und dieses nur auf einige Augenblicke, steigt, werden wenig Grade darüber hinreichend seyn, um eine Ausdehnung des Blutes zu bewirken, welche Schweiß erzeugen muß, wenn dagegen unter den Wendekreisen, wo die Hitze gewöhnlich auf dreyßig bis vierzig Grad steigt, die Ausdehnung des Blutes dieselbe wäre, d. h. wenn bey fünf und zwanzig Graden Hitze der Schweiß merklich hervor bräche, so würde dieser so wohl zu anhaltend, als auch zu reichlich seyn. Bey dreyßig bis vierzig Graden würden die zu sehr aufgeschwollenen Gefäße dem Umlaufe des Blutes nicht mehr die nöthige Freyheit gestatten, das nicht mehr frey umlaufende, und in dem Zustande der stärkern Erhitzung sich befindende Blut würde sich verdicken, zersetzen, und bald in Fäulniß übergehen.

Man sieht also, daß die Natur und Mischung des Blutes bey den Equinoctial-Völkern leichter, und der Ausdehnung weniger fähig seyn muß, als bey den Völkern unter den gemäßigten Zonen, und daß, so wie man sich den Polen nähert, das Blut einen höhern Grad von Dichtigkeit haben, und ausdehnbar seyn müß.

Diese Theorie erklärt es nun, warum die Menschen, so wie sie von Süden nach Norden gehen, eine größere Compression des Blutes empfinden, welche in seinen Gefäßen viel leeren Raum läßt, sie weniger gespannt und schlaffer macht, die Menschen daher der zu ihrer Erhaltung nothwendigen Wärme beraubt, und sie gegen die Einwirkung der Kälte empfindlicher macht. Weil die Hautporen durch diese gar zu große Compression des Blutes weniger offen, und fast ganz verschlossen sind, so ver-

lie-

lieren sie ihre Brauchbarkeit zu der für das Absonderungsgeschäft immer nothwendigen Transpiration, wovon dann die traurigen Folgen, Rheumatismen, Catarrhe, Schnupfen und alle Krankheiten zurück geschlagener, oder vielmehr nicht gehörig erfolgter Ausdünstung sind.

Diejenigen im Gegentheile, welche von Norden nach Süden kommen, empfinden, da sie ein dichteres, substantielleres Blut haben, in dem Maße, wie sie unter Graden einer größern Hitze sich befinden, auch eine weit beträchtlichere Ausdehnung des Blutes; und alsdann schwellen die Gefäße außerordentlich an, alle Theile des Körpers befinden sich in einer großen Anspannung, und die Unruhe wächst mit der Entzündung; kommt es endlich so weit, daß das Blut in seinem Umlaufe aufgehalten oder nur unterbrochen wird, so verdickt es sich, oder gerinnt, und diese Gerinnung muß ganz vorzüglich im Mittelpuncte der Bewegung, im Herzen, Statt finden, wo die Hitze durch die Reaction, und weil es sich in größerer Masse daselbst befindet, auch viel größer seyn muß. Diese erste Hitze der Gerinnung des Blutes, im Hauptsitze seiner Bewegung, bewirkt schnell Unordnung in der ganzen thierischen Oekonomie, weil hier der eigentliche Quell des Lebens ist.

Allein es gibt Temperamente, welche sanguinischer sind, als andere. In allen Zeiten hat die Medicin diesen Unterschied anerkannt. Hier müssen nun die am meisten sanguinischen Temperamente den Wirkungen dieser Veränderung des Klima's von Norden nach Süden am meisten ausgesetzt seyn; und indeß blasse, dem Anscheine nach kränkliche, Physiognomien wenig oder nichts von jener Veränderung des Klima's leiden, so werden jene athletischen Constitutionen, jene Menschen von frischem, blühendem Ansehen am schnellsten hingerafft. Alle Nachrichten, welche ich in den verschiedenen Colonien, die ich durchreiset

bin, eingezogen habe, haben meine Ideen bestätigt. Man sieht also, wie die in den heißen Klimaten wohnenden Menschen mehr oder weniger der tödtlichen Einwirkung der Hitze ausgesetzt sind.

Ganz anders aber ist die Sache, wenn sie aus unsern gemäßigten oder kalten Zonen plötzlich unter die heißen, fortwährend heißen Regionen versetzt werden; das mit einem Mahle exaltirte Blut muß die furchtbarsten Wirkungen hervor bringen. Die weise Natur, welche wollte, daß der Mensch Kosmopolit werden sollte, hat ihm viel Mittel verliehen, diesen Unglücksfällen vorzubeugen. Seine glatte, nackte, feine, außerordentlich poreuse und elastische Haut ist ein Vorzug, den er mit keiner andern Thierart theilt; fähig, beym Anschwellen der Gefäße sich mehr auszudehnen, kann sie auch ihre Poren weiter öffnen, und den Schweiß und die Ausdünstungen reichlicher durchlassen, ohne daß diese auf dieser platten, von Haaren entblößten Oberfläche stehen bleiben können. Hält dieser Schweiß an, so muß er auf die Länge hinreichend seyn, das Blut seines Ueberflusses zu entledigen, und es in den Stand zu setzen, frey umlaufen zu können. Die Natur biethet hierbey noch eine andere mächtige Hülfe dar, dieses sind nähmlich jene häufigen Hitzblattern, auf dieser feinen Haut, jene dicken und eiterigen Beulen, welche sich vorzüglich unter den Achseln, in der Weichung, an den verschiedenen Gelenken und im Gesichte ansetzen, und die, wie man auf den Colonien sagt, den Reichthum des Blutes anzeigen. Man betrachtet sie hier nähmlich als Vorbothen der Gesundheit, ohne daß jedoch die Colonisten ihren wahren Ursprung zu erforschen sich bemüht haben. Allein indeß die Natur Alles zur Erhaltung des Menschen, selbst bey dem plötzlichen Wechsel des Klima's, vorbereitet hat, strebt der Mensch selbst diesen Erhaltungsmitteln entgegen, wie man sogleich sehen wird.

Er ist zugleich begabt mit Nerven, welche eben so, wie die Blutgefäße, sich zweigartig in alle Theile des Körpers verbreiten, und in ihren feinsten Verästungen alle Theile der Haut durchdringen, sich mit ihr verbinden, oder vielmehr ihr Gewebe selbst bilden helfen. Diese Nerven nun haben bekanntlich die Eigenschaft, äußerst reitzbar zu seyn, d. h. sie vermögen, sich zu verkürzen, zusammen zu ziehen, und starr zu machen, oder hin wiederum sich biegsam zu machen, auszudehnen, und zu verlängern. Die Ursachen davon sind innerliche und äußerliche, physische und moralische; sie wirken nicht mit dem Blute gemeinschaftlich, sondern für sich, und haben selbst auf dieses einen mächtigen Einfluß.

Innerlich sind es warme und erhitzende Nahrungsmittel, folglich auch spirituöse Getränke, die Salze und alle concentrirte Säuren, welche die Nerven reitzen und zum Zusammenziehen bewegen. Aeußerlich bewirkt eine plötzlich erkältete und frische Luft, vornehmlich, wenn sie mit Ausdünstungen geschwängert ist, wenn sie corrosische und adstringirende Mineralien und Salze, frische, kalte Wassertheile enthält, ebenfalls eine Zusammenziehung des Nervengewebes, der Haut und der Poren. Allein alle Leidenschaften, welche den Menschen ergreifen, wirken noch weit bewundernswürdiger auf das Nerven-System. Kummer, Gram, Zorn und starke, zu lang anhaltende Anstrengungen des Geistes, zu heftige Begierden, vorzüglich die Liebe und die Ausschweifungen in derselben, erschüttern lebhaft und ununterbrochen das Nerven-System, unterhalten die Reitzbarkeit, und verlängern die Spannung desselben.

Wenn diese verschiedenen Ursachen der Reitzbarkeit wirken, zu einer Zeit, wo das Blut ausnehmend verdünnt ist, so hindert die Spannung der Nerven, durch

das Zusammenziehen der Blutgefäße, den Umlauf des Bluts oder hebt ihn gänzlich auf; dieses aber bewirkt dann, gährend und kochend, plötzliche Hemorragien, Blutstürze, und sogar den Tod. Oft wird es nach dem Herzen zurück gedrängt, die aufgehaltene Masse, welche den Ausweg in die Arterien nicht wieder finden kann, gerinnt daselbst augenblicklich; und dieses ist dann die Ursache der innerlichen Fieber, und des gelben Fiebers besonders. Dieser Zustand der Nervenspannung, welcher den Umlauf des Bluts verhindert, verhindert auch zugleich das Hervorbrechen des Schweisses, weil er die Haut selbst zusammen gezogen, auch ihre Poren und alle ihre Ausgänge verschlossen hat. Unter diesen Umständen wird die Haut trocken und spröde, die Starrheit der Nerven, welche die Bewegungen beschwerlich und peinlich macht, erzeugt Müdigkeit und Mattigkeit, die nahen Vorläufer von Krankheiten.

Diese verschiedenen Ursachen wirken auf alle Arten von Menschen, welche in den heißen Klimaten leben; sie wirken auf die Eingebornen, die Kreolen und die Europäer, und da, wo die Natur mehr für den Menschen gethan hat, ist sie auch intoleranter, und vergibt ihm nicht so leicht seine Ausschweifungen. Der Spanische Jesuit und Missionär, Joseph Guimilla, stellt in seiner Geschichte des Orinocko eine Bemerkung von der höchsten Wichtigkeit auf, welche beweiset, daß 1) die Eingebornen in dieser Hinsicht viel von den Folgen der geringsten Ausschweifungen zu fürchten haben, und daß 2) diese Ausschweifungen jeder Zeit ganz vorzüglich auf das Blut wirken.

„In der größten von ihren Hütten," sagt er, „trinken sie (die Indianer) und tanzen zu gleicher Zeit. Diejenigen, welche von ihren berauschenden Getränken überfüllt sind, schlafen ganz von Blut überströmt, von Kopf

bis zu den Füßen. Um die Folgen dieser Trunkenheit zu vermeiden, machen sie mit sehr scharfen Fischzähnen und Knochen Einschnitte an den Schläfen und an der Stirn; und da diese Theile gerade eine große Menge Adern enthalten, so kann man das Blut, womit sie bedeckt sind, nicht ohne Schaudern betrachten. Als ich, fährt der Verfasser fort, über die barbarische Sitte dieser Völker, bis zum völligen Verluste der Vernunft zu trinken, nachdachte, fand ich, daß Gottes Vorsehung sie dazu geleitet haben müsse, sich jene Einschnitte zu machen; denn sie verhindern dadurch jene bösartigen Fleckfieber, welche, ohne diese reichliche Blutausleerung, die in einem so heißen Lande durch das Trinken verursachte starke Bewegung des Blutes ihnen unfehlbar zuziehen würde."

Die Kreolen, d. h. diejenigen, welche von Europäern abstammen, auf den Colonien geboren sind, empfinden die Wirkungen einer schlechten Lebensordnung, der Unmäßigkeit und zu großer Leidenschaftlichkeit unter diesen heißen Klimaten noch allgemeiner. Ich habe sehr viele Beyspiele davon gesehen, gewöhnlich bey Menschen von robuster Leibesbeschaffenheit. Allein das, was in den Städten der Anglo-Amerikaner vorgeht, die fürchterlichen Verwüstungen des gelben Fiebers, sind ein noch größerer Beweis dafür. Der immerwährende und unmäßige Genuß eingesalzener Speisen, saftreichen Fleisches, zu dicker Getränke, als Bier und Cider, jener öhlichten und gemischten Weine, ihrer Mehlspeisen, und ihres nicht gesäuerten, folglich auch nicht hinreichend aufgelöseten Brotes, trägt dazu bey, ihnen ein zu genährtes oder zu fettes Blut zu geben, welches durch ihren unmäßigen Genuß des Rums, des Whiskay Tasia's (einer Art von Kornbranntweins) durch ihre gar zu sitzende Lebensart in jenen zwischen Bergen zusammen gedrückten Städten, wo die langen hohen Häuserreihen den Luftzug aufhalten, und

die Hitze concentriren und reflectiren, sich leichter entzünden, ausdehnt und zersetzt.

Man wird gewiß fragen, warum das gelbe Fieber, welches unter den Anglo-Amerikanischen Kreolen so große Verheerungen anrichtet, die Kreolen auf unsern Inseln entweder gar nicht oder höchst selten befällt. Die Ursache davon dünkt mich diese zu seyn, daß die Anglo-Amerikaner regelmäßig einen langen und strengen Winter haben, eine Jahreszeit, wo man bey verstärktem Appetite zu nahrhaftern Speisen dennoch weniger durch die Poren ausdünstet. Ihr Blut ist daher den Winter hindurch substantieller geworden, und geräth dadurch in den Zustand, zur Zeit der Hitze leichter in Wallung zu gerathen, und sich auszudehnen, indeß bey den Kreolen auf den Inseln, welche eine immer gleiche Hitze haben, und sich einförmiger nähren, die Transpiration immerfort unterhalten wird, und das Blut eine gleiche Flüssigkeit behält. Außer diesen Ursachen, welche die Kreolen unserer Inseln vor den Verheerungen des gelben Fiebers schützen, muß man noch diejenigen in Anschlag bringen, welche aus ihrer gesundern und mäßigern Lebensweise, und daraus entspringen, daß ihre Städte nicht so groß und volkreich sind, als die der Anglo-Amerikaner. Diese letzte Ursache ist so bedeutend, daß, so bald sich das gelbe Fieber in den Anglo-Amerikanischen Städten zeigt, die Einwohner eiligst auf's Land flüchten; nicht, wie man gemeiniglich glaubt, weil diese Krankheit epidemisch und die Luft selbst in den Städten angesteckt ist, sondern bloß, weil die Hitze daselbst zu heftig und zu anhaltend ist. So bald sie daher auf ihre Landgüter gekommen sind, wo sie eine freyere und frischere Luft einathmen, wo die Sonnenstrahlen nicht auf Mauern und Pflaster fallen, wo sie zurück prallen, sondern auf Rasenplätze, die sie einsaugen, und wo sie sich auch mitten unter schattigen

Gewächsen befinden, wo sie sich weniger den Ausschweifungen der Sinnlichkeit überlassen, weniger mit Geschäften zu thun haben, welche sie exaltiren, wo mit einem Worte in ihrem Physischen und Moralischen eine viel größere Ruhe herrscht: dann sind sie auch von den Anfällen des gelben Fiebers frey; wäre aber diese Krankheit wirklich epidemisch, sie würden Alle den Keim derselben schon bey ihrer Flucht in sich tragen, und sie also mit auf's Land bringen, und dort allenthalben verbreiten. Das gelbe Fieber, ganz die nähmliche Krankheit, welche auf unsern Colonien Europäische Krankheit genannt wird, ist daher nicht epidemischer, als diese, welche, wie ich bemerkt habe, die Europäer in dem Maße hinrafft, wie sie ankommen, indeß die Kreolen auf den Inseln mitten unter ihnen leben, ohne sie zu fürchten. Diese Bemerkungen geben den Grund an von dem, was Hr. Michaux *) über diese Krankheit, die er zu Charlestown gefunden hatte, äußert.

„Das gelbe Fieber," sagt dieser Reisende, „ist jedes Jahr an Intensität verschieden, und noch hat man die charakteristischen Zeichen nicht angeben können, woran man seine größere oder geringere Bösartigkeit im Sommer erkennen könnte. Die Stadtbewohner sind demselben nicht so unterworfen, als die Fremden, von denen das Jahr meiner Ankunft acht Zehntheile starben; und wenn auch die erstern davon befallen werden, so geschieht es immer nur in einem weit geringern Verhältnisse."

„Man hat bemerkt, daß, während der Monathe July, August, September und October, wo diese Krankheit gewöhnlich herrscht, die Personen, welche sich von Charlestown nur auf einige Tage entfernen, bey ihrer Rückkehr in die Stadt weit empfänglicher für die An-

*) Reise in die westlichen Alleghany-Gebirge im J. 1802.

steckung sind, als diejenigen, welche sie nie verlassen haben. Die zwey bis drey hundert Meilen entfernten Bewohner von Ober-Carolina, welche während dieser Zeit dahin kommen, sind demselben eben so unterworfen, wie die Fremden, und die aus der Nachbarschaft sind gleichfalls nicht immer davon frey."

„Man glaubt allgemein zu Charlestown, daß das daselbst eben so wie zu Savanah alle Sommer herrschende gelbe Fieber demjenigen analog ist, das sich auf den Colonien äußert."

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung derselben Materie.

Unsere Insular-Kreolen und diejenigen, welche durch einen langen Aufenthalt sich an das Klima der Inseln gewöhnt haben, werden, wenn gleich im Allgemeinen der von mir angeführten Ursachen halber von den plötzlichen Wirkungen dieser furchtbaren Krankheit frey, dennoch Opfer entzündlicher Fieber, welche Aehnlichkeit haben mit dem gelben Fieber, und, aus derselben Quelle entspringend, eigentlich nur Modificationen desselben sind. Diese Fieber zeigen sich besonders in der Zeit des Spätjahres, wo die größte Hitze herrscht, und die Luft weit drückender ist; sie befallen vorzüglich die Stadtleute, welche ausgesuchte Weine trinken, marinirte, gesalzene, stark gewürzte Fleischspeisen genießen, welche die Französische Kochkunst immer auf eine bewundernswürdige Art neu zuzubereiten weiß, um der Sinnlichkeit neue Genüsse zu verschaffen. Ihr, dadurch zu substantiell gewordenes,

zu gut genährtes und vornehmlich zu entzündliches Blut bringt in dem Nerven-Systeme eine Irritabilität hervor, welche die nun weit nothwendiger gewordene Transpiration verhindert; daher denn jene nach der Verschiedenheit der Temperamente und Mischung des Blutes verschiedenen schwächern Arten des gelben Fiebers.

Die verschiedenen Raisonnements, welche ich über diese furchtbare Geißel der Colonien angestellt, und die Thatsachen und Belege, womit ich sie unterstützt habe, beweisen, daß sie nicht epidemisch, wohl aber dauernd und periodisch ist, daß sie sich nach dem Orte, der Jahreszeit, dem Temperamente modificirt, und daß ihr Sitz gleichförmig im Blute ist; daß folglich alle Heil- und Schutzmittel immer auf das Blut gerichtet seyn müssen, daß sie auf andere Theile nur deßhalb wirken, weil diese mit dem Blute in der innigsten Verbindung stehen, und einen überwiegenden Einfluß darauf haben.

Wenn saure, verdorbene Säfte den Magen und die andern Eingeweide verstopfen, so ist es klar, daß die Masse derselben, und die Hindernisse, welche sie der Verdauung und den andern Functionen entgegen setzen, den Umlauf des zu reichlichen und zu sehr ausgedehnten Blutes erschweren, und zu seiner Entzündung viel beytragen; die Abführung dieser Feuchtigkeiten wird daher höchst dringend; Brech- und Laxiermittel müssen deßhalb unvorzüglich angewandt werden. Dieses Blut nun, dessen Circulation die Quelle des Lebens ist, und das, einen Augenblick an seiner Quelle aufgehalten, dort gerinnt und verdirbt, erfordert eine außerordentliche Schnelligkeit bey allen den Mitteln, welche geschickt sind, seine Flüssigkeit wieder herzustellen, und dasjenige fortzuschaffen, was sie am Lauf hindert; häufige Aderlässe, innere Reitzmittel und Mittel, um die Haut äußerlich auszudehnen, und Schweiß zu erzeugen, müssen, so zu sagen, zugleich wir-

ken; so schnell greift dieses Uebel um sich. Und der schnellen Behandlung ungeachtet ist das Uebel oft unheilbar, weil es ohne Wissen des Kranken um sich gegriffen hat.

Die Engländer, unter denen diese Krankheit besonders sehr große Verheerungen anrichtet, welche deßhalb auch mehrere Heilungsversuche gemacht haben müssen, wenden fast immer Cordial-Mittel dagegen an; sehr viele trinken ungeheuer viel Rum, und ein großer Theil derselben stirbt in der Berauschung. Vernünftiger und wirksamer ist der innere Gebrauch des Merkurs, den sie in starken Dosen nehmen. Dieses Metall, das mächtigste Auflösungsmittel der Natur, welches ohne Zweifel seine active Flüssigkeit nur dieserhalb beybehält, woraus die Alchymisten in ihrem Wahnsinne ein wieder zusammen setzendes (recomposant) Princip haben machen wollen, da es doch wesentlich ein zersetzendes (décomposant) ist; den Merkur haben die Engländer vorzüglich wirksam gefunden, die Gerinnung des Blutes zu verhindern, und ihm seine Flüssigkeit wieder zu geben; und er scheint wirklich in dieser Hinsicht der Heilung dieser Krankheit günstig zu seyn. Ich habe in Louisiana einen gewissen Nicols gesehen, der seit dem erster Richter im District der Atacapas geworden ist, einen jener verderblichen Menschen, den Nord-Amerika auf diese Gegenden geworfen hatte, um die Geißel der biegsamen und furchtsamen Louisianer zu werden; dieser Mensch fühlte sich zu Neu-Orleans vom gelben Fieber befallen, gerade zu der Zeit, wo es 1805 die größten Verheerungen anrichtete; sogleich lief er zu einem Arzte, nahm auf der Stelle fünf und zwanzig Gran Merkurius, das that er mehrere Tage hinter einander, so, daß er endlich die Dosen auf dreyßig Gran setzte. Er genaß; allein von den Wirkungen, welche diese ungeheure Menge eines so heftigen Mittels auf seine Nerven und seine Constitutionen

gehabt haben muß, wird er niemahls genesen. Soll der Merkurius nützlich unter solchen Umständen seyn, so muß ihn ein geschickter Arzt verordnen.

Kunstverständige, mit denen ich mich über die Natur dieses Uebels unterhalten habe, behaupten; eine große Menge Menschen tragen den Keim dieser Krankheit dergestalt in sich, daß man keine Schutzmittel dagegen bey ihnen anwenden könne; sie konnten mir weder die Gründe, noch die Principien angeben, worauf die verschiedenen von ihnen angenommenen Behandlungsarten beruhten; ich bemerkte nichts, als eine blinde Routine, selbst von den Lehren der Erfahrung entblößt, weil sie diese Krankheit für ganz neu halten, und nicht wissen, was sie ehedem gewesen ist, und wie man sie behandelt hat. Gegen ihre Meinung wage ich's daher zu behaupten, daß es für Alle einfache, leichte, zuverlässige Schutzmittel gibt. Sie entspringen auf eine natürliche Art aus den Principien, Schlüssen und Thatsachen, welche ich angeführt habe.

Diejenigen von meinen Lesern, welche mich mit Aufmerksamkeit gelesen haben, werden einsehen, daß sanguinische und robuste Constitutionen, welche diese Krankheit weit mehr als andere zu fürchten haben, auch einer strenger beobachteten Vorsicht bedürfen, (welches denn vorzüglich auf die ankommenden Europäer anwendbar ist) das unthätige Leben auf der Ueberfahrt, die Unpäßlichkeit und die ungewohnte Existenz auf der See, die alsdann in größerer Menge als gewöhnlich genossenen erhitzenden Nahrungsmittel haben das Blut entflammt, seine Masse vermehrt, und zugleich die der Säfte vergrößert. So bald sie sich ausgeschifft, und die belebtere frischere Seeluft verlassen haben, so bald sie in diese, gleichsam in Abgründen versenkten Städte unter eine Atmosphäre von funfzehn bis zwanzig Grad Hitze über denjenigen, den sie sonst jemahls empfunden haben, ge-

kommen sind, und ihre Wohnung in den engen, schlecht mit Luftzug versehenen Häusern der zusammen gedrängtesten Quartiere der Stadt genommen haben; so bald sie fortfahren, sich mit eben so substantiellen Nahrungsmitteln und Getränken zu nähren, so bald die Neuheit der Landesfrüchte sie reitzt, von denen zu essen, welche die compactesten sind, als Ananas, Kokos und die zähen Aprikosen; wenn sie dann zugleich viel Sorgen haben, und sich mit Laufen und ungewohnten Arbeiten beschäftigen müssen, oder wenn sie sich dann wohl gar dem Müßiggang, und in diesem den glühenden Leidenschaften für das Spiel und die Weiber überlassen; dann gibt es für sie freylich keine Schutzmittel gegen diese Krankheit. Wenn sie hingegen bey ihrer Ankunft vorzüglich einen luftigen Ort, ein mit Oeffnungen reichlich versehenes Logis wählen, wenn bey dem geringsten Anzeichen der Ueberfüllung des Magens sie diesen durch Brechmittel und andere Purganzen zu entladen suchen; wenn sie sich durch Getränke und innerliche Mittel erfrischen; und wenn sie, ihre Nahrungsmittel mehr verdünnend, vorzüglich diejenigen wählen, welche von einer wässerichten und mildernden Beschaffenheit sind; wenn sie auf ihren Geschäfts- und Spatziergängen die Strahlen der hier so glühenden Sonne vermeiden; wenn sie mäßig arbeiten, und wenn sie vorzüglich den Leidenschaften aller Art keine Ausschweifungen gestatten: dann sind sie gewiß sicher, nicht von der Krankheit, weder gegenwärtig noch zukünftig, befallen zu werden.

Ich sage gegenwärtig und zukünftig, denn jene Lebensordnung muß in der That diese beyden Zwecke haben. Ein Reisender, der sich nicht immer auf einer Colonie aufhalten will, darf freylich nur, während seines Aufenthaltes, einen von den Winden abgekühlten Ort, als die Hügel und Höhen bewohnen. Diese Temperatur,

nebst einem ruhigen Leben und der dem Europäer gewöhnlichen Diät werden ohne Zweifel zur Erhaltung seiner Gesundheit hinreichen. Allein derjenige, welcher auf die Inseln kommt, in der Absicht, um dort sich niederzulassen, kann sich nicht immer der Hitze entziehen, er muß daher, um sie ohne Nachtheil ertragen zu können, sich an das Klima gewöhnen; dieses aber geschieht dadurch, daß man das Blut flüssiger, weniger genährt und ausdehnbar zu machen sucht. Er muß daher nicht viel Brot, und wo möglich gar keines essen, dafür aber das körnerartige Maniokmehl, und Reiß, der ebenfalls minder nährend und urintreibend, ganz besonders von der Natur zur Nahrung des Menschen unter diese Klimate gesetzt zu seyn scheint. Vorzüglich muß man die Transpiration immer fort zu unterhalten suchen, jedoch darf sie nicht zu häufig und folglich schwächend seyn. Sie ist der wahre Thermometer der Gesundheit. Ist die Transpiration aber unterbrochen worden, so muß sie schleunigst wieder hergestellt werden, Aderlassen ist vorzüglich nothwendig, Bäder, nicht kalte, sondern laue, Getränke, die nicht reitzend sind, und doch ein wenig anregen; eine aus der Garten-Cichorie, welche milder ist als die wilde, bereitete Tisane, mit ein wenig Salat und bittern Orangen, statt der Citronen, deren Schärfe für die Nerven zu heftig ist, und deren man sich gewöhnlich zu bedienen pflegt, halte ich wirklich für die passendste.

Die Abendluft ist für die ankommenden Europäer ganz besonders gefährlich. Beym Verschwinden des Tageslichts, welches um den Aequator her plötzlich einzutreten pflegt, fällt mit einem Mahle sehr viel und äußerst kühler Thau, gewiß mit corrosiven Dünsten vermischt, weil so viel Gewächse dergleichen enthalten, und die besten Eisen- und Stahlwaaren hier davon angegriffen werden; diese Ausdünstungen, welche eine heftige Zu-

sammenziehung der Haut bewirken, hemmen auch die für einen Europäer so äußerst nothwendige Transpiration. Er muß daher dem Reitze, die Kühlung dieser herrlichen Abende zu genießen, widerstehen, und sich ganz vorzüglich hüthen, sitzend zu verweilen; nicht einmahl spatzieren darf er gehen, sondern nur in dringenden Geschäften; dafür aber darf ihn der Aufgang der Sonne kaum im Bette finden, er muß eilen, die reine und erneuerte Luft einzuathmen, welche bald wieder durch die glühende, schon durch die Purpurwolken im Osten blickende, Sonne ausgetrocknet und entzündet wird. Die wiederkehrende Hitze macht ihm jene feuchten Ausdünstungen, wovon er durchdrungen worden, jene Wohlgerüche, an denen er sich ergötzt hat, heilsam; und wenn er überdieß die Natur liebt, so wird ihm der Anblick jener dichten Gehölze, jener hochstämmigen Bäume mit den breiten Gipfeln, dem mahlerischen Laube, den mannigfach geformten Früchten, der Anblick so vieler nackenden und kriechenden Gewächse, seine Einbildungskraft beleben, seine Lebensgeister aufregen, allen seinen Kräften eine neue Energie geben, um sich seinen Geschäften munterer zu überlassen, und sich vorzüglich gegen jene Erschlaffung zu schützen, aus der Gram und Kummer, und jenes quälende Verlangen nach der verlassenen Heimath entsteht, welches nur zu gewöhnliche Vorbothen der Krankheit sind? Wer es vermag, der suche sich vorzüglich in ländlichen Wohnungen, unter Fluren, Wäldern, Wiesen, lebendigen Wassern, und jenen heilsamen Gewächsen mit dem Klima zu befreunden.

Daß die Mäßigkeit in allen Arten von Genüssen so wohl, als selbst bey den reinsten und edelsten Gefühlen und Leidenschaften, auf den Colonien ein äußerst nothwendiges Bedürfniß ist, beweisen unter andern auch folgende zwey Beyspiele:

Sehr viele Gelehrte haben vor der Revolution zu Paris den Verfasser der Gallerie berühmter Männer, Herrn Imbert Comte de la Platiere, gekannt *). Dieser wahrhaft außerordentliche Mensch verfaßte, oder ließ vielmehr auf Subscription das elendeste Werk verfassen, das existirte, und ließ es sich zugleich theurer bezahlen, als ein literarisches Product je bezahlt worden ist. Das Bewundernswürdigste aber bey diesem Schriftsteller ist, daß, da er nicht im Stande war, eine Seite des Buchs zu schreiben, das er mit seinem Nahmen zierte, er seine Lebensbeschreibungen von mehreren Schriftstellern verfertigen ließ, welche er nicht bezahlte; seine Kupfer wurden von elenden Künstlern gearbeitet, welche bloß Protections-Versprechungen erhielten, die Papierhändler wurden mit der Hoffnung gespeiset, daß sie große Bestellungen erhalten sollten, von den Buchdruckern ließ er sich die Anzahl der Exemplare, deren er bedurfte, im voraus geben, und den Rest behielten sie als Pfand. Eine angenehme, offene Bildung; Lebhaftigkeit, Witz; die Kunst, durch ein artiges, herzliches Benehmen, auch wohl durch einen gewissen Stolz zu fesseln, gewannen ihm die einen, und imponirte den andern. Er wußte die Großen ins Interesse zu ziehen, und verleitete sie zu seinen theuern Subscriptionen, indem er den einen neue Verherrlichung ihrer Nahmen durch die Nahmen ihrer Vorfahren, welche er in seine Gallerie auf-

*) Er darf nicht verwechselt werden mit Roland de la Platiere, Mitarbeiter an der Encyclopédie methodique, hierauf Minister, und endlich Schlachtopfer der Revolution. Die Memoiren seiner Gemahlinn, im Gefängniß von ihr geschrieben, und nach ihrer Verurtheilung zum Tode fortgesetzt, werden einer der merkwürdigsten Beweise bleiben von der Energie, welche die Revol. selbst weiblichen Charakteren gegeben hatte.

nehmen wollte, zusicherte: den andern aber dagegen mit dem Ruhme, auf der Liste seiner Subscribenten unter den ersten Personen des Staates zu glänzen, schmeichelte. Zu gleicher Zeit hatte er vom Hofe die größte Anzahl der damahls üblichen Subscriptionen erhalten, weil er mit einer sehr wichtigen Miene die Hofleute zu überreden wußte, daß sein Werk national sey, und daß es, von einem so wichtigen Manne herrührend, um so größere Ansprüche auf die öffentliche Freygebigkeit machen könne.

Mit diesen seltenen Talenten führte M. Imbert Comte de la Platiere zu Paris das Leben eines vornehmen jungen Herrn. Sein Putz war ausgesucht, seine Meublen kostbar; er besaß köstliche Gemählde, Juwelen, Maitressen u. s. f. Die Revolution verstopfte endlich die Quellen dieses Practicus, und er erhielt noch von der Regierung eine Secretärs-Stelle bey der Präfectur der Insel Martinique. Herr de la Platiere konnte natürlich zu einem solchen Posten nicht sonderlich passen, sein ausschweifendes, intrigantes Leben hatte ihn nicht sehr mit den Geschäften bekannt werden lassen; sein unbeständiger Charakter, seine glühenden Leidenschaften, seine ungeordneten, frivolen Neigungen gaben auch nicht einmahl Hoffnung, daß er sich dazu bilden, daß er sich den trockenen, monotonen Formen der Büreaukratie unterwerfen, oder daß er immer sich den Befehlen seiner Obern willig fügen werde. Er veruneinigte sich daher sehr bald mit Männern von Bedeutung, und er kam mit dem Präfecten selbst so weit, daß er seine Stelle verlassen mußte. Dieß geschah kurz vor meiner Ankunft auf dieser Colonie. Obgleich von sehr sanguinischem Temperamente, doch dabey mager, lang, und sehr mäßig, (denn er trank selbst zu Paris nichts, als Wasser) hatte er mitten unter seinen heftigen Bewegungen zu Martinique seine Gesundheit erhalten. Er hatte sich sogar in

der

der Folge mit Verfertigung eines Werkes beschäftigt, dessen Inhalt ich nicht erfahren konnte. Die Zeit zu dieser Art von unerschöpflichen Hülfsquellen war für ihn nicht mehr vorhanden, und Martinique ist nicht einmahl ein Schauplatz für ganz andere Talente, als die seinigen waren.

Eines Tages, als er unter diesen Umständen eine heftige Scene mit dem Präfecten gehabt hatte, ging er auf ein, nicht weit von der Stadt Saint-Pierre gelegenes, Landgut zum Essen. Noch ganz von dieser Scene erschüttert, wahrscheinlich auch erhitzt durch den Weg, den er zu Fuß gemacht hatte, gerieth er bey der Erzählung derselben von neuem in eine solche ungestüme Heftigkeit, daß er von einem hitzigen Fieber befallen wurde, welches ihn in vier und zwanzig Stunden hinraffte.

Seine Gemahlinn war unterdessen von Frankreich abgereiset, um sich zu ihm zu begeben. Unbekannt mit seiner Absetzung und seinem Tode kam sie zu Martinique an. Bey diesen unglücklichen Nachrichten wurde sie äußerst gefährlich krank. Das Mitleid leistete ihr alle Hülfe, wodurch sie wirklich gerettet wurde. Während ihrer Genesung rieth man ihr, des Morgens spatzieren zu gehen. Eines Tages ging sie weiter, als gewöhnlich. Der Zufall führte sie nach der für ihren Gemahl so unglücklichen Wohnung, ein noch unglücklicherer Zufall machte ihr das bekannt. Ihr ganzer Schmerz erwachte von neuem; und, ein Raub seiner heftigsten Anfälle, endigte sie, nach einigen Stunden des furchtbarsten Wahnsinns, ihr Leben durch einen noch tragischeren Tod, als der des unglücklichen la Platiere gewesen war.

Eilftes Kapitel.

Schutzmittel für die Truppen gegen die Krankheiten, auch anwendbar für Privat-Personen.

Darf man sich wundern, daß die Soldaten auf den Colonien ganz vorzüglich zu Schlachtopfern ausersehen zu seyn scheinen? Ihre feurigen Leidenschaften, ihre wiederhohlten Ausschweifungen, gesalzene und erhitzende Nahrungsmittel, unmäßige Exercitien, und dann wieder zu viel müßige Zeit, die Erschöpfungen der Unenthaltsamkeit, schlecht gelegene Wohnungen, — dieß alles wirkt zusammen, um die Colonial-Garnisonen zu entvölkern. Nie sind ihnen die blutigsten Schlachten so nachtheilig gewesen, als ein Jahr oder nur einige Monathe der Krankheit. Und doch gibt es für Menschen, die ihren Familien und dem Staate selbst so theuer seyn müssen, weil es so viel kostet, um sie zu bilden, zu discipliniren, und auf die andere Halbkugel überzuführen — es gibt Mittel, sag' ich, welche sie wohl dieser Pest entziehen könnten, doch haben drey bis vier Jahrhunderte der Erfahrung noch die Aufmerksamkeit keiner europäischen Nation hinlänglich darauf gerichtet. Kein Arzt, keine Verwaltung, keine gelehrte Gesellschaft hat noch daraus einen Gegenstand der Untersuchung und des Nachdenkens für sich gemacht. Der Zufall, der blinde Zufall, und die Umstände entscheiden über das Schicksal jedes Kriegers, wie über das eines isolirten Privat-Mannes. Ich will daher den vorhergehenden Bemerkungen noch einige andere beyfügen, welche jene besonders betreffen. Vielleicht werden

dadurch unterrichtetere Männer, als ich bin, zur Nacheiferung aufgefordert.

Zuerst ist die Auswahl der nach den Colonien zu sendenden Truppen nicht gleichgültig. Es ist nicht wohl gethan, ein Regiment in Masse, oder ganze große Theile eines Regiments, überzuschiffen. Mehr muß man noch in dieser Lage für die von ganz sanguinischem Temperamente fürchten, welche untersetzt, dick und fleischig, so wie für diejenigen, deren Leidenschaften zu glühend, und welche unmäßig im Genusse des Weins und der Liqueure sind. Wollte man ehedem aus den verschiedenen Truppen-Corps Mannschaft für die Colonien auslesen, so wählte man meistens die, welche man schlechte Subjecte nannte, diejenigen, welche man gerade hätte ausschließen sollen. Die Wahl der Officiere ist nicht minder wichtig, sie sollen ihren Untergebenen zum Beyspiel dienen, und durch ihre Sanftmuth und Sorgfalt den Kummer derselben, so weit von ihrem Vaterlande entfernt zu werden, woraus oftmahls unter den Truppen ansteckende, verheerende Krankheiten entstehen, zu mildern suchen. Vor Allem aber hüthe man sich, ihnen zu Anführern junge, feurig heftige Obersten zu geben, welche, ohne auf die innern Bedürfnisse des Soldaten zu achten, statt sein Loos zu versüßen, weniger um des Dienstes willen, als aus Eitelkeit und Laune, ihre Regimenter unaufhörlich durch Exerciren, Revüen, Paraden zu unschicklichen Zeiten und Orten, ermüden, welche, der Mode in Ansehung des Putzes ihrer Truppen, so wie ihrer eigenen Person, zu sehr nachhängend, weder Oekonomie, noch Klima, noch die fortwährende Mühe in Anschlag bringen, die dem Soldaten dadurch verursacht wird.

Ihre Nahrung, während der Ueberfahrt, muß eigentlich den doppelten Zweck haben, ihre Gesundheit auf der Reise zu erhalten, und sie zur Veränderung vorzube-

reiten. Man muß, so viel wie möglich, verhindern, daß ihr Blut sich nicht erhitze, daß es milder und flüssiger werde. Vorzüglich wichtig ist es daher, daß der Biscuit, den sie genießen sollen, nicht zu sehr gesäuert und aufgegangen sey, welches gewöhnlich geschieht, um die Schlechtigkeit des Mehles zu verbergen. Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, allein mich dünkt, der Biscuit muß, im umgekehrten Verhältnisse zu dem Brote, immer nur mäßig gesäuert werden, er ist dann milder und verdaulicher, als der gewöhnliche Biscuit; so brauchen ihn die Engländer und die Amerikaner; seine leichter aufzulösenden Bestandtheile machen ihn minder erhitzend und leichter verdaulich; wäre er dann auch minder nährend, so würde das kein Nachtheil seyn. Ich würde für die Truppen auf der See reichliche Vorräthe von Hülsenfrüchten, von Sauerkohl, und vorzüglich von Erdäpfeln, anschaffen; ihre milde, wässerige, leichte Substanz macht sie hier besonders wohlthätig; bloß in Wasser gekocht, und mit gesalzenem Fleisch gegessen, würden sie die Schärfe desselben mildern, und ich glaube gewiß, daß der häufige Genuß derselben auf der See bey Engländern und Amerikanern ihnen in dieser Hinsicht äußerst nützlich ist. Indem man so mehr von dieser sich so sehr vermehrenden Pflanze genösse, würde man um so weniger von dem Weitzen verbrauchen, dessen Cultur so langweilig und beschwerlich und kostspielig ist.

Wäre der Reiß nicht eine unsern Colonien fremde Frucht, und folglich zu theuer für uns, so wäre dieses eine Mehlspeise, welche ich auf der See und in den Colonien, doch nicht nach Pariser Art gekocht und verdünnt, anrathen würde *).

So sollte man ebenfalls den Truppen zur See nicht reinen Wein geben; er muß mit Wasser vermischt seyn,

*) S. den Art. Reiß im Folgenden.

und diese Vermischung muß öffentlich auf den Verdecken, und in Gegenwart der Officiere, geschehen, das Bedürfniß der Reinlichkeit, die Uebung und Zerstreuung ist zu bekannt, um darauf noch aufmerksam zu machen.

Man sorge dafür, daß sie sogleich bey ihrer Ankunft in diesen neuen Gegenden angenehme Eindrücke erhalten; sie werden dadurch diese Gegenden um so lieber gewinnen, und vor jenen Heimwehkrankheiten bewahrt werden, welche aus der Entfernung vom Vaterlande entstehen; einem Uebel, welches sich durch den bloßen Anblick unter den Truppen fortpflanzt. Man lasse sie ihre Uebungen mit Behuthsamkeit vornehmen, und hüthe sich, sie zu ermüden und niederzuschlagen. Allein vor Allem bewahre man sie vor Müßiggang, dieser furchtbaren Geißel der Menschheit, am meisten, wenn viele beysammen leben.

Man umgebe daher ihre Casernen mit Land, im Verhältniß zur Truppenzahl; man theile dieses Land ab, und lasse es sie gehörig anbauen; ihre Officiere mögen ihnen hier mit guten Beyspielen vorgehen; man lasse sie hier die Europäischen Hülsenfrüchte und die Erzeugnisse des Landes bauen; als Ignamen, Maniok, Pataten, Bananen, Mais u. s. f., diese Hülsenfrüchte und mannigfachen Erzeugnisse werden ihnen um so angenehmer seyn, je mehr sie ihrer Thätigkeit verdanken. Was sie nicht davon verzehren, lasse man sie verkaufen. Man lobe, liebkose, belohne diejenigen, welche am besten das Land anbauen, das Meiste erzeugen; thätige und arbeitsame Menschen werden auch immer gute Soldaten seyn; sie werden dann wahrhaft naturalisirt werden, um die Beschwerden und Entbehrungen des Krieges zu ertragen; und man erhält entweder für das Mutterland, oder auch für die Colonien, gute Landbauer. Was für andere Menschen sind das nicht, als jene Unglücklichen aus

euren Städten, welche durch Elend und Ausschweifungen eben so schnell aufgerieben werden, als sie hier ankommen; es wird dann auch viel leichter seyn, die Truppen vor den Ausschweifungen mit Weibern und in starken Getränken zu bewahren; ihre Gesundheit gewinnt dabey in jeder Hinsicht. Die einheimischen Producte des Klima's, welches man bewohnt, sind auch immer die gesundesten, so hat es die Natur bey ihren bewundernswürdigen ökonomischen Planen eingerichtet.

Wie haben sich jene kühnen Abenteurer daselbst erhalten, welche unsere Colonien gegründet haben? Verlassen von ihrem Vaterlande, ja, von ihm verkannt, hatten sie weder Wein, noch Mehl, noch Salzspeisen. Bananen, Maniok, Baumfrüchte und die Jagd reichten zu ihrem Unterhalte hin, und mit diesen Mitteln allein machten sie weite Reisen zu Wasser und zu Lande; auf ihren forcirten Märschen lieferten sie Gefechte, belagerten den Feind, oder hielten Belagerungen aus, und drangen zugleich tief in die Wälder, um daselbst das Wild zu verfolgen; sie hieben die Bäume derselben nieder, machten große Plätze licht, und pflanzten darauf Tabak, Baumwolle, Rocou u. s. f., und bereiteten diese Waaren zu, um sie an die Europäer zu verkaufen. Mitten unter diesen immer wiederkehrenden Gefahren, diesen erschöpfenden Wanderungen, diesen ermüdenden Arbeiten erhielten sie doch ihre Gesundheit. Die Krankheiten des Klima's waren ihnen unbekannt; sie fanden sie erst im unmäßigen Genuß Europäischer Liqueure und in dem städtischen Müßiggang.

Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, und die Erzeugnisse des Landes als Nahrungsmittel, sind auf den Colonien die ersten Erhaltungsmittel der Gesundheit.

Werden auf diese Art so schätzbare Krieger erhalten, so kosten sie auch dem Staate nicht mehr so viel; er hat

weniger Kosten wegen des Transports der Lebensmittel, und weniger Besorgniß wegen ihrer Erhaltung in Kriegszeiten. Man wende dagegen nicht ein, daß diese Beschäftigungen der Truppen ihren Uebungen und Fertigkeiten schaden; haben uns nicht merkwürdige Beyspiele bewiesen, daß zahlreiche, in Führung der Waffen äußerst geübte, Heere vor unsern unerfahrenen Conscribirten wie Spreu zerstoben sind? — Das Element der militärischen Tapferkeit ist die Seele, und derjenige allein hat eine Seele, der ein Vaterland hat; man knüpfe daher den Soldaten immer fester an dasselbe an.

In den Colonien müssen die Casernen geräumig an luftigen Orten erbaut, und mit Gallerien umgeben seyn, welche das Auffallen der Sonnenstrahlen auf die Wände, und das Eindringen derselben in's Innere der Wohnungen verhindern können. Diese Gallerien dienen dann auch dazu, die Soldaten zur Regenzeit und bey großer Hitze zu versammeln; sie können sich hier zerstreuen, gleichsam ihre Werkstatt daraus machen, sie brauchen nicht immer so in ihren Stuben zu liegen, wo sie eine dickere, erhitztere Luft einathmen, und sich dem Trübsinn überlassen: diese Casernen müssen über dieß so gebaut seyn, daß die Wohnungen darin einfach und nicht doppelt sind, daß sie, auf den entgegen gesetzten Seiten mit Oeffnungen versehen, immer durch den Luftzug angefrischt werden können.

Außerhalb der Casernen lege man geräumige Baumpflanzungen an; unter dem erfrischenden Schatten dieser Bäume können sich die Soldaten unaufhörlich mit ihren Uebungen, oder Spielen, oder Arbeiten beschäftigen: je weniger sie in ihren Zimmern sind, desto besser müssen sie sich befinden.

Zu wünschen ist es gleichfalls, daß nicht weit davon Wasser zum Baden sich befinde; denn nichts ist geschickter,

die Hitze des Blutes und die Reitzbarkeit der Nerven zu mildern; allein deßhalb muß das Wasser auch nicht zu kühl und zu hart seyn; es würde dann besonders denen nachtheilig werden, welche, nicht an Bäder gewöhnt, eine empfindlichere Haut haben, die sich folglich auch leichter zusammen zieht, und die Transpiration unterdrückt. Für diese passen nur laue Bäder, durch Feuer oder die Sonne erwärmt; allmählich erst können sie zum Baden in kaltem Wasser gewöhnt werden.

Die Kleidung der Soldaten muß leicht, bequem und zugleich warm genug seyn, um sie gegen die Abend- und Nachtkühle zu schützen. Der Europäer zwängt sich ein, oder entblößt sich unbedenklich nach den Launen der wunderlichen Mode; nicht so darf es bey den Soldaten auf den Colonien seyn. Wie viele dieser Unglücklichen sind Schlachtopfer jener wunderlich ausgeschnittenen Kleider geworden, welche einen Theil ihres Körpers unbedeckt ließen. Wie viel mehr vielleicht noch von denen, welche durch die knapp anliegende Montur gedrückt wurden, wo das ausgedehnte Blut die Gefäße nicht gehörig aufschwellen, sich nicht bis in die durch enge Aermel eingezwängten Arme, bis in die Schenkelbeine, Füße, welche von Hosen, Pantalons und Schuhen gedrückt werden, um eine elegante Gestalt zu bekommen, verbreiten kann: wie viel von diesen, sage ich, deren ausgedehntes Blut dann wieder zum Herzen zurück tritt, um sie plötzlich zu tödten, oder ein verzehrendes Fieber zu entzünden, welches den Tod bloß verzögert, um ihn desto schmerzhafter zu machen, sind Opfer dieser Kleidungsart geworden! Jene eleganten, aber schweren Hüte sind für den Soldaten auf den Colonien gleichfalls ein gefährlicher Putz. Die durch das Gewicht derselben zusammen gedrückten Gefäße, jene langen Spitzen, welche sie nur geniren, ohne sie vor der Sonne zu

schützen, setzen sie, während ihrer Uebungen und Märsche, Blutstürzen aus, die oft tödtlich, oder Vorläufer von Krankheiten sind, welche es gewöhnlich werden. Es ist daher von Wichtigkeit, daß die Kopfbedeckung des Soldaten leicht sey, und biegsam, hoch, um zwischen dem Kopfe und dem Deckel noch Raum genug zu lassen, daß die Luft sich sammeln kann; auch muß sie herunter geschlagene Krempen haben. Vielleicht könnten diese Hüte von Stroh seyn, wie sie Privat-Leute auf den Colonien tragen, und ich selbst getragen habe; sie würden wohlfeiler, kühler und leichter seyn, wenigstens könnten sie für die Truppen gebraucht werden, welche nicht im Felde stehen.

Was ich hier gesagt habe, können sich auch junge Leute annehmen, welche nicht zum Soldatenstande gehören, allein desto mehr freywillig Sclaven unserer unbeständigen und bizarren Moden sind.

Zwölftes Kapitel.

Allgemeine Mittel, welche die Regierungen anwenden müssen, um die Keime dieser Krankheiten ausrotten zu helfen.

Das Erste und Vorzüglichste, was in dieser Hinsicht beachtet werden muß, ist dieß, daß man die Städte mehr auszudehnen sucht, daß die Straßen breiter, die öffentlichen Plätze vervielfacht werden; die Häuser müssen nicht allzu hoch, und mit vielen Oeffnungen versehen seyn; eine wachsame Polizey muß selbst auf die innere Abtheilung derselben Acht geben; der hintere Theil darf

nicht durch häßliche Baue verdeckt werden, welche die Luft abhalten, und eine faulichte Feuchtigkeit unterhalten; überall müssen schattenreiche Bäume ihre Dächer krönen; an jedem Hause muß ein Garten seyn, wo nichts gebaut werden darf, und dessen vegetabilische Ausdünstungen die umgebene Luft erfrischen und reinigen; die Spitäler für die Armen müssen außer den Städten gelegen, geräumig und luftig seyn; in den Gesundheitshäusern müssen die Wohlhabenden Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Heiterkeit finden; ökonomische Wohnungen müssen zu gleicher Zeit auf gesunden Plätzen angelegt werden, gewidmet den ankommenden Familien, um sich hier an das Klima zu gewöhnen, und sich ohne zu große Besorglichkeit für diejenigen Arten der Betriebsamkeit vorzubereiten, denen sie sich gewidmet haben.

Beym Eintritte vornehmlich der Trockenheit und Hitze muß die Sorge für die Gesundheit verdoppelt werden; reichlicher muß das Wasser auf den Plätzen und in den Straßen vertheilt, oder es müssen diese wenigstens befeuchtet werden; die Einwohner selbst, besonders die aus den Angloamerikanischen Gegenden, müssen sich auf diese Zeit durch größere Mäßigkeit vorbereiten! sie müssen den Genuß der Vegetabilien und des Geflügels vorziehen, und den schwerer Fleischspeisen und gesalzener Dinge vornehmlich vermindern, das Uebermaß in geistigen Getränken ist ganz besonders zu unterdrücken; die Diener der Religion, wenn auch noch so verschieden in ihren Dogmen und Gebräuchen, müssen nur von einem Gefühl, einem Gedanken beseelt werden; ihre Tempel müssen ertönen von Drohungen gegen diejenigen, welche die Gesetze der Mäßigkeit übertreten; sie müssen ihnen den drohenden Tod zeigen, der sie ihren Geliebten entreißt, und ihnen zugleich mit Rath, wegen der in dieser Jahreszeit nothwendigen Lebensweise, an die Hand ge-

hen. Zu gleicher Zeit müssen die unterbrochenen Geschäfte, die aufgeschobenen Rechtsverhandlungen, die untersagten öffentlichen Schauspiele und geschlossenen Versammlungsorte alle Bürger nöthigen, auf's Land, den Sitz der Ruhe, des Friedens und der Gesundheit sich zu begeben. So werden diese Vorkehrungen die Keime der fürchterlichsten Geißel der modernen Nationen, für die Gegenwart wenigstens, unschädlich machen, und für die Zukunft vielleicht gänzlich ausrotten. Bey allen Nationen ist die Summe von Glück und Elend immer die Folge der Weisheit oder sorglosen Unwissenheit ihrer Regierungen. Der Aufwand übrigens für diese Maßregeln, Concessionen, und den Ankauf von Land, um die Städte zu erweitern, und die zu jenen Zwecken nothwendigen Einrichtungen zu treffen, sollte dieser wirklich ein Hinderniß ihrer Ausführung seyn können?

Allein die Menschen, welche sich hier niederlassen, die Familien, welche sich hier vermehren werden, sollten sie nicht durch Erzeugung von Lebensmitteln, durch Belebung der Industrie, durch ihre immer wachsende Consumtion hundertfachen Ersatz dafür gewähren? Wäre es auch nicht heilige Pflicht für alle Regierungen, diejenigen, welche ihnen angehören, väterlich zu beschützen, sie mögen seyn, wer sie wollen; wären die Menschen auch nur ein Gegenstand niedriger Gewinnsucht für sie, so würde ich sie fragen, welcher Aufwand kann auch einen so ungeheuern Vortheil bringen? Der Beweis davon ist die einzige Insel Martinique.

Dreyzehntes Kapitel.

Eine kleine Anzahl von Menschen stiftet mit wenig Hülfsmitteln die Colonie la Martinique. Reichthümer, deren Schöpfer sie geworden sind.

D'Enambuc, ein Normännischer Edelmann, wird mit Recht als der Stifter der Colonien auf den Französischen Inseln, und der auf Martinique angesehen. Dieser Abenteurer kam, nachdem er sich durch verschiedene Thaten zur See ausgezeichnet hatte, im Jahre 1625 auf die Insel St. Christoph, um die erste Niederlassung zu gründen, bloß begleitet von höchstens dreyßig bis vierzig Mann, dem Ueberrest von sechzig, welche mit vier Kanonen ein Gefecht gegen eine Spanische Gallione, von sechs und dreyßig Kanonen und vier hundert Mann Equipage, bestanden hatten. Unter einem so klugen und muthvollen Anführer gewöhnte sich diese kleine Zahl bald, Anfangs bloß von den Landes-Producten zu leben, und gewann die Zuneigung der Indianer dergestalt, daß sie ihren neuen Gästen halfen, das Land urbar zu machen, wo dann diese in wenig Monathen so viel ernteten, daß sie das Schiff, welches sie hergebracht hatten, ganz mit Tabak beladen konnten.

Nachdem d'Enambuc die Bestätigung dieser Niederlassung von der Regierung erhalten, und, um noch größere Unterstützung zu bekommen, den Plan zu einer Compagnie gebildet hatte, welche alle Inseln, wo man sich niederlassen würde, eigenthümlich besitzen sollte, und nach verschiedenen andern glücklichen und unglücklichen Ereignissen, landete er auf Martinique im Jahre 1637, vor hundert und siebzig Jahren, um daselbst eine

andere Colonie zu gründen. Hundert Mann, Ackerleute und Soldaten, versehen mit Waffen, Kriegs-Munition Ackergeräthen, Samen, und einigen Handelsgegenständen für die Caraiben, waren die einzigen Mittel, mit denen dieser unternehmende Führer von den Indianern die Cabester *) von Martinique kaufte, ein Fort, das er mit Palliſaden umgab, an der Mündung des Fluſſes von Saint-Pierre, und Wohnungen erbaute, Ländereyen urbar machte, und Pflanzungen von Manioc, Erbſen, Pataten, Baumwolle und Tabak anlegte. Dieſe Arbeiten wurden ausgeführt, mitten unter Nationen, welche eine immerwährende Behuthſamkeit nöthig machten, auf einem mit ungeheuern Bäumen bedeckten, und von Gewürmen, vorzüglich von Schlangen, bewohnten Boden. Letztere waren ihres Giftes, ihrer Größe und Kühnheit wegen ſelbſt das Schrecken der Wilden. Einige Privat-Leute, aufgemuntert durch dieſen glücklichen Anfang, vermehrten die Niederlaſſung, doch wurde ihr in ihren Fortſchritten durch die Compagnie entgegen gewirkt, welche Eigenthümerinn der Inſeln war. Dieſe aus Hofleuten, und in dieſer Art von Niederlaſſungen unwiſſenden Financiers beſtehende Geſellſchaft glaubte, daß, wenn ſie ihre Agenten und Commis vermehrte, welche ſich gegenſeitig beobachten ſollten, ſie den ungeheuern Ertrag, den ſie ſich verſprach, ſicherer in die Hände bekommen würde. Allein es begegnete ihr, was jeder Regierung und jeder Verwaltung begegnen wird, welche Alles thun wollen, um Alles zu haben, und Alles zu beherrſchen; nehmlich dieſe Menge der Agenten vermehrte die Schwierigkeiten der Geſchäftsführung, die Mißbräuche und Räubereyen, unterdrückte und entmuthete die Coloniſten, wurde

*) Cabeſter bedeutet den Theil der Inſel im Winde. Baſſe-Terre den Theil unter dem Winde.

zugleich so kostspielig, daß die Ausgabe bey weitem die Einnahme übertraf, und zwangen die verschuldete Compagnie, diese Inseln, deren Besitzerinn sie war, zum Verkaufe auszubiethen. Die Insel Martinique, mit Einschluß der Inseln Sainte-Lucie, la Grenade und des Grenadiers wurde durch einen den 27. September 1650 zu Paris abgeschlossenen Contract für die Summe von 60,000 Livres verkauft, und um für alle diese Inseln nur eine so mäßige Summe zu bekommen, mußte die Compagnie ungefähr zwey Jahre auf einen Käufer warten.

Nun laßt uns einmahl das in's Auge fassen, was die einzige Insel Martinique in der Zeit von einem und einem halben Jahrhunderte an Werth gewonnen hat. Wer vermag iezt den Werth ihres Bodens, der Gebäude ihrer Städte, ihrer Landhäuser, ihrer Fabriken und ihrer Geräthschaften aller Art zu berechnen? — Wie sehr hat sich der Staat in dieser einzigen Besitzung bereichert! Rechnet man noch dazu den Werth der Menschen, welche sie bewohnen, die Mobiliar-Reichthümer, die sich darauf befinden, muß man da nicht über den fast nicht zu berechnenden Fortschritt dieser Verbesserung erstaunen? — Und was würde nicht erst daraus geworden seyn, wenn nicht diese unwissende Compagnie ihre Fortschritte von ihrer Entstehung an gehindert, wenn eine militärische, fiscalische, von schlechten Grundsätzen ausgehende, Regierung ihr nicht immerwährend andere Hindernisse in den Weg gelegt hätte? Wem hat man diese bewundernswürdige Verbesserung, und das, was noch hätte geschehen können, zu verdanken? Einer geringen Anzahl von Menschen, wenigen Familien, welche sich daselbst niedergelassen, und ihre Industrie hierher verpflanzt haben: denn ihre Reichthümer waren im Ganzen höchst unbedeutend. Man stelle einmahl eine Zählung der Menschen an, welche Martinique, seitdem es ver-

kauft worden, besitzen konnte, man vertheile auf jeden Kopf dasjenige, was jede Person, eine in die andere gerechnet, an Reichthum erzeugt hat; man bringe auf diese Art die reiche jährliche Ausbeute von dieser Zeit an in Anschlag, und man wird finden, daß ein jeder dieser Menschen sein Vaterland mit Grund- und Mobiliar-Vermögen dergestalt bereichert habe, daß das Gewicht davon im Golde vielleicht noch das Gewicht seiner Person übertrifft. Gibt es also wohl einträglichere Speculationen, als die auf das Erzeugniß der Colonien? Kann irgendwo, aus dem Gesichtspuncte des bloßen Vortheils betrachtet, der Mensch mehr werth seyn, irgendwo die Vermehrung desselben dem Staate eine schönere Aussicht auf Glück und Wohlstand darbiethen? Kann man daher zur Erhaltung dieser Menschen zu viel Vorsicht und Aufmerksamkeit verwenden? Kann man den Aufwand scheuen, den dieß erfordert? Man sieht, daß in dieser Hinsicht ein Mensch auf den Colonien noch mehr werth ist, als einer in dem Mutterlande, weil die im Mutterlande nicht in gleichem Verhältnisse den Werth des Bodens erhöht haben, den sie bewohnen, ja, daß ihnen auch dieses nicht einmahl möglich ist.

Die Vermehrung des Territorial-Reichthums ist eine Vermehrung des Reichthums für alle künftige Zeiten, indeß die Vermehrung der Mobiliar-Reichthümer es immer nur für eine bestimmte Zeit, und unter gewissen Umständen ist. Der Territorial-Reichthum muß daher nebst seiner Verbesserung allen andern Arten, z. B. den Fabriken, vorgezogen werden; denn der Ackersmann producirt weit eher, als der Fabrik-Arbeiter, jährlich eine Summe, welche die seiner Consumtion und seiner Bedürfnisse übersteigt; allein zugleich setzt er auch den Boden in einen bessern Zustand, und vermehrt folglich seinen Werth für die Zukunft, wie ich eben bemerkt habe; der Fa-

brik-Arbeiter hingegen, der nur wenig mehr erzeugt, als er zu seinem Bedürfnisse braucht, verbessert die Maschine seiner Fabrik nicht, sondern nutzt sie mehr ab. Der Ackerbau ist also vor Allem als das Fundamental-Mittel zur künftigen Glückseligkeit zu betrachten, und ist zugleich auch allein fähig, die Bevölkerung zu vermehren, und gut zu erhalten.

Ueber dieß hat der Ackersmann noch einen unschätzbaren Vortheil für sich, er arbeitet nähmlich niemahls allein, die Natur wirkt beständig mit ihm in Uebereinstimmung, er schlafe oder ruhe, sie wirkt und wacht für ihn. Der Fabrik-Arbeiter hingegen hat nichts für sich, als seine, aus Menschenhänden hervor gegangenen, unvollkommenen, und, wie er selbst, zerbrechlichen Maschinen, die nichts allein verrichten. O Süllly! du verstandest diese fruchtbaren Wahrheiten so gut, warum hast du so wenig Nebenbuhler gehabt? —

Der Landbau auf den Colonien ist weit ergiebiger als der in den Mutterländern:

1) Weil der Boden noch ganz frisch und neu mehr trägt; 2) weil die des Klima's halber thätigere und dauerndere Vegetation auch productiver ist; 3) weil die Arten von Eßwaaren, welche die Colonien erzeugen, viel theuerer sind; 4) weil wegen der geringen Bevölkerung der Colonien, und wegen ihrer Klimate, diese Bevölkerung noch eines großen Wachsthums fähig ist.

Unsere Familien in Europa, z. B. in Frankreich, vermehren sich nicht auffallend, unsere Dörfer sind fast noch eben das, was sie vor ein, zwey Jahrhunderten waren, indeß auf den Colonien neu gegründete Dörfer zu Städten, und Pflanzungen zu Dörfern geworden sind. Weil nun also eine Familie in den Colonien sich weit stärker vermehren muß, als im Mutterlande, so ist sie, besonders in dieser Hinsicht, dem Staate nothwendiger, als eine im Mutterlande. Der Staat hat dadurch einen

Be-

Beweggrund mehr, um die Auswanderung derjenigen zu wünschen und zu befördern, welche sich auf den Colonien niederlassen wollen. Und so lange das Mutterland Individuen in seinem Schooße hat, welche kaum zu existiren vermögen, derer Arme ohne Arbeit sind, so ist es dringend für dasselbe, ihre Ueberfahrt zu beschleunigen. Diese unnützen oder schädlichen Individuen werden befruchtend dadurch, daß sie 1) für das Mutterland nützliche Erzeugnisse hervor bringen, 2) daß sie durch ihren eigenen Wohlstand die Consumtion vermehren, und so den Absatz des Mutterlandes vergrößern. So würden die Colonien schnell bloß durch den Ueberfluß ihrer Mutterländer anwachsen, vorzüglich durch jene unglücklichen Landbewohner, welche das Elend täglich hinrafft, oder welche, um ihm zu entgehen, die Laster und das Sittenverderbniß der Städte annehmen.

Diese so einfachen, natürlichen Wahrheiten sind indessen, in Frankreich vorzüglich, so verkannt worden, daß alle unsere Colonien Mangel an Bevölkerung gelitten haben; mehrere sind ganz unbewohnt, als Sainte-Lucie, indeß, seit zwey Jahrhunderten, Millionen Unglücklicher von Elend hingerafft worden, und viele Familien aus Mangel an Unterhalt und Verdienst gänzlich ausgestorben sind. Die Hoffnung, daß diese Anmerkungen in unsern Tagen nicht fruchtlos seyn werden, macht mich glauben, daß man sie mit Interesse lesen wird.

Vierzehntes Kapitel.

Gefährliche Schlangen. Ihre Ausrottung. Einfluß des Menschen auf die Natur. Bemerkungen über die Inseln, welche keine solchen Schlangen haben. Gedanken des Verf über diesen Punct. Verschiedene Arten von Ameisen; ihre unglaubliche Vermehrung; ihre Verheerungen. Mittel, welche der Mensch allein ihnen entgegen zu stellen hat. Thiere, welche die Ameisen ausrotten. Von den Ameisenfressern insbesondere.

Martinique nähret eine sehr große Menge von Schlangenarten; mehrere darunter sind giftig, und werden von den Negern außerordentlich gefürchtet. Während meines Aufenthaltes daselbst erfuhr ich auf einer nicht weit von Saint-Pierre gelegenen Pflanzung, daß ein Neger bloß durch den Schreck gestorben sey, den ihm der Anblick einer dieser giftigen Schlangen verursacht habe. Im Anfange der Gründung dieser Colonie verließen verschiedene Europäische Familien diese Insel, um der Gefahr ihres tödtlichen Bisses zu entgehen. Man fand ihrer damahls, welche bis auf fünf und zwanzig Fuß in der Länge, und mehr als einen Fuß im Durchmesser hatten. Wenn sie gereitzt wurden, griffen sie die Menschen mit Kühnheit an, und verfolgten sie mit Lebhaftigkeit; das einzige Mittel, ihnen zu entgehen, war für einen Unbewaffneten, im Zickzack zu laufen. Mit jedem Tage vermindert sich indessen ihre Anzahl, und man sieht keine mehr von jener ungeheuern Größe. In dem Maße, wie die Menschen die sumpfigen, dicht bewach-

senen Orte, welche sie bewohnen, entdecken, sie durch Ableitungen und Anbau austrocknen, verhindern sie die Vermehrung jenes Ungeziefers, der Vögel, und anderer Thiere, wovon sich die verschiedenen Arten der Schlangen nährten, auch vernichten sie täglich diejenigen, welche sie etwa finden. Das außerordentlich lange Leben der Schlangen wird daraus klar, daß man jetzt keine so ungeheuer großen mehr findet; denn dieses werden sie nur nach sehr langer Zeit. Ueberall, wo der Mensch seine Wohnung aufschlägt, ist es seine Bestimmung, die Ordnung der Dinge zu verändern; diesen erhabenen Einfluß auf die Natur erwirbt er sich nur durch anhaltende Anstrengungen, und durch die Vollkommenheit seiner Künste. Man sage noch, daß der Mensch kein wesentlich geselliges Wesen ist, und daß die Künste nur zu seinem Sittenverderbniß dienen. Man behaupte noch, daß derjenige, welcher der nützlichen Thätigkeit entsagt, oder diese Entsagung gebiethet, nicht seine erhabenste Bestimmung verläugnet.

Martinique, so furchtbar an giftigen Schlangen, gehört unter die kleine Zahl der Amerikanischen Inseln, welche diesen gefährlichen Vorzug besitzen. Das große St. Domingo hat keine; desgleichen auch alle Inseln unter dem Winde; allein bemerkenswerther noch scheint mir, daß auch zu Guadeloupe sich keine finden. Diese noch nahe bey Martinique und Sainte-Lucie, welche diesen unangenehmen Vorzug auch theilt, gelegene Insel liegt unter dem Winde derselben, und folglich hätten doch in einer langen Reihe von Jahren die Fluthen und Winde sie ihr mittheilen müssen, vermittelst der Baumstämme, z. B., und anderer Dinge, ja unwillkührlich die Wilden selbst auf ihrem häufigen Hin- und Herfahren von einer Insel zur andern. Man behauptet sogar, daß die Colonisten, mit dem grausamen Wunsche,

sie auch dort zu vermehren, vergeblich dergleichen hingebracht haben. Was mag denn auch nun wohl diese glückliche Insel vor dieser furchtbaren Geißel schützen? Man darf, dünkt mich, dieses nur zwey Ursachen zuschreiben: entweder gibt es eine Art von Insecten, welche diese Schlangenart angreifen und zerstören, oder es gibt eine Art von Gewächsen, welche sie vielleicht durch ihre bloßen Ausdünstungen vergiften und tödten. Diese Entdeckung würde von ungemeiner Wichtigkeit für die Menschheit seyn; und vielleicht zu vielen andern Entdeckungen führen. Ich halte sie nicht für unmöglich, nicht einmahl für sehr schwer, und dieß zwar wegen der Nachbarschaft und des geringen Umfangs der Inseln Martiniaue und Guadeloupe. Wann eifrige Naturforscher, unterstützt durch die Fortschritte der Botanik und anderer Zweige der Naturgeschichte, die Natur der Pflanzen auf jeder dieser Inseln genau werden untersucht haben, so werden sie vielleicht in denen, die sich auf Guadeloupe finden, und auf Martinique fehlen, die Ursache dieser glücklichen Ausnahme entdecken. Eine ähnliche Untersuchung ließe sich auch mit den Insecten beyder Inseln anstellen. Es gibt Ameisen von solcher Unerschrockenheit und Gefräßigkeit, daß sie die größten Schlangen lebend angreifen, und verzehren; vielleicht fände sich auch eine Art, die ganz besonders eine Feindinn der giftigen Schlangen wäre.

Eine andere, dem Anscheine nach nicht so furchtbare, aber in der That viel traurigere Landplage, welche ihre Verheerungen über alle südlichen Theile des festen Landes von Amerika, so wie über die Oberfläche aller Inseln, erstreckt, sind die Menge von Ameisen, von allen Gestalten, Farben und Proportionen. Es gibt ganz kleine, fast kaum bemerkbare, und andere so groß, wie ein kleiner Finger; es gibt schwarze, braune, röthliche, fast

ganz rothe, braune, aschfarbige, marmorirte und weiße; andere, zu gewissen Zeiten ganz beflügelt, erheben sich in Wolken in die Lüfte. Fast alle leben in zahlreichen Völkerschaften; einige in Baumstämmen trotzen den Ueberschwemmungen, andere lieben die Hügel und hohe Gegenden, indeß andere wieder die Thäler und Ebenen vorziehen. Es gibt ihrer, welche sich mehr oder weniger tief in die Erde graben, wo sie sich ihre republikanischen Wohnungen erbauen; durch tausend Ausgänge, in Form bedeckter Wege gebildet, kriechen sie aus und ein; andere im Gegentheil erheben diese über die Erde als kleine poröse Berge, bestehend aus kleinen Stückchen verfaulten Holzes und anderer Gewächse. Diese kleinen Berge sind bey einigen andern Arten von Erde, bisweilen durch eine lehmige Substanz verbunden; einige sind von aussen glatt und wie lackirt, vermuthlich, um undurchdringlich zu seyn gegen Regen und Feuchtigkeit.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser verschiedenen Racen verursacht die größten Verwüstungen; sie zerstören Mais- und Zuckerrohrfluren; sie greifen mit gleicher Gierigkeit Bäume an, welche dann eingehen, auch Cacao- Kaffeh- und Baumwollenpflanzungen. Sie belagern die Häuser von allen Seiten, kriechen die Treppen hinauf, bis zum äußersten Gipfel, dringen bis in die verborgensten Orte, verzehren daselbst alle Vorräthe an Früchten aller Art und Fleisch, in wenig Tagen oder einigen Stunden; die bestverwahrten Schränke sind ihnen nicht undurchdringlich, eben so wenig die isolirtesten Speisebehälter; das einzige Mittel, ihnen zu widerstehen, ist dieß, daß man den Gegenstand, den man verwahren will, mit Wasser umgibt, z. B. mit Wasser gefüllte Gefäße unter die Füße der Meublen setzt, welche die Vorräthe enthalten, nach denen sie gehen. Dieses Hinderniß hält sie indessen nicht auf, sie suchen es zu über-

winden, und ertrinken; andere, welche diesen folgen, machen es eben so, bis sich von ihnen eine Art von Brücke bildet, worüber die nachfolgenden gehen würden, wenn man nicht die Vorsicht brauchte, diese Gefäße zu reinigen, und das Wasser zu erneuern. Sie scheinen in ihrem gesellschaftlichen Zustande die Maxime zu befolgen, welche den Einzelnen verpflichtet, sich für das Leben Aller aufzuopfern. Selbst das Leben der Kinder kommt durch ihre Gefräßigkeit in Gefahr. Nicht weit von dem Flecken Lamentin hat man mir eine kleine Wohnung eines armen Mannes gezeigt, den die Ameisen zur Auswanderung gezwungen hatten. Als die Mutter wieder in das Haus zurück kehrte, fand sie ihr Kind ganz von denselben aufgefressen. Sie wühlen sich bis zum Grunde der Häuser hinab, und würden den Einsturz derselben bereiten, wenn man nicht Vorkehrungen dagegen träfe.

Feuer und Wasser vertilgen sie nicht ganz, und halten ihre Fortschritte nicht auf. Der Mensch kann sie durch nichts besiegen, als durch seine emsige Thätigkeit. Er muß sorgfältig alle Unsauberkeiten um seine Wohnungen her wegschaffen; Alles muß nett und luftig umher seyn; eine große Reinlichkeit muß im Innern der Häuser herrschen; Fußböden und Wände müssen gut verstopft und übertüncht, die andern Insecten-Arten, vornähmlich die Käfer, die hier einheimisch sind, nicht aufkommen lassen; die Ameisen, welche nach diesen sehr gierig sind, dringen durch Alles, um sie zu erreichen. Auf den Feldern und in Plantagen verbreiten sie sich überall, wo alle welkenden Gewächse ihnen hinlängliche Mittel zur Wohnung und zum Unterhalt darbiethen; denn nirgends lieber, als unter faulendem Holze und Laube, vermehrt sich das Gewürm aller Art. Pflug und Grabscheit müssen daher häufig den Boden umreissen; der Landmann muß sorgfältig die verdorrten Gewächse, und

diejenigen, welche in dem erschöpften Boden nicht fortkommen wollen, ausraufen, und nicht etwa hartnäckig darauf bestehen, immer Pflanzen über Pflanzen an demselben Orte zu stecken; das Zuckerrohr z. B. muß hier mit weitern Zwischenräumen gepflanzt werden, in denen Streifen von Mais, Pataten und dergl. stehen können, wodurch der Boden mannigfacher bearbeitet wird.

Die in den wärmern Klimaten überhaupt in ihrer Erzeugung kräftigere Natur hat auch den zerstörenden Racen der Ameisen eine größere Energie gegeben: außer ihren mannigfacheren Gattungen, ihrer Regsamkeit und Thätigkeit, welche weder durch Reif, noch Frost gestört wird, sind auch die Meisten mit einem Gifte versehen, welcher im Stande ist, die Gewächse zu verzehren, die sie angreifen, oder dem Wanderer, den sie überraschen, lebhafte Schmerzen, zuweilen sogar durch ihren Biß Fieber zu erregen. Dieses Gift ist bey ihnen auch gewiß ein Mittel, die stärksten Insecten und Gewürme leichter zu besiegen, welche mit Kühnheit von ihnen angefallen werden.

Es müßte Alles, Gewächse und Thiere, durch ihre vereinigten Anstrengungen zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht mit weiser Vorsicht die Zahl und die bewundernswürdigen Kräfte ihrer Feinde gar sehr vervielfacht hätte. Erstlich unterhält die ganze Classe der gefräßigen Insecten, die der Spinnen, der Ameisen-Löwen, von allen Seiten einen unaufhörlichen Krieg mit ihnen; alle körnerfressende Vögel sind auch zugleich insectenfressend, und gehen ganz besonders den Ameisen nach. Die verschiedenen Arten der Repphühner, der Wachteln, der Lerchen, der gemeinen Hühner und der indischen, welche in Haufen zusammen leben, nicht auf Bäumen, sondern lieber in den Ebenen sich aufhalten, nähren sich besonders gern von diesem Insect; sie scharren die Erde

auf, um ihre mit Eyern *) angefüllten Nester zu entdecken. Das Geschrey der Mütter lockt die Kleinen herbey, sich davon zu nähren; der Hahn versammelt durch seine lautere Stimme den Trupp um sich, um seine Beute auf den Bäumen zu vertheilen; andere Vögel, die verschiedenen Arten der Fliegenschnepper, der Spechte mit langen Zungen, machen ihnen gleichfalls immerfort einen verheerenden Krieg. In den tropischen Gegenden haben gewisse vierfüßige Thiere, die mit dem generischen Nahmen der Ameisenfresser bezeichnet werden, eine Bildung der Organe erhalten, welche ganz besonders geschickt ist, sie noch wirksamer auszurotten.

Dieses vierfüßige Thier, von der Größe eines Pudels, bedeckt mit einer harten, festen, gegen vorn zu rauchen Haut, vermuthlich zum Schutz gegen ihre Bisse, beschattet seinen Körper mitten auf diesen glühenden Ebenen durch seinen langen, zurückgebogenen, mit langen Haaren besetzten Schwanz. Jeder seiner Füße, bewaffnet mit drey starken, krummen Nägeln, vertheidigt es selbst gegen die Angriffe der Tieger, und dient ihm zum Aufwühlen der Erde, und um die tiefsten Ameisenhaufen

*) Ich bediene mich hier des gemeinen Ausdrucks. Alle Naturkenner wissen, daß die vermeintlichen Eyer nur Ameisen sind, als Nymphen, in Gestalt eines, in ein weißes gesponnenes Gewebe, wie das der andern Insecten, eingewickelten Wurmes. In dieser Wurmgestalt entdeckt man schon, wann das Insect die der Ameisen annehmen will, durch die dünne Haut, wovon es bedeckt wird, seine Augen, seine Zähne, seine Fühlhörner auf der Brust ausgebreitet, seine sechs Beine, und den Gliederbau seines Körpers. Die wirklichen Ameiseneyer sind ausnehmend klein, glatt und glänzend. Die Mutterameisen legen sie nach Art der Fliegen, andere kommen haufenweise herbey, um sie auszubrüten, und nach einigen Tagen kriecht aus jedem ein Würmchen, von der Größe einer Milbe.

zu erreichen; er steckt einen Rüssel von ungefähr zwey Fuß Länge hinein, aus welchem, wie aus einem Etui, eine dünne, rundliche Zunge kommt, welche, sich in dem Haufen verlängernd, bald ganz mit diesen Insecten bedeckt ist; zum Angriff gereitzt, zieht es sie zurück, und streckt sie wieder aus, bis es alle gefressen hat; so nährt es sich unter dem Ameisenhaufen, und wird ungeheuer fett; der Mensch, der als Wilder lebt, ist gleichfalls einer der zerstörenden Feinde der Ameisen. Man darf sich nicht wundern, sagt der Verfasser der Geschichte des Orinoko, daß der Bär (der Ameisenfresser, den er Osso Hormiquero nennt *), sich von Ameisen mästet, wenn man hört, daß auch die Indianer sie als ihre Nahrung ansehen. Der ganze Unterschied zwischen diesen und dem Thiere besteht darin, daß dieses sie verzehrt, ehe sie Flügel bekommen, jene aber erst, nachdem sie beflügelt worden. Sogleich nach den ersten Regen, welche in den Monathen April und May zu fallen pflegen, nach einer Trockenheit von vier bis sechs Monathen, sieht man eine Menge geflügelter Ameisen erscheinen, die, nachdem sie ihren Flug versucht haben, sogleich wieder durch ihre eigene Schwere zu Boden fallen, ohne sich zum zweyten Mahle wieder erheben zu können. Sie sind von außerordentlicher Größe; so, daß

*) Ursus formicarius, weil er einem Bäre wegen seiner Hinterfüße und seines langen zottigen Haares gleicht. Er hat keine Zähne, seine Zunge ist in dem Rüssel zurück gezogen, welcher in der Mitte ungefähr vier Zoll im Durchmesser hat; seine Augen sind klein und schwarz, seine Ohren fast rund, sein Schwanz, besetzt mit Haaren, wodurch er ungefähr einen Fuß breit wird, ist beynahe zwey und einen halben Fuß lang; dieses ist auch die Länge des Körpers von dem Thiere; die Vorderfüße, ungefähr einen Fuß lang, haben fast einen Zoll mehr, als die hintern; wodurch das Thier zum Wühlen geschickter wird.

sie, ehe sie Flügel bekommen, und während sie sich mit Sammlung ihrer Nahrung beschäftigen, stark genug sind, um ein Maiskorn fortzubringen, ohne daß dieses ihren Gang aufhält. Wenn sie die Flügel bekommen haben, sind sie noch größer und dicker, und von dem untern Gürtel an bilden sie einen einzigen Fettklumpen. Die Indianer schneiden sie in zwey Hälften, und wenn sie eine hinreichende Anzahl beysammen haben, lassen sie sie im Ofen schmoren, und hier braten sie in ihrem eigenen Fette; die, welche davon gegessen haben, versicherten mich, sie schmeckten wie das beste Buttergebackene. Ich habe es nie glauben, nnd nie versuchen wollen, allein auf diese Weise rächen sich die Indianer für den Schaden, den sie ihnen das Jahr lang zufügen. Sie verlassen auch wohl des Nachts ihre Haufen, werfen sich über den Mais her, so lange er noch keine Stängel hat, nehmen die Blätter mit, und der Mais geht ein. Ein anderes Mahl fallen sie über die Juya *) her, berauben diese gleichfalls der Blätter, und die Indianer haben dann keine Ernte davon zu hoffen: denn ihre Zähne sind so giftig, daß alle Pflanzen, die sie berühren, eingehen, die Orangen- und Cacao-Bäume nicht ausgenommen, und die Indianer vermögen sie weder durch Feuer, noch durch Wasser zu vertilgen. Eine große Menge tödten sie zwar, allein es bleiben denn doch immer noch genug übrig, um ihnen einen empfindlichen Schaden zuzufügen.

Nur durch Civilisation, und in dem Zustande, der die Vervollkommnung des Ackerbaues möglich macht, wird es dem Menschen gelingen, den Ameisen-Racen bedeu-

*) Eine Pflanze, aus deren zu Pulver gestoßenen, und mit Muschelkalk vermischten Körnern die Indianer einen so heftigen Schnupftabak bereiten, der sie berauscht, und fast wahnsinnig zu machen im Stande ist. Sie brauchen ihn besonders, wenn sie zur Schlacht gehen.

renden Abbruch zu thun, weil seine wohl geleiteten Arbeiten sie nicht mehr so nothwendig für die Plane der Natur machen.

Die Ratten gelangen auf diesen Inseln zu einer ungeheuern Größe, und vermehren sich Jahr aus Jahr ein auf den mit Früchten, Körnern, und so vielen Vegetabilien, von denen sie sich nähren, vorzüglich mit Zuckerrohr, welches sie ganz besonders lieben, bedecken Ländereyen auf eine furchtbare Weise. Sie verbreiten ihre Verheerungen auf gleiche Art in den Feldern und in den Wohnungen, welchen sie von allen Seiten zusetzen, sie würden sie vielleicht ganz zerstören, wenn man nicht alte Neger anstellte, und selbst Hunde abrichtete, um sie zu vertreiben. Allein außer den fleischfressenden Vögeln, welche eine große Menge derselben verzehren, sind es die Schlangen und Ameisen selbst, welche sie mit Glück bekämpfen. Haben einige Ameisen eine Ratte gestochen, so bleibt diese stehen, um jene los zu werden, und von sich abzuschütteln, in diesem Augenblicke kommt eine so große Menge anderer herbey, und greift sie auf allen Seiten des Körpers so heftig an, daß sie bald sterben muß. Die Landbewohner, welche besonders von ihnen leiden, machen den Ameisen die Orte recht zugänglich, wo jene Thiere ihre Verheerungen anrichten; und dann sind sie sicher, daß sie bald davon befreyt werden. Man erkennt daraus, wie sehr die Natur auf unzählige Art bemüht ist, das allgemeine Gleichgewicht überall zu erhalten. So wie ich Gelegenheit finden werde, mich mehr über die verschiedenen Classen der organisirten Wesen, welche diese Gegenden erzeugen, zu verbreiten, werde ich durch noch auffallendere Anmerkungen diese ökonomischen Plane der Natur entwickeln.

Funfzehntes Kapitel.

Vulcane. Gebirge. Nutzen derselben.

Martinique zeigt, wie ich schon bemerkt habe, überall Spuren von Vulcanen. Haufen von bräunlichen Lavastücken, hier und da zerstreute Stücke Bimsstein, ferner Gebirge, deren Gipfel noch die Gestalt ihrer alten Krater behalten haben; laues, heißes, kochendes Wasser; häufige Erdbeben, dieß alles deutet darauf hin: daß diese Insel ehedem der Aufenthalt von Feuer gewesen ist; ihr erster Kern ist auch gewiß ein vulcanisches Product, durch eine lange Reihe von Jahren bedeckt mit Kalksteinen und animalischen und vegetabilischen Substanzen; und diese ganze lange Inselreihe hat ebenfalls ihre Entstehung vulcanischen Explosionen zuzuschreiben. Alle zeigen zahlreiche Spuren davon in ihren mit Kratern versehenen Gebirgen, welche zum Theil noch rauchen, in ihren heißen Quellen, in den Trümmern, welche der Ocean von ihren Felsenseiten abreißt. Alle scheinen unterirdische Communications-Wege zu haben. Die größten Erdbeben auf Martinique hat man auch auf Guadeloupe verspürt, so wie die von Guadeloupe auf Martinique. Vielleicht stehen sogar alle vulcanisirten Gegenden unter den Polar-Kreisen, so wie unter dem Aequator, in einiger Gemeinschaft. Das nur zu berühmte Erdbeben von Lissabon, den 1. Nov. 1755, erstreckte seine Erschütterungen auf die Spanien gegenüber liegende Küste nach Gibraltar, und theilte sich, jenseits des Mittelländischen Meeres, den Afrikanischen Küsten, der Länge nach, mit; zugleich verbreitete es sich nach der nördlichen

Küste des Oceans, längs den Küsten von Frankreich, und jenseits des Baltischen Meeres. Man verspürte es ebenfalls zu Martinique, wo das Meer, drey Mahl hinter einander aufschwellend, den Flecken de la Trinite, d. h. die Küsten der Insel nach Europa zu, überschwemmte. Diese so häufigen unterirdischen Gänge, worein sich die Mündungen der Vulcane verlieren, dürften wohl auch den Grund von den Verästungen der Gebirge enthalten, die man auf der Oberfläche der Erde findet; so wie sie es erklären würden, wie sie sich erneuern und wieder erhöhen, in dem Maße, wie Winde, Regen und Gewässer sie niedriger und platter machen.

Der Zeitpunct, wo die Erde ganz platt und gleich eben würde, würde auch der der allgemeinen Desorganisation seyn: denn diese Gebirge dienen ihrer verschiedenen Erhöhungen und Ansichten halber zur Fortpflanzung der Gewächse, sie bilden die Schnee- und Eisbehälter, welche die Quellen unterhalten, und die Ueberschwemmungen erzeugen, wodurch der Boden so sehr befruchtet wird. Jene hohen Spitzen, welche seit ihrer Bildung durch die Mischungen von Mineralien jene anziehende Kraft erhielten, halten die Wolken auf, und sammeln sie, um sie in Regen aufzulösen. So bedecken zu Martinique mehrere, und vorzüglich der Berg Pele, nordwestlich von Saint-Pierre, ihren Gipfel mit einem Hute von Wolken, und unterhalten jene fruchtbaren Regen, welche die lebendigen Quellen nähren, und diese Insel für Menschen und Thiere bewohnbar machen. Ohne diese unebenen Erhöhungen der Gebirge würden sich die vom Winde getriebenen Wolken selten auf diesen mitten im Meere liegenden Landstrichen aufhalten, und dann müßten diese unter dem Drucke der glühenden Sonnenstrahlen ganz verdorren. Allein die großen Gewächse, womit die Natur so gern die Gebirge krönte, dienen noch weit

mehr dazu, die Wolken auf ihren Gipfeln zu versammeln, und um ihren Fuß her immer Feuchtigkeit und Kühlung zu erhalten. Die Blätter dieser großen Bäume, welche sich in den Lüften wiegen, mit aufstrebenden Büscheln versehen, saugen diese Dünste an sich, um sie entweder dann nach den Wurzeln des Stammes zu bringen, oder sie um denselben herum zu Boden fallen zu lassen. Die Kühle dieser Ausdünstungen erzeugt, durch den Druck auf die Luft, auf der Erde, gegen Morgen zu, jene regelmäßigen kühlen Winde, welche rings um sich her Leben und Gesundheit verbreiten.

Diejenigen Theile der Insel Martinique hingegen, deren Gebirgsgipfel durch unvorsichtige Europäer ihrer beschattenden Waldungen beraubt worden sind, haben keine solchen kühlen, sanften Winde, keine Regen, Quellen und keinen reichlichen Thau mehr. Die trauernde Natur macht den Menschen gerechte Vorwürfe über ihre Entweihung. Einige Cantone von Sanct-Domingo, deren Höhen gleichfalls ihrer Bäume beraubt worden sind, empfinden nun eine ähnliche Veränderung in ihrer Atmosphäre: man ist hier sogar so weit gegangen, daß nun nicht einmahl Holz zu Wohnungen und zur Feuerung für die Colonisten da ist, sie müssen es von den Anglo-amerikanischen Schiffern kaufen. Die Regierungen müssen daher eine strenge Aufsicht über diese Waldungen führen, weil das allgemeine Beste so sehr dabey interessirt ist.

Sechzehntes und siebzehntes Kapitel.

Innerliche Unruhen in der Colonie auf Martinique. Anfang der Feindseligkeiten während des Aufenthaltes des Verf. auf dieser Insel. Anmerkungen über diesen Gegenstand. Seine Abreise von dieser Insel.

Als ich auf Martinique ankam, nährte diese Colonie bereits die gefährlichen Keime der Zwietracht in ihrem Schooße. Allein der damahlige Gouverneur, Herr Villaret de Joyeuse, genoß eines Rufes von Sanftmuth und Redlichkeit, welcher ihn in den Stand setzte, die streitenden Leidenschaften der Einzelnen niederzuhalten; so hat er seit dem im Innern der Colonie die Ruhe erhalten, indeß sie von aussen vom Feinde bedroht wurde, ja sie hat selbst eine neue Energie bewiesen, die Angriffe desselben abzuwehren.

Wenn schon im Privat-Leben die Verzeihung von Beleidigungen nothwendig ist, so ist sie es noch mehr im öffentlichen Leben; und wenn die Moral und das Wohl des Vaterlandes ohnmächtige Hülfsmittel sind, erst dann ist die einzige Rettung in der Gewalt zu suchen; so wie man den Wahnsinnigen ebenfalls durch Gewalt zu beherrschen suchen muß.

Den 25. Prairial stationirten sich zwey Englische Fregatten, von einigen Avis Schiffen begleitet, auf der Höhe der Rehde von Saint-Pierre, und nahmen im Angesichte der Stadt sechs bis sieben kleine Fahrzeuge, welche von den benachbarten Inseln kamen. Diese Fahrzeuge gehörten Handelsleuten und Landbauern zu. Eines davon brachte eine Familie zurück, welche zu Sainte-

Lucie oder zu Dominique eine Pflanzung verkauft hatte, und den Kaufpreis, nebst allem, was sie besaß, mit sich nahm. So verlor in einem Augenblicke das Oberhaupt dieser Familie die Früchte von fünf und zwanzig bis dreyßigjähriger Arbeit und Oekonomie; er, nebst Frau und Kindern, hatten keine andere Kleidung, als die sie auf dem Leibe trugen, und, auf dem benachbarten Lande ausgesetzt, wußten sie nun nicht mehr, wovon sie das Leben fristen sollten. Was sollte aus dieser Familie werden? Warum traf sie allein die erste Geißel des Krieges? Wenn sie nur ein Theil der großen Staats-Familie ist, darf sie die Last des Krieges mehr drücken, als die andern? Sollte sie nicht, im Fall eines besondern Verlustes, von der ganzen Gesellschaft entschädiget werden, welche sie schützen und vertheidigen muß? Wann wird denn endlich diese erhabene Theorie mit aller möglichen Genauigkeit in Anwendung gebracht werden? O! wie groß und mächtig wird nicht die Nation werden, welche sie nicht bloß in ihr Gesetzbuch, sondern auch in die Herzen aller ihrer Unterthanen schreiben wird! Noch einige Jahre, und die Kinder dieser Familie bildeten, jedes für sich, Niederlassungen, machten Land urbar, erzeugten Lebensmittel, und vermehrten zum Vortheil des Handels ihre Consumtion. Diese Lebensmittel, diese Consumtion würden nicht nur ihrem Vaterlande, sondern selbst dem Feinde vortheilhaft geworden seyn; denn umsonst bestreben sich die Völker aus Stolz und Geitz, sich von einander zu isoliren, sie sind doch nur darum reich und blühend, weil sie mit reichen und blühenden Nationen in Verbindung stehen. Sie können das, was ihnen fehlt, nur darum kaufen, weil es andere Nationen für sie erzeugen lassen; sie können, was sie im Ueberfluß haben, nur darum verkaufen, weil andere Nationen reich genug sind, um es zu kaufen; und je

reicher diese Nationen sind, desto theurer können andere verkaufen; wo viel Menschen arbeiten, und die Industrie beleben, da können auch viel Menschen bey Führung ihrer Geschäfte sich besser befinden. So ist es auch mit ganzen Nationen unter einander.

Der Untergang dieser Familie war daher auch ein Unglücksfall für den Feind selbst. Was wird aus ihren Reichthümern, welche in seinen Händen zerrinnen? Diejenigen, welche sie nach Kriegsrecht an sich gerissen haben, werden auf der ersten besten Küste den größten Theil davon in allen Ausschweifungen der Trunkenheit und des Umgangs mit Weibern verschleudern, und dadurch ihr Leben schnell verkürzen. Der andere Theil, für diejenigen Capitalisten bestimmt, welche auf den Untergang nützlicher Menschen ihr Glück bauen, wird von neuem angelegt, um andere Fahrzeuge auszurüsten und zu bemannen, welche gleichfalls Zerstörung verbreiten sollen. Der Krieg ist daher immer das Verderben des Besiegten und Siegers zugleich, er ist eine Flamme, welche die vorhandenen Reichthümer verzehrt, und die Erzeugung neuer verhindert. Es wäre wenigstens zu wünschen, daß die Kriegsgeißel das Eigenthum des weltbürgerlichen Handelsmannes auf der See achten möchte, wie sie das des friedlichen Landmannes zu Lande achten muß. Allein wenn die Kriege aufhören, unmittelbar das Interesse der Privat-Personen zu berühren, hören sie auch auf, National-Kriege zu seyn, und wenn ein Staat Kriege führen kann, welche nicht mehr National-Kriege sind, so geräth er bald in den Zustand der Kraftlosigkeit.

Martinique ist, so zu sagen, der Mittelpunct und Hauptort der Inseln des Windes; die Nähe von Dominique und andern Englischen Inseln, welche in diesem Theile mit einer großen Menge Franzosen bevölkert sind, die an unsere Lebensmittel, und vorzüglich an

unsere Weine *) gewöhnt sind, macht sie zu einer beträchtlichen Niederlage davon. So würde der Krieg, unter den eben angegebenen Umständen, doppelt nachtheilig für sie.

*) Frankreichs Interesse ist es stets gewesen, und wird es immer seyn, Alles aufzuopfern, um den Absatz der Erzeugnisse seines Bodens auszubreiten. Nie wird die Ausfuhr seiner schönsten Fabrik-Waaren der der Producte eines kleinen Theils einer seiner Provinzen an Bedeutung gleich kommen. Der Canton Medoc allein vermag Frankreich mehr Einkommen zu gewähren, als funfzig seiner besten Fabriken: die alte Regierung, nicht von dieser Wahrheit überzeugt, und eine schlechte Nachahmerinn der Engländer und Holländer, schien das Interesse seines Landbaues gänzlich zu vernachlässigen, und nur allein seine Fabriken-Arbeiter zu vermehren.

Vom J. 1703 an setzten die Engländer, in Folge ihres Tractates mit Portugall, die Abgaben der Einfuhr des Portugiesischen Weines um ein Drittel unter die der Französischen; allein die Gewohnheit der Engländer, sich unsers Weines zu bedienen, welche stärker war, als alle Verbothe, hinderte nicht, daß sie nicht fortfuhren, immer eine beträchtliche Quantität davon zu consumiren; diese Consumtion war auf den Colonien so stark, daß ihre Schiffe Tag und Nacht auf der Rehde von Saint-Pierre eine so große Menge davon luden, daß ihr Preis zu einer ganz ungeheuern Höhe stieg. Die Colonisten von Martinique brachten eine Beschwerde nach der andern an die Franz. Regierung, dieses sie so sehr drückenden Preises wegen. Diese Regierung aber, anstatt auf alle mögliche Art die Ausfuhr dieser Weine nach ihren Colonien zu erleichtern und aufzumuntern, und vermittelst eines mäßigen Preises den Geschmack der Engländer davon zu unterhalten, ließ die Sachen gehen, wie sie wollten. Man ergriff falsche Maßregeln, und nach und nach haben sich die Engländer unsers Weines so entwöhnt, daß sich ihr Geschmack selbst ganz geändert hat. H. z. T. ziehen sie die schlechten Portugiesischen Weine vor; ein merkwürdiges Beyspiel, welches die größte Aufmerksamkeit und Untersuchung der Staatsmänner verdient.

Dieser Krieg setzte mich selbst in eine außerordentliche Verlegenheit; ich hatte ihn voraus gesehen, und deßhalb wollte ich meine Abreise nach Louisiana beschleunigen. Der Mangel an Gelegenheit hatte mich indessen immer noch zurück gehalten; erst einige Tage zuvor erfuhr ich, daß eine Brigg unter Amerikanischer Flagge nach Louisiana abgehen wollte. Ich traf mit dem Rehder, der mitreisen wollte, eine Uebereinkunft, und zahlte die Hälfte sogleich bar, und da wir in vier bis fünf Tagen abreisen sollten, ließ ich schnell meine Effecten einschiffen. An dem Tage aber, wo sie eingeschifft worden waren, wo ich meine Wohnung aufgab, wo ich gar nichts mehr am Lande hatte, was mich zurück hielt, an dem Tage, wo wir eben unter Segel gehen wollten, war ich Zeuge der ersten Feindseligkeiten, welche von der Höhe der Batterie Heynau ausgeübt wurden; ich sah die Prisen, welche die Englischen Fregatten fortführten, es waren jene kleinen Französischen Fahrzeuge, welche unvorsichtig und sicher wieder zurück kehrten. In demselben Momente raubte mir ein allgemeines Embargo auf der ganzen Rehde noch die Hoffnung zur Abreise, und ließ mich darüber in der fürchterlichsten Ungewißheit. Allein der Rehder war ein Kreole von Martinique, obgleich ein naturalisirter Amerikaner. Er hatte beym Zollwesen einen sehr untergeordneten Posten bekleidet, den er hatte verlassen müssen; indessen hatte er ihn doch so vortheilhaft zu benutzen gewußt, daß er in funfzehn bis achtzehn Monathen so viel gewonnen hatte, daß er eine Brigg kaufen und befrachten konnte. Das setzt denn wohl einen Menschen voraus, der seine Sachen versteht, und dem es nicht an Geschicklichkeit fehlt. In der That benutzte er auch seine Talente so gut, daß er noch den nähmlichen Tag die Aufhebung des Embargo für seine Brigg erhielt, und nach Sonnenuntergang, d. h. in der Nacht, weil die Abenddämmerung

in diesen Gegenden so sehr kurz ist, gingen wir unter Segel, nicht ohne alles Besorgniß. Wir mußten dicht bey einer der Englischen Fregatten vorbey, welche uns wegen des Französischen Ansehens unsers Rehders, der ganz Französischen Ladung, und lauter Französischer Passagiere, so wie wegen meiner Bestimmung, die auch als Französisch angesehen werden mußte, sehr viel Händel machen konnte. Die beste Lösung aller dieser Schwierigkeiten war die, daß wir unbemerkt entkamen.

Achtzehntes Kapitel.

Weg nach Porto-Rico. Anmerkungen über diese Insel.

Der bey Untergang der Sonne frischere Landwind brachte uns schnell auf die Höhe, und wir fuhren die ganze Nacht hindurch, mit vollen Segeln unter die Richtung des Südwindes. Den folgenden Tag, den 30., guter Wind; es begegnete uns nichts weiter, als ein dreymästiges Schiff, welches alle Segel beygesetzt hatte, und das durch unser Erscheinen veranlaßt wurde, schleunigst seinen Weg zu ändern. Den dritten Tag entdeckten wir zu unserm größten Erstaunen, die Insel Sainte-Croix, eine dänische Besitzung, welche in ihrem Mittelpuncte Gebirge, oben so zugespitzt, wie die auf Martinique, zeigte; die Strömungen nach ihren Küsten zu müssen äußerst reissend seyn; denn wir glaubten sie erst den folgenden Tag zu erblicken. Diese Insel liegt unter dem 17. Gr. 30 Minuten nördl. Breite. Ihre Länge beträgt höchstens neun Meilen, ihre Breite ist ungleich. Anfangs hatte sie den Franzosen zugehört, welche sich hier niedergelassen hatten;

sie hatten hier Zuckersiedereyen und andere Plantagen. Die schlechte Verwaltung der Vorsteher richtete ihre Colonisten zu Grunde, indem sie sie zwangen, sie zu verlassen, als sie eben anfingen, recht zu gedeihen. Lange Zeit hernach hat sie bloß zu einem Jagdplatze gedient, wo kleine Flibustier und andere kleine Fahrzeuge sich mit Ochsen, Schweinen und Geflügel versorgten, welches vorher die Franzosen hier gelassen, und das sich nachher außerordentlich vermehrt hatte. Endlich traten sie die Franzosen im Anfange der Regierung Ludwig XV. an die Dänen ab; in einem Zeitpuncte, wo so viel Unglückliche in Frankreich hier ihr Unterkommen hätten finden, und ihrem Vaterlande nützlich werden können; dieß ist daraus klar, daß sie in den Händen der Dänen, die den Franzosen im Landbau so sehr nachstehen, eine sehr gute Niederlassung geworden ist. Bald entdeckten wir Porto-Rico, nur acht bis zehn Meilen unter dem Winde von Sainte-Croix liegend. Es ist eine große schöne Insel, sie hat vierzig Meilen von Osten nach Westen, und zwanzig von Norden nach Süden. Ihr geräumiger Hafen, welcher der Stadt den Nahmen gegeben hat, befindet sich unter 18 Gr. 17 Min. nördl. Breite. Christoph Columbus entdeckte sie im Jahre 1493. Sie ist, gleich den andern Inseln, mit hohen Bergen bedeckt, welche jedoch mehr Raumfläche haben, und in ihren Zwischenräumen Hügel, Thäler und fruchtbare Ebenen enthalten; Alles wächst hier auf das beste. Indessen ist diese Colonie, eine der ersten Niederlossungen der Europäer, noch in der Kindheit geblieben. Welches ist aber der Grund davon? — Folgendes sind die Nachrichten, die ich darüber habe einziehen können, und deren Authenticität ich wegen der Sorgfalt, womit ich sie gesammelt, und unter einander verglichen habe, verbürgen kann.

Die Insel Porto-Rico ist noch wenig bewohnt, so alt auch ihre Niederlassungen sind, und so trefflich ihr Boden und bequem ihr Hafen ist. Die Pflanzungen, welche isolirt auf der ganzen Oberfläche der Inseln zerstreut sind, haben keine Verbindung und Gemeinschaft unter einander. Die Natur hat dieser Insel keine schiffbaren Flüsse gegeben, und die Indolenz der Einwohner sowohl, als deren, die sie regieren, hat nicht an Landstraßen gedacht. Und doch brauchte man nicht etwa Gebirge zu ebnen, Thäler zu erhöhen, und Sümpfe auszufüllen, sondern bloß jene starken großen Bäume umzuhauen, welche von der Kraft des Bodens zeugen, und diese auf den Seiten zu ordnen. In Ermangelung dieser nützlichen und leichten Arbeiten, welche die fleißigen Amerikaner überall von selbst in ihren rauhesten Gegenden vornehmen, muß man alle Waaren auf Saumthieren hin- und herführen. Bey dieser Lage der Sachen kann der Einwohner natürlich die Producte seines Bodens nicht ordentlich absetzen, noch auch sich seine nothwendigen Bedürfnisse einhandeln; er ist und bleibt daher zu einer entnuthenden Armuth verdammt. Die Colonie bleibt daher unangebaut. Was aber diese Lage der Dinge am meisten befördert und unterhält, eine Lage, welche fast in allen Spanischen Colonien sich findet, sind jene viel umfassenden Concessionen, welche die Regierung Privat-Personen ertheilt, die weder Willen, noch Fähigkeit, noch Mittel haben, sie gehörig zu benutzen, und in Aufnahme zu bringen. Fast alle Ländereyen auf Porto-Rico haben Eigenthümer, und fast nicht einer hat Arme, um sie anzubauen. Beym Landbau, wie bey den Handwerken, müssen die Menschen einander näher gebracht werden, um sich aufzumuntern, und zu unterstützen; zu sehr isolirt erschlafen sie und ermüden. Der Anblick dieser großen Besitzungen, welche sie nie hoffen dürfen,

urbar zu machen, nimmt ihnen allen Muth, und sie wagen es selbst nicht, den Anfang damit zu machen; so haben die Bewohner von Porto-Rico kaum einige kleine Landstriche zu Bananas-Pflanzen angebaut, deren Frucht ihr gewöhnliches Brot ist; sie haben nur so viel Zuckerrohr, als sie gerade bedürfen, um einen Syrupp zu bereiten, der ihnen statt des Zuckers dient; einige hier und da erbaute Mühlen zerreiben das Rohr. Die Kaffeh-Bäume erreichen hier eine wesentliche Größe, allein eben so wenig gepflegt, als das Zuckerrohr, tragen sie lange nicht so viel, als man wohl von ihnen hoffen könnte. Der Kaffeh ist indessen beynahe die einzige Europäische Waare, welche die Insel in Handel bringt, und die Nachlässigkeit der Einwohner ist so groß, daß es nur wenige gibt, welche verschlossene Behältnisse für ihre Hausthiere haben; um ihre Bananas-Pflanzen und Zuckerrohre vor ihnen zu schützen, müssen sie sie beständig bewachen. Man sieht leicht, wie sehr die Menschen dadurch in der Arbeit gestört werden, und wie nachtheilig diese Einrichtung selbst für die Thiere ist. Es ist viel, wenn ein Einwohner auf dieser Colonie vier bis fünf Neger hat; und das Einkommen ist äußerst gering, wenn der Herr und seine Familie nicht ungemein wachsam sind.

Sie ziehen zwar viel Vieh, dessen ungeachtet aber ist die Stadt Porto-Rico eine von denen, wo man wegen einer drückenden Einrichtung, die, unter dem Vorwande, den Armen zu helfen, die Armuth immer weiter verbreitet, das abscheulichste Fleisch von der Welt essen muß.

Jeder Einwohner muß nähmlich nach der Reihe zur Consumtion der Stadt eine gewisse Quantität Fleisch liefern; diese wird ihm nach einer mäßigen Taxe bezahlt, dergestalt, daß er zwey Pfund für einen Picaillon hingeben muß. (Sechs Sous einen Liard.) Diese Menschen bringen daher nur das schlechteste Vieh zu Markte, und

verkaufen das beste heimlich an die Engländer, Amerikaner und andere, welche Schleichhandel an den Küsten treiben. Allein dieses um einen so geringen Preis der Stadt zugeführte Fleisch wird auf folgende Weise zerstückt: erstlich die Provision des Gouverneurs, dann die der Officire, dann die des Bischofs, dann die der Geistlichkeit, dann die der Mönche, hernach die der Hospitäler der Soldaten, und endlich die der Einwohner. Die Catalanen, diese nützlichste Bürgerclasse, weil sie die arbeitsamste ist, werden am allerletzten bedacht, selbst erst nach den von der Regierung angestellten Negern. Die schmutzige Manier, dieses Fleisch zu zerlegen, auf der Erde nähmlich, und durch die Hände der Neger, macht es noch ekelhafter.

Die Stadt Porto-Rico sollte unter den gegenwärtigen Umständen viele Fremde anlocken, allein die eigennützige Politik des Gouverneurs duldet keinen fremden Handelsmann daselbst, einen einzigen Franzosen leidet man, weil seine Operationen mit denen des Commandanten genau verbunden sind. Man kann sogleich mit einem Blicke alle die nachtheiligen Folgen überschauen, welche eine solche Einrichtung für das öffentliche und Privat-Wohl hat; überall, wo sich die Regierungen in dasjenige einmischen wollen, was nur von Privat-Personen besorgt werden kann, vermehren sich die Mißbräuche und das allgemeine Elend.

Die Spanische Regierung ist vielleicht die väterlichste auf der Welt; keine gibt wohl ihren Unterthanen so viel, keine sucht sie in ihren Unternehmungen, und bey ihren Unglücksfällen so zu unterstützen, und keine hat doch so viel Arme. Indem sie immer geben will, ist sie genöthigt, Alles zu thun: die Schätze, welche sie vertheilt, gehen durch die Hände der Subalternen, bleiben zum Theil in diesen zurück, und werden von ihnen als Vortheile angesehen, die zu ihren Stellen gehören, daher

denn auch jene zahllosen Dilapidationen. Diese Subalternen, die gewöhnlichen Vertheiler der Wohlthaten des Monarchen, erwerben sich eine willkührliche Gewalt, welche sie nur zu oft mißbrauchen. Die Regierten sind um so mehr gedrückt, je mehr sie zu erhalten scheinen, und je mehr ihre Beschwerden wie Undankbarkeit aussehen.

Neunzehntes Kapitel.

Ankunft des Verfassers zu Saint-Domingo. Beschreibung dieser von Christoph Columbus erbauten Stadt, ihres Gebiethes und der Vortheile ihrer Lage. Ideen des Verf. über die Mittel, dieser Colonie wieder aufzuhelfen.

Mittwoch den 22. Junius befanden wir uns im Angesichte von Saint-Domingo, indem wir diese Insel immer zur Rechten ließen. So segelten wir Anfangs an dem ehemahligen Spanischen Theile hin; welche unermeßliche Ebenen entdeckten wir da! Die Gebirge erschienen nur immer in verschiedenen Formen, gleichsam, um Abwechselung in die Landschaft zu bringen. Das nur wenig über das Meer erhöhte Land machte, daß wir recht bequem die vegetabilischen Schätze dieses unbebauten Landstriches, welcher mit einer zahlreichen Volksmenge hätte bedeckt seyn sollen, betrachten konnten. Aber o die traurigen Erinnerungen! diese herrliche Krone der Colonien, der Stolz der Franzosen, biethet jetzt nur das Schauspiel der Verödung und des Todes dar! Ueberall fließt Menschenblut! Das Feuer hat jene üppigen Städte, jene fruchtbaren Pflanzungen verzehrt, welche

ehedem so viel nützliche Erzeugnisse in unserm Europa verbreiteten. Ich glaube noch das Geheul jener sich selbst auffressenden Cannibalen zu vernehmen, noch jene tiefen Gräber zu sehen, worein der unerbittliche Sieger die Besiegten stürzte, und jene neuerfundenen Martern, welche die Wuth ersann, ohnmächtig sich zu ersättigen. Wer wird den künftigen Geschlechtern jene noch unerhörten Verbrechen erzählen, womit dieses Land befleckt wurde, jene Gräuelthaten, welche wilde Sclaven im Kampfe mit blutdürstigen Herren um die Wette begingen? welche Hand wird es wagen, zur Belehrung der Nachwelt ein treues Gemählde davon zu entwerfen! Ach! Alles, was das barbarische Alterthum, was Rom in den Tagen seiner Sittenlosigkeit, was die verderbtesten Völker jemahls an Verschwendungen, Ausschweifungen, an Wildheit, Zerstörung gezeigt haben, das Alles stellt sich auf einmahl in der ungeheuersten Vermischung auf dem unglücklichen Saint-Domingo dar, dem Lande, welches die Natur mit ihren köstlichsten Reitzen, ihren reichsten Gaben wetteifernd geschmückt hat; das Land, wo sie die Glückseligkeit des Menschen, wie es scheint, hat fest begründen wollen, weil sie keinen giftigen Thieren erlaubt hat, sich dieser Gegend zu nahen. Ihr Colonisten! ihr habt Sclaven haben wollen! ihr habt sie roh und wild gemacht, und sie haben euch verdorben! dieß, dieß ist die Quelle eures Unglücks, die Quelle eurer Verbrechen, und der ihrigen! Wir kamen auf unserm Wege nach Saint-Domingo, bekanntlich der Hauptstadt des Spanischen Antheils, und wir mußten hier verweilen. Wir besuchten sogleich ihre breite Bay, deren weite Oeffnung sie mehr zu einer Bucht (anse) macht. Beym Einlaufen in dieselbe entdeckten wir die Stadt auf einer Art Cap, amphitheatralisch sich erhebend: bald konnten wir die Häuser derselben, ihre Kirchen, ihre zahlrei-

chen öffentlichen Gebäude, untermischt mit dichten Baumgruppen, unterscheiden.

Am Rande der Bay erblickten wir überall Felsenrisse, an denen das schäumende Meer in Dünsten dreyßig bis vierzig Fuß hoch aufbrauſete, ein Anblick, den wir von weitem für Fahrzeuge mit Segeln hielten. Der Eingang zum Hafen, welcher durch den Fluß Ozama gebildet wird, wird auf beyden Seiten von nackten Felſen beherrscht, an denen sich die Wogen mit großem Geräusche brechen. Nicht ohne Schauder segelten wir an ihnen vorüber, indem wir vergebens auf einen Piloten gewartet hatten. Unter den Batterien fragte man uns vermittelst eines Sprachrohrs auf einmahl in Französischer, Englischer, Spanischer Sprache, woher wir kämen, und wohin wir gingen, und hierauf gingen wir vor Anker. Es war im Angesichte der Stadt, von der wir nur noch einen Pistolenschuß entfernt waren. Sie erhebt sich mahlerisch auf einer Masse mit Höhlen versehener Felsen, aus denen Epheuranken, von dem frischesten Grün, in allerley schönen Drapperien herab hangen. Mehrere Reihen hier und da angebrachter Batterien vermehren noch die Contraste dieses Gemähldes. Der nicht sehr breite, in ein tiefes Bett eingezwängte Fluß eilt in Krümmungen unter den ihn beschattenden Bäumen hin. Auf dem andern Ufer, der Stadt gegenüber, breitet sich, wie absichtlich angelegt, ein rauhes Thal aus, in dem sich aus den grünen Bananas-Pflanzen Gruppen hoher Palmbäume, mit nacktem und graulichem Stamm, zweiglos, und mit fächerartigen Blättern gekrönt, erheben. Die unangebauten Umgebungen der Stadt, ihre öde Gegend, der Anstrich von Alterthümlichkeit ihrer Forts und Mauern, und eine Art verfallenen, unbewohnten Schlosses verbreiteten über alle Gegenstände ein melancholisches Ansehen.

Kaum hatten wir Anker geworfen, als man uns entdeckte, daß ein Embargo, welches bereits seit einem Monathe alle Schiffe zurück hielte, auch uns auf unbestimmte Zeit aufhalten würde.

Ich benutzte diesen Aufenthalt, um die Stadt und ihre Umgebungen zu besuchen. Dieses neue Französische Eigenthum interessirt um so mehr, da Saint-Domingo im Jahre 1494 von Christoph Columbus erbaut worden ist. Ihre Lage und innere Eintheilung macht dem Genie des großen Mannes viel Ehre. Da sie, wie bereits bemerkt worden, auf einem erhöhten Cap liegt, welches das Meer auf der südwestlichen Seite beherrscht, so wird sie zugleich östlich von der Mündung des Flusses Ozama bespült, dessen enges aber tiefes Bett einen um so sichereren Hafen verlängern kann, je mehr dieser Fluß an seinen Seiten mit Hügeln eingefaßt ist, und zwey wie verdeckte vorstehende Felsen den Eingang decken. Die Lage dieser, auf einer Felsenfläche hoch liegenden Stadt gewährt ihr den unschätzbaren Vortheil, zu jeder Zeit von frischen Winden belebt zu werden. Die Forts, welche sie von der See- und Hafenseite umgeben, und dem Boden der Stadt halb oder ganz gleich stehen, haben es nicht nöthig gemacht, der Stadt die Luft zu benehmen, und nur nordwestlich, wo die Stadt mit dem Lande zusammen hängt, wird sie durch einen achtzehn bis zwanzig Fuß hohen Wall verdeckt. Ihre breiten und geraden Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. So gehen die einen nach dem Flusse aus, wo sich der Hafen befindet, und die andern nach dem Meere zu, welches man um so mehr von weitem entdeckt, weil der Boden ein wenig abhängig ist, und die nicht sehr hohen Wälle die Wirkung dieses Anblicks nicht stören, der einer der herrlichsten ist. Die Häuser, von Steinen oder Ziegeln erbaut, sind regelmäßig, und nicht sehr hoch, und

dem Klima sehr angemessen eingerichtet. Große, auf die Straße gehende Fenster sind, nach Spanischer Sitte, mit hervor springenden eisernen Stäben versehen; alle haben Höfe, Gärten, und eine Art von Gallerie auf der Hofseite. Sorgfältig hat man vor den öffentlichen Gebäuden große freye Plätze gelassen. Der größte, vor der Cathedral-Kirche, ist zum Theil mit regelmäßigen Gebäuden verziert. An Kirchen und Klöstern fehlt es nicht; ihre Zahl ist viel größer, als es eigentlich der Umfang der Stadt erlaubt. Bemerkenswerth ist dieß, daß die Straßen an den Seiten mit Trottoirs von Backsteinen eingefaßt sind. Columbus wollte seine Stadt lieber mit fleißigen Bewohnern, als mit üppigen Reichen bevölkert sehen; denn die Straßen sind nicht einmahl gepflastert.

Die Mauer, welche die Stadt gegen Norden umschließt, ist dick genug, um ihrer ganzen Länge nach einen breiten Trottoir zu gestatten, auf dem sich eine kleine, mit Zinnen versehene Mauer erhebt; er dient dazu, die Gemeinschaft zwischen den Forts auf dieser Seite zu unterhalten, welche die Stadt gegen das Land zu vertheidigen sollen.

Die Küsten des Meeres und des Hafens sind mit hohen und niedrigen Batterien besetzt, welche sich in allen Richtungen kreutzen. Der Eingang des Hafens ist so enge, daß man nicht nöthig gefunden hat, auf dem entgegen gesetzten Ufer Batterien anzulegen. Die ganze Stadt ist am Meer und am Hafen mit spitzigen hohlen Felsen eingefaßt, welche allein schon furchtbare Vertheidigungen gegen die verwegenen Schiffer bilden, die sich ihnen nähern wollten. Eine halbe Meile an der Seeküste hin, südwestlich, befindet sich ein isolirtes, mit Batterien versehenes Fort, um Landungen auf diesem niedrigern und folglich zugänglichern Theile des Bodens zu verhindern. Die zu verschiedenen Zeiten angelegten Be-

festigungen von Saint-Domingo müssen unermeßliche Summen gekostet haben.

Das Land um die Stadt her ist lange nicht so gut, als man behauptet; doch habe ich hier Bäume bemerkt, welche wegen ihrer Höhe und breiten Aeste von großer Schönheit waren. Die Waldung, welche den Fluß einfaßt, ist eben nicht groß, aber dicht belaubt, und sehr frisch und kräftig: wie köstlich ist es nicht, in ihrem Schatten zu wandeln, und überall ausruhen zu können, ohne daß man sich vor giftigen Thieren fürchten müßte; diese Blätter von so munterem, glänzendem Grün, vermischt mit schönrothen Blumen und Beeren, welche unzählige Schaaren von Vögeln truppweise abpicken, jene mannigfachen Arten von Palmen, mit ihrem mahlerischen Stamm und Wuchs, und so viel andere Gewächse zu betrachten, deren Blätter, Blumen und Früchte in Europa gänzlich unbekannt sind. Ach! unter einer Hütte, welche von einigen Blättern hinreichend gedeckt werden kann, findet hier der Mensch Schutz und Obdach; und um ihn her die nährende Bananas-Pflanze, welche so schnell ohne alle Pflege wächst, die Igrame, die Parate, den Maniok, alle diese Pflanzen, welche die Erde so stark mit ihren mahlerischen Knollen bevölkern, würden zu seinem Bedürfniß hinreichen; und doch hat er sich gerade hier unglücklicher und strafbarer gemacht, als unter jenen rauhen Himmelsstrichen, wo er in immerwährendem Kampfe mit den Elementen die Gaben der Erde erst nach langer, mühevoller Arbeit erhalten kann.

Die mit dem dornichten Gewächs Opuntia, welches so leicht fortkommt, und vorzüglich gegen die Neger eine so furchtbare Vertheidigung gewährt, umgebenen Pflanzungen werden ganz vernachlässigt; unter Dornen und Unkraut bemerkt man den mit seinen herrlichen Früchten beladenen Orangen-Baum, den Avocato, jenen großen

Baum, dessen Frucht so äußerst angenehm ist, und den Caschiman-Baum mit den hangenden Zweigen, und seinen saftigen gesunden Früchten. Der Natur zum Trotz wollen die Menschen hier arm seyn. Auf dieser hoch gelegenen Gegend empfindet man immer eine angenehme kühle Luft. Ich ging außerhalb der Stadt unter einer großen, einfach stehenden Baumreihe spatzieren, und die Luft war hier um Mittag so frisch, daß ich zuweilen die Sonne aufsuchte, aus Furcht, diese Kühlung möchte mir schädlich werden. Wenn man an der Küste herab nach dem Flusse zugeht, erblickt man eine Fontaine, wo ich gern mich erquickte. Sie war von Christoph Columbus erbaut worden. Lange Zeit verfallen, war sie — seltsames Schicksal! — von dem berüchtigten Toussaint Louvertüre ausgebessert worden, als er, Herr dieser Stadt, den Weißen reichlich die Beschimpfungen vergalt, womit sie sein Geschlecht bedeckt hatten. Der Boden der Stadtumgebungen könnte für alle Arten von Producten, vorzüglich aber für Kaffeh und Baumwolle, tragbar gemacht werden; die Früchte hier zu Lande sind weit köstlicher und viel schöner, als die auf Martinique. Die Weideplätze sind so vorzüglich, daß ich hier eben so schöne, eben so fette Kühe gesehen habe, als in unsern Europäischen Ländern. Fische sind hier äußerst häufig. Der Fluß Ozama nimmt mehrere schiffbare Flüsse auf, welche weit hinauf gehen, und durch fruchtbare Gegenden fließen. So kann der fest in sein Bett gezwungene Ozama mit geringen Kosten alle Arten von Holz herbey führen, das in den ungeheuern Waldungen des Innern wächst. Der für den Europäischen Luxus so äußerst bedeutend gewordene Akajou würde einen unermeßlichen Handelszweig bilden; die Baumwolle, der Kaffeh, der Indigo, der Zucker, der Cacao würden auf diesen verschiedenen Flüssen zu Saint-Domingo ankommen können, um daselbst

gegen die Producte Europäischer Cultur und Industrie ausgetauscht zu werden.

Welche ehrenvolle und nützliche Speculationen würden sich nicht hier überall den arbeitsamen thätigen Menschen darbiethen! Millionen Ackerlandes, welche der unthätige Spanier seit drey Jahrhunderten hätte anbauen können, sind hier um den allerniedrigsten Preis zu haben, selbst diejenigen, die dicht an den Mauern der Stadt liegen. — Ein Privat-Mann besitzt gegenwärtig mehrere hundert tausend Aecker, wovon ihm der einzelne Acker vielleicht beym Ankaufe nicht mehr als zehn Sols kostete, und in diesem Augenblick würde er sie einzeln um weniger als fünf Franken hingeben. Die Stadt hat sehr geräumige Häuser zu Wohnungen und Magazinen, sie kann auch noch so sehr erweitert werden, als man wünscht, ohne daß sie deßhalb aufhörte, gesund und fest zu seyn.

Allein ehe man daran denken darf, diesen Theil der großen Insel Saint-Domingo einzurichten, muß man nicht in dem Französischen Antheile zuförderst alle Schwarzen bis auf den letzten Mann ausrotten? Würde anders eine Sicherheit für diese Colonie jemahls begründet werden können? Dieses ist die Sprache der alten Colonisten auf Saint-Domingo, welche durch Unglück erbittert und von Vorurtheilen beherrscht sind. Es sey mir erlaubt, andere Gedanken über einen für mein Vaterland so äußerst wichtigen Gegenstand mitzutheilen! — Irre ich mich, so kostet mein Irrthum doch kein Blut und keine Thränen.

Ehe man auf dem alten Saint-Domingo die Schwarzen bis auf den letzten Mann ausrottet, hat man auch wohl bedacht, was das an Menschen und Schätzen kosten müßte? Wann diese Schwarzen ausgerottet sind, so müssen mit großem Aufwande andere herbey geschafft werden, welche sich nur erst ganz langsam, und nicht

ohne,

ohne große Kosten, bilden und abrichten lassen, man muß jene Städte, jene Wohnungen und jene Wirthschafts-gebäude wieder aufbauen, welche die Flammen verzehrt haben; man muß das ehedem mit Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo, mit Cacao- und Kaffeh-Bäumen bedeckte Land von neuem urbar machen. Mit diesem unermeßlichen Aufwande von Geld und Menschen, wie viel andere Colonien ließen sich nicht einrichten! und ehe man nur anfangen könnte, das ehemahlige Saint-Domingo wieder aufzubauen, würden andere neue Colonien schon in Thätigkeit seyn, und Producte liefern.

Warum will man sich aber bey der neuen Colonie von Saint-Domingo nicht darauf einschränken, gegen die rebellischen Neger bloß vertheidigungsweise zu verfahren? Die schnellaufblühende, neue Colonie würde jeden Tag auch neue Vertheidigungsmittel erhalten, und die Schwarzen, welche sich von unserer Seite nicht beunruhigt sehen, würden bald Zwistigkeiten unter sich selbst bekommen, die sie schwächen müßten; sicher vor einem Angriff von unserer Seite würden sie kein Interesse haben, einen für sie weit nachtheiligern Offensiv-Krieg zu führen. Waffenstillstände und Friedensschlüsse würden nach und nach Handelsverhältnisse mit ihnen anknüpfen, die alle zu unserm Vortheile wären. Und dieß mußte um so mehr der Fall seyn, als wir uns den Eingang der Häfen ausschließend vorbehalten hätten. Alsdann würden beyde Theile von Saint-Domingo dem Mutterlande nützlich werden, und zwar ohne Zeitverlust, großen Kostenaufwand und Blutvergießen. Die freyen Neger haben den Geschmack an unsern Producten, sogar an unsern Moden, beybehalten. Dieser, auf Menschlichkeit und Oekonomie zugleich sich gründende Plan ist zu gleicher Zeit auch der sicherste. Wohin würden wir kommen, wenn

Krankheiten und Strapazen hier noch immer unsere Armeen fruchtlos aufrieben!

Die Niederlassung der Franzosen auf Saint-Domingo verdankt, so wie die auf Saint-Christoph und Martinique, ihre Entstehung Abenteurern, welche um das Jahr 1638, nachdem sie auf der See umher geirrt waren, im nördlichen Theile dieser Insel sich niederließen, vorzüglich auf der kleinen Insel la Tortür, die nur zwey Meilen von diesem Theile von Saint-Domingo entfernt ist. Aus jagenden Boucanieren, d. h. Menschen, die nach Art der Wilden das Fleisch der Jagdbeute räucherten oder boucanirten, um es besser aufbewahren zu können, wurden sie bald Landbauer; sie machten den Boden urbar, und pflanzten Tabak, der vorzüglich von den Holländern gesucht wurde; in der Folge bauten sie auch Baumwolle, Indigo und Rocou. Die Vortheile, welche sie fanden, vermehrten die Anzahl dieser Abenteurer. Mitten unter ihren Jagden und Arbeiten mußten sie noch furchtbare Kriege gegen die Spanier führen, die sie als Seeräuber behandelten. Der Ruf von ihrem Glück zog andere Europäer zu ihnen hin. Diese, zu arm, um die Kosten ihrer Reise bezahlen zu können, machten sich, um diese abzutragen, auf drey und mehrere Jahre zu gewissen Arbeiten verbindlich; daher ihre Benennung der Verbindlichen, Dienstpflichtigen oder der von 36 Monathen. Mit Verfluß dieser Dienstzeit wurden sie auch ordentliche Bürger und Einwohner. Auf solche Art bildeten sich die französischen Colonien, vorzüglich die auf Saint-Domingo, und als endlich die Regierung an dieser Niederlassung Antheil nahm, geschah es mehr, um ihr durch Auflagen, Monopole und tyrannische Verfügungen zu schaden, als ihr aufzuhelfen. Diese unerschrockenen und arbeitsamen Menschen brauchten da-

mahls keine Sclaven; sie würden ihnen geschadet haben, wenn sie sie auch nicht hätten entnerven können.

Wenn unter so schwierigen Verhältnissen Franzosen allein die Colonie von Saint-Domingo gegründet, vertheidigt und angebaut haben, warum sollten sie nun nicht auch Franzosen allein wiederherstellen, da sie jezt weit weniger Hindernisse zu besiegen, und von dem Mutterlande aus Unterstützung an Lebensmitteln, Munition und Kriegern erhalten können. Und warum wollte man auf dieses erneuerte Saint-Domingo nicht starke Landleute setzen, welche durch ihre Vermehrung auch die Zahl arbeitsamer Hände vermehren würden? und was würde alsdann diese Colonie von den aufrührerischen Schwarzen und äußerlichen Feinden zu befürchten haben? Man weise ihnen wenigstens einzelne Cantons an, um eine Vergleichung zwischen den von Sclaven bewohnten Niederlassungen, und ihren Vortheilen und Nachtheilen gegenseitig anzustellen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ursachen, welche vorzüglich dieser Spanischen Colonie geschadet haben. Weise Politik der Spanier in Beziehung auf die farbigen Menschen.

Ich habe schon gesagt, daß man zu Saint-Domingo ein unbewohntes, mit Trümmern und wankendem Gesträuch umgebenes, Schloß erblickt, welches den Hafen, dem angenehmen Thale gegenüber, beherrscht. Ich bin hinein gegangen, ich habe es ganz durchstrichen, und auf seinen Trümmern gesessen. Ach! das war, wie ich oft hörte,

die Wohnung von Christoph Columbus. Hier sann er auf immer neue Plane zur Beglückung der Menschen; hier vertheilte und ordnete der Gründer dieser Stadt, der dazu einen dem Handel so günstigen, so leicht zu vertheidigenden, so gesunden Ort mit aller Klugheit gewählt hatte, seine aufblühende Anlage nach einem, des gebildetsten Jahrhunderts würdigen, Plane. Allen unnützen Pomp entfernend, war er nur auf das bedacht, was die neue Stadt den neuen Colonisten lieb und werth machen, und für künftige Geschlechter noch in schöner Blüthe erhalten konnte. Ach! und diese heilige Wohnung, welche das Alterthum gewiß in einen Tempel verwandelt haben würde, ist jetzt verödet und entwürdigt, und doch verdankt Alles, was seit drey Jahrhunderten hier geathmet hat, diesem Orte sein Daseyn und Glück. Auch nicht ein Einziger, selbst von denen, welche sich stolz seines Nahmens rühmen, welche hier im Genuß der ihnen durch Columbus errungenen Ehre und Schätze leben, hat, von Dankbarkeit beseelt, eine ausbessernde Hand an dieses ehrwürdige Denkmahl gelegt! Wären wenigstens nur jene unreinen Trümmer, jene ungesunden Pflanzen weggeschafft worden! Hätte man dafür den süßduftenden Jasmin seine langen Guirlanden um diese ehrwürdigen Ueberreste schlingen lassen! Dann würde man, den lieblichen Geruch seiner Blüthen einathmend, gern hier der Wohlthaten desjenigen gedenken, der die größte und nützlichste Entdeckung, die einer neu anzubauenden und zu bevölkernden Welt machte. Ich sehe seinen Geist auf diesen Trümmern irren, der Undankbarkeit anklagend die Stadt, die er schuf, die Nation, die er bereicherte, und alle diejenigen, deren Einkommen er erhöht hat. Franzosen! bald werden eure edelmüthigen Hände den Schimpf der Zeit und die Undankbarkeit der Menschen vergüten.

Die Trophäen, womit ihr sie umgebt, werden der

Nachwelt sagen, wer der Urheber dieses merkwürdigen Denkmahls war. Bey seinem Anblick wird das Freudengeschrey der Schiffer sich mit dem Donner ihres Geschützes vermischen, und weit umher werden die Felsenschlünde diese Beweise dankbarer Freude wiederhohlen.

Einst werden auch in diesem kühlen, frischen Thale, worauf so oft Columbus Blicke mit Vergnügen verweilt haben, von allen Orten her fröhliche Menschen erscheinen, um die Wunder der Schiff-Farth zu preisen, nicht jene: freylich, welche Tod und Verderben verbreitet hat, sondern der, welche die Erde mit nützlichen Menschen und Erzeugnissen bevölkert, jener, welche des Columbus Genius bey allen seinen Anstrengungen immer im Auge hatte.

Man wird sich vielleicht wundern, warum Saint-Domingo, seit drey hundert Jahren gegründet, Hauptstadt einer so bedeutenden Colonie, bevölkert von so viel reichen Familien, Beamten, Officieren, Priestern, Mönchen, welche hier ihre Reichthümer in Umlauf brachten, bey so viel vereinigten Vorzügen nicht in seinem Flor zugenommen hat, sondern vielmehr sehr herab gekommen ist. Die Ursache ist, daß die Städte, Trotz der Unterstützung und der Prachtliebe ihrer Regierungen, doch nur immer eine prekäre Existenz haben, wenn ihr Wohlstand nicht durch den Landbau unterhalten wird, wenn sie nicht hauptsächlich damit beschäftigt sind, die überflüssigen Producte des Landmanns ausführen zu lassen, und ihm dafür seine Bedürfnisse zuzuführen, oder selbst zu erzeugen; indem sie den Landbau bereichern und bevölkern, bereichern und bevölkern sie sich selbst. Die Kunst, Städte zu vergrößern, und sie in Aufnahme zu bringen, besteht nicht, wie nur zu viele Regierungen gemeint haben, darin, daß sie sie mit prächtigen Gebäuden überladen, den Luxus, die Vergnügungen und die Künste herbey rufen, sondern

darin, daß sie dieselben mit arbeitsamen Händen zu umgeben suchen, welche durch Befruchtung des Bodens viel zu geben, und dafür wieder viel zu erhalten haben. Dieses ist das Geheimniß, wodurch die Anglo-Amerikaner, binnen funfzehn, zwanzig, fünf und zwanzig Jahren ihre düstern Einöden mit Pflanzungen, Hütten, Dörfern und Städten bedeckt haben. Europäer, ihr wollt euer plattes Land durch eure Städte blühend machen; diese wachsen, aber das Land wird entvölkert; und bey dieser Umkehrung der natürlichen Ordnung pflanzt sich das Elend von beyden immer weiter fort. So ist es auch mit Saint-Domingo gegangen; der Luxus hat es bevölkert, und seine verlassenen Gefilde haben es dem Elend preis gegeben. Sieben bis acht tausend Individuen lebten hier allein bloß von den Reichen; einige als Domestiken, andere von den Wohlthaten derselben; denn es gibt kein liberaleres, humaneres und gastfreundlicheres Volk. Und seitdem Saint-Domingo unter die Herrschaft der Franzosen gekommen ist, haben es jene Reichen verlassen, und man schätzt die Zahl der daselbst zurück gebliebenen Armen oder Nichtwohlhabenden auf sechs Tausende.

Diese Anzahl würde hinreichend gewesen seyn, um eine Colonie zu bevölkern und in Aufnahme zu bringen, und hier ist sie wegen Mangel an Arbeitslust eine wahre Last; dieser Mangel geht so weit, daß auch nicht ein Einziger nicht einmahl den Garten seines Hauses anbaut, und das sechs bis sieben Fuß hohe Unkraut ausjätet, das ihn ganz unzugänglich macht. Ich habe nur einen angebauten Garten gesehen, und dieser gehörte einem Französischen Militair. Indeß Fleisch, Fische und Früchte, so wie Milch, sehr wohlfeil sind, muß man Gartengewächse ungeheuer bezahlen. Wer alle Tage kleine Rüben oder Salat essen will, muß sehr reich seyn. Der genann-

te Französische Militair zog aus seinem kleinen Garten täglich funfzehn bis zwanzig Franken. Seine Gartengewächse waren immer in voraus bestellt.

Womit aber beschäftigen sich denn die Spanier? Nicht einmahl mit Spatzierengehen. Ein gestricktes Netz, Hamac genannt, welches mit den beyden Enden an zwey gegen einander stehende Wände eines großen Zimmers befestiget ist, ist ihnen der liebste Platz, wo sie ihr Leben stillesitzend, gewöhnlicher aber liegend, und fast wie ein Wickelkind, zubringen; am Tage eine Cigarre in der Hand, einen Fuß herab hangend, schaukeln sie sich gefühllos hin und her, und hört die Bewegung auf, setzen sie sie durch den die Erde berührenden Fuß von neuem fort. Tritt man in's Zimmer, so setzt sich der Herr des Hauses auf sein bewegliches Lager. Ein lederner Großvaterstuhl, so ausgehöhlt, daß man die Knie bis zum Magen herauf ziehen muß, ist der einzige Sitz, den er einem anzubiethen hat; allein man muß sich mit Vorsicht setzen; der dick darauf liegende Staub und das von Wurm gestochene Holz verkündigen sogleich, daß er ihn von seinen Vorfahren überkommen hat; die verstümmelten Füße erfordern gleichfalls, daß man sich ruhig darauf verhält.

Es ist wahr! Kein Volk auf Erden kann so frugal seyn; der glühendste Anachorete ist es nicht mehr gewesen; eine oder zwey Bananas, und ein wenig Chocolade, wenn sie welche haben, das ist ihnen genug; allein wer mehr verzehrt, als er erzeugt, verzehrt immer zu viel, er fällt immer der Gesellschaft und der Natur zur Last, und der Mensch, der durch seine Arbeit mehr erzeugt, als er consumiren kann, ist stets nützlich, so groß auch seine Consumtion seyn mag.

Ein Staat sollte seine Bevölkerung eigentlich nur nach der Zahl seiner nützlichen Individuen berechnen, die andern sind für jene immer eine drückende Last.

Eine gehörige Uebersicht sollte stets diese zwey Arten von Individuen auch in zwey Theile scheiden, dann würde der Staat erst sehen, was er eigentlich gewinnt oder verliert, ob sich seine Umstände verschlimmern oder verbessern. Vielleicht werden sich dereinst unsere Statistiker damit beschäftigen.

Woher kommt es, daß in diesen Colonien, wo doch die Arbeit so äußerst viel einträgt, Spanien mit so viel unnützen Menschen belastet ist? Von der Menge der Mönche, welche, obgleich Organe der Religion, dennoch von der ersten und wichtigsten Wahrheit, der Nothwendigkeit der Arbeitsamkeit, schweigen, und selbst das gefährliche Beyspiel des Müßiggangs geben; es kommt von der wenigen Achtung gegen den Landmann und den fleißigen Arbeiter, der hier noch unter dem letzten Angestellten oder Bedienten eines Großen steht. Es kommt von den ausschließenden, von einem getäuschten Hofe unter dem Schein des allgemeinen Besten erhaltenen Privilegien, wodurch die Erzeugnisse des Auslandes selten und theuer, und die des eigenen Bodens äußerst wohlfeil werden; es kommt endlich von der äußerst schlechten Gerechtigkeitspflege, welche die Gesetze, die sie selbst nicht kennt, verletzt, sich öffentlich an die Monopolisten verkauft, welche die unglaubliche Bestechlichkeit der Beamten befördert, welche den Falsarien und Meineidigen, Menschen, die um so gefährlicher sind, je mehr sie sich hinter die Maske der Religion verstecken, zum brauchbaren Instrumente dient. Durch das Zusammentreffen aller dieser Umstände ist eine Nation entvölkert und arm geworden, welche jetzt die reichste und mächtigste der Welt seyn sollte, und nun so schwach ist, daß sie, um sich zu halten, fremder Unterstützung bedarf. Bald werden vielleicht auch ihre Colonien ihr nicht mehr gehören, und was wird dann ihr Schicksal seyn? — Und doch, ich wie-

derhohle es, gibt es vielleicht kein Volk, welches in seinem Privat-Leben sanftere, achtungswerthere Sitten zeigte; gute Väter, gute Ehemänner, gute Söhne. Keines ist in der Gesellschaft mit seinen Freunden offener und angenehmer, und äußert jene Regungen der Einbildungskraft, welche das Genie verrathen, keines ist leichter für Ruhm und Ehre zu entflammen, allein dafür lebt es ohne allen Unterricht; liegt es in den Fesseln des Aberglaubens, welche es nur zuweilen mit Glück abschüttelt, und zeigt vorzüglich nicht die geringste Spur von Gemeingeist; rechtlich und redlich gegen den Einzelnen, verschwendet es kühn und gewissenlos die öffentlichen Einkünfte: was Allen gehört, wird auch von Allen auf eine unbarmherzige Weise geplündert, und dabey so ungestraft, daß selbst der Beamte, der keine Schuld hätte, aber Zeuge davon wäre, das Verbrechen nicht zu verhindern wagen, und es auch nicht vermögen würde.

Und, ich wiederhohle es, keine Regierung auf Erden ist väterlicher, erstreckt ihre Fürsorge für alle und jede ihrer Unterthanen weiter, verräth in ihren Gesetzen und Verordnungen mehr Weisheit, vorzüglich in Beziehung auf Wohlthätigkeit, allein dabey ist sie schwach und furchtsam. So entspringen aus Mangel an Kenntnissen und Gemeingeist der Unterthanen, und aus Kraft bey der Regierung, alle jene Uebel, welche die Monarchie entkräften, und ihre nahe Zerstörung verkündigen, welcher indessen wohl noch vorgebeugt werden kann. Aber wer wird das vermögen, wer wird dazu berufen seyn? Jeder Schritt, den ich in diesen Reisen thue, führt mich auf diese Wahrheiten; und ich werde sie meinen Lesern enthüllen.

Ich habe unter den fünf bis sechs tausend Armen und Nichtwohlhabenden zu Saint-Domingo die Farbigen mit begriffen, Trotz dem Aergerniß, das die Co'onisten

an dieser Vermischung nehmen könnten. Die Spanier, verschieden in dieser Hinsicht von andern Nationen, und vielleicht in der Absicht, das den Indianern ehedem zugefügte Unrecht zu vergüten, gehen nicht so weit, daß sie in den frühesten Generationen der Weißen unmerkliche Flecke schwarzen Blutes aufsuchen sollten. Der freye Mulatte wird bey ihnen ganz dem Weißen gleich geachtet, und sie freuen sich, durch Blutsverwandtschaft mit ihnen, die sie sehr vernünftig nicht für infamirend hielten, mit einem Mahle jene verhaßten Flecken der Farbe verschwinden zu machen; sie werden daher auch auf ihren Colonien niemahls jene fürchterlichen Convulsionen zu fürchten haben, deren Opfer wir werden; und die Vermehrung des vermischten Blutes vermehrt ihre Freunde und Vertheidiger. Hätte man diese Politik auf unserm Saint-Domingo befolgt, so würde es gewiß noch in seiner vollen Blüthe stehen; seine Producte und seine Consumtion würden sich doppelt so hoch, als vor der Revolution, belaufen haben. Welcher Unterschied für das Mutterland, für seine Fabriken, seine Marine, und in Ansehung alles desjenigen, was das erste mit so großen Kosten aus fremden Colonien zieht. O! ihr Colonisten, ihr habt jene Menschen von gemischtem Blute aus euren Corporationen ausgestoßen, und doch waren sie eure Kinder, Brüder und Vertheidiger. Nun habt ihr sie in eure unversöhnlichsten Feinde verwandelt! und ihr selbst, ihr Colonisten, ihr habt euch wieder in große und kleine Weiße abgetheilt; so isolirt der Stolz immer nur, um zu zerstören. Allein ist der Mensch immer unglücklich! Nur in der Vereinigung mit seines Gleichen findet er Stärke und Kraft! — Das Gesetz verbiethet bey den Spaniern, den Sclaven mehr als fünf und zwanzig Peitschenhiebe zu geben, es verbiethet dem Herrn, sie selbst zu geben, oder geben zu lassen; er muß sich deß-

halb an einen eigends dazu bestellten Mann wenden. Dieses menschliche Gesetz verhindert, daß nicht rohe und harte Herren jene Unglücklichen verstümmeln und grausam tödten; zugleich gibt auch die Nothwendigkeit, den Sclaven zum Geißler zu führen, und die gehörigen Stunden zu wählen, dem Herrn Zeit, sich zu besinnen; so werden auch die Bestrafungen seltener. Der Sclave, der sich über seinen Herrn zu beschweren hat, wendet sich gleichfalls an die Obrigkeit, und er kann an einen andern verkauft werden; das Gesetz bestimmt den Preis. Unter diesen Verhältnissen behandelt der Herr eines guten Sclaven ihn weit schonender, um ihn nicht zu verlieren, und der Sclave, der mit seinem Herrn zufrieden ist, sucht sich ihm noch beliebter zu machen, um nicht an einen andern verkauft zu werden, wo er es weniger gut haben würde. Hat der Sclave sich selbst so viel verdient, daß er sich los kaufen kann, so thut er dieß nach dem durch's Gesetz bestimmten Preise. Besitzt er für sich nicht genug, und er hat sich nur durch seine gute Aufführung Freunde gemacht, so wird ihm leicht das an seinem Lösegelde Fehlende geborgt.

Auf allen Spanischen Colonien befindet sich eine zum Schutz der Sclaven ausdrücklich bestellte Magistrats-Person. Diese nimmt in geheim ihr Anbringen an, zieht bestimmte Erkundigungen ein, handelt für sie, als ihr bestimmter Vertheidiger, bey den Gerichtshöfen, und wirkt gegen den schuldig befundenen Herrn einen Urtheilsspruch aus, der ihn nöthigt, seine Sclaven zu verkaufen, und ihm sogar verbiethet, in Zukunft welche zu halten.

Solche Gesetze ehren die Menschheit: kein Volk beweiset in seiner Gesetzgebung eine so rührende Fürsorge für die Sclaven: und die Amerikaner der vereinigten Staaten, welche sich rühmen, die menschlichsten auf Erde zu seyn, sind eben so barbarisch, als die andern gegen

ihre Sclaven. Allein leider sind diese menschlichen Gesetze der Spanier unter der schwachen Regierung nur zu oft verspottet, und sogar gemißbraucht worden. Und wie kann dieses anders seyn, wenn das allgemeine Verderbniß so groß ist, daß der Mann im Amte sich nicht schämt, sich selbst zu verkaufen? Es fehlen den Menschen, hat man oft gesagt, nicht so wohl Gesetze, sondern vielmehr den Gesetz-i Menschen! Man muß daher immer mehr darauf denken, Menschen zu bilden, die der Gesetze entbehren können, als sie zu gewöhnen, zu viel davon zu bedürfen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Naturgeschichte. Merkwürdige Muschelarten. Versteinerungen. Von der Verminderung des Meeres. Bemerkungen über diesen Gegenstand.

Kurz vor unserer Ankunft auf Saint-Domingo ließ ich ein großes Stück verfaultes Holz auffischen, welches dicht an unserm Schiffe hinschwamm; ich fand es inwendig bevölkert mit einer Art von einschaligen Muscheln, von den Conchyliologisten Orgelpfeifen (tuyau d'orgue) genannt. Diese ungefähr zwey Zoll langen Orgelpfeifen, welche gerade, glatt, fast cylindrisch, schmutzigweiß waren, glichen an Größe einer Schreibfeder, sie waren in Massen, dicker als eine Faust, zusammen gehäuft, und schwach verbunden durch einen Leim, der mir von derselben Substanz zu seyn schien, wie die Muscheln selbst. In jeder dieser Röhren lebte ein Thier; das

Meer hat also auch seine Republiken, deren vereinigte Bewohner sich gegenseitig unterstützen, um den Fluthen zu trotzen, und den Feinden zu widerstehen. Wären diese länglichten Röhren isolirt, und würden von den Wellen umher getrieben, so würden sie leicht zerbrechen, oder bald in Sand und Schlamm versinken, oder würden vielleicht auch die Beute jener gefräßigen, mit so starken Schneidezähnen und Kinnbacken bewehrten Fische werden.

In allen ihren Erzeugnissen geht die Natur von den einfachsten Formen zu den zusammen gesetztern über; sie erschöpft alle Mannigfaltigkeiten, deren diese Formen fähig sind, ehe sie zu noch mehr complicirten übergeht, welche in dem Maße weniger zahlreich sind, als sie zusammen gesetzter werden. Die einschalige Muschel, einfacher als die zweyschalige, ist auch weit zahlreicher und mannigfaltiger, und die vielschalige, die zusammen gesetzteste von Allen, hat auch die wenigsten Verschiedenheiten, und ist die am wenigsten zahlreiche. Unter den einschaligen ist das Geschlecht der Orgelpfeifen das einfachste, es ist auch das mannigfaltigste und zahlreichste; es gibt darunter gerade, wie Strohhalme, leicht gekrümmte, wie Hörner, verschiedenartig gewundene, welche die Gestalt von Rüben, von Natterwurz und andern Wurzeln, und von Hunds- und Elephanten-Zähnen haben; dann gibt es gekrümmte und in einander gewickelte, wie die Eingeweide, spiralförmig gewundene, und walzenförmige, wie der Kugelzieher (tire-bourie), der Traubenbohrer (vilebrequin), das Schlangenrohr (tuyau-serpent), das Wachsbrot (pain de brugie) das Solitär-Rohr (le tuyau solitaire), auch unter einander gewickelte, wie Zwirnsknäule. Jedes dieser Geschlechter hat wieder Unterarten; einige sind glänzend glatt, andere sind wellenförmig oder tiefgefurcht, andere wie mit Stein-

chen und Spitzen besetzt; andere sind wieder gestreift oder canelirt. Auch ihre Dimensionen sind sehr verschieden; einige sind so fein, wie dünne Fäden, andere haben an ihrer Oeffnung mehr als einen Zoll im Durchmesser; die Länge von mehreren beträgt bloß einige Linien, von andern mehrere Zolle; jede dieser Arten theilt sich wieder nach Verschiedenheit der Farben; da gibt es weiße, rothe, incarnatfarbige, rosen-purpurrothe, gelbe, grüne, marmorirte, braune, schwärzliche. Ihre Art, zu existiren, ist nicht minder bewundernswürdig verschieden; einige leben an schlammigen Felsen hangend, in dichten Haufen zusammen, andere entstehen und vermehren sich auf den Austernmuscheln und Hornschneckenschalen u. s. f., entweder isolirt oder in Klumpen, oder netzförmig sie umstrickend; andere heften sich an die Seepflanzen, oder an Ueberreste von Landgewächsen, leben auf ihrer Oberfläche, ohne sie zu verletzen, oder graben sich in sie auf allen Seiten ein, und pflanzen so, mit diesen Gewächsen wandernd, ihre Geschlechter in die entferntesten Meere fort.

Die Orgelpfeife (tuyau d'orgue) diese gerade tuba, die Urform aller andern cylindrischen, gedrehten und gewundenen Röhren, ist zugleich der Formen-Typus für alle andere einschaligen, ihre Verschiedenheiten mögen auch noch so scheinbar seyn: alles sind doch Tuben, welche sich mehr oder minder von der cylindrischen Form entfernen, um die der conischen Tuben anzunehmen, mehr oder minder am Eingang offen, und sich gleichfalls unter einander durch Windungen, Erhöhungen, Biegungen und Farben unterscheidend.

Warum haben die Conchyliologisten bey ihrer Classification der Schalthiere nicht diesen einfachen und fruchtbaren Gang der Natur zum Vorbilde genommen? d'Argenville und andere, diesem Gelehrten folgend, werfen

die Röhren (tuyaux), welche den Anfang der Wissenschaft bilden sollten, in die letzte Classe, und mischen mitten unter diese Classe die tuyaux d'orgue, mit welchen der Anfang gemacht werden sollte. Bey dieser Verwirrung ihrer Methode kann der in Verlegenheit gerathene Geist das Ganze des Planes der Natur gar nicht fassen, und ihr nicht folgen in ihren bewundernswürdigen Veränderungen. Mitten unter dieser Verwirrung muß man mühsam und mit Widerwillen die Schönheiten aufsuchen und zusammen tragen, welche doch dieses durch ihr Nichtzusammenpassen zu seyn aufhören, und man muß sein Gedächtniß mit Nahmen, Definitionen, Gattungen und Arten überhäufen, welche alle idealisch und fantastisch sind. Es gibt nur eine Wissenschaft, nehmlich die der Natur, und ihr allein laßt uns folgen, um Licht zu finden.

Indem ich die Umgebungen der Stadt durchstrich, ging ich an der Seeseite über nackte Felsen hin, und erstaunte nicht wenig, als ich hier eine große Menge von jenen Röhrenwürmern (vers à tubes) in Haufen an diesen Felsen befestigt fand, mit denen sie sich zugleich versteinert hatten. Diese Gangsteinfelsen, oder Stämme jener Schalthiere müssen damahls im Zustande eines weichen Thones sich befunden haben; allein dazu, daß das Meer sie hier in so großer Menge absetzen konnte, daß man sie im Innern dieser Felsenmassen in verschiedener Höhe findet, wie man dieses durch die gebrochenen oder ausgehauenen Steine sieht, war erforderlich, daß diese Lagen von röhrenförmigen Muscheln in einer langsamen Zeitfolge über einander gehäuft wurden, in dem Maße, wie das Meer diese Felsen erhob, welche ehedem Meeresgrund waren, in dem Maße, wie es immer bey Erhebung derselben dünne Schichten über einander häufte. Von Zeit zu Zeit trieben auch wohl die Fluthen dicke

Baumäste und Stämme herbey, welche sich mit denen daran befindlichen Muschel-Republiken im Schlamme befestigten.

Welcher Zeitraum ist nicht dazu erforderlich gewesen, daß diese Felsen, welche sich unter dem Meere befanden, und seinen Grund bildeten, sich um dreyßig und mehrere Fuß über die Oberfläche desselben erheben konnten, wie man sie jetzt findet? — Welches ist die Ursache, die das, von so vielen Reisenden bemerkte, allmählige Sinken der Meeresfläche bewirkt? Ich habe es selbst bemerkt, vorzüglich bey der Insel Yla, westlich von Schottland, wo ich am Meeresufer einen graulichen Felsen fand, der dem Schiefer ähnlich war, und in einer Höhe von ungefähr fünf und zwanzig Fuß mit einen Quarzblock von schön weißer Farbe, viereckig mit gerundeten Ecken, mehr als einen Fuß lang, und ein wenig breiter, zeigte. Dieser zerbrochene Felsen, ließ einem noch die ganze Dicke des Blockes erblicken, den man mit leichter Mühe von seiner Grundlage hätte trennen können. Als ich ganz neuerlich an der Insel Martinique hinsegelte, von Fort Royal nach der Stadt Saint-Pierre zu, habe ich hoch über das Meer hinaus ragende Felsenmassen gesehen, welche fast ganz aus angeschwemmten Kieseln bestanden, die in den Spalten des Felsen, ganz und hervor stehend, in ihrem Gangestein geblieben sind. Sollte es denn wahr seyn, daß die Kälte durch Verdichtung der Wässer unter den Polen sie dort anhäuft, und ihr Zurückströmen in das Bassin des Meeres verhindert? oder entsteht jenes allmähliche Sinken des Meeres durch sein Hin- und Herbewegen, seine Strömungen, seine Stürme, welche unvermerkt seinen Grund vertiefen? oder sollten etwa jene zahllosen Vulcane, welche gewiß alle unter einander unterirdische Verbindungen haben, durch Risse, welche in ihnen unter dem

Bette des Meeres entstehen, den Gewässern unermeßliche Abgründe eröffnen, wo ein Theil derselben sich zu Luft verflüchtigt, indeß der andere durch Verdichtung seine Flüssigkeit vermittelst jener bewundernswürdigen Kunst verliert, wodurch die neuere Chymie dieses Fluidum zersetzt, indem sie dasselbe in eine eiserne Röhre einschließt, und diese in's Feuer bringt? Vielleicht dienen auch jene zahllosen Gewächse, welche die Oberfläche der Erde bedecken, gleichsam als chymische Laboratorien, wo sich alle Mineralien bilden und combiniren, wo sich alle Metalle erzeugen und verwandeln, wo sich alle Salze schärfen und neutralisiren, dazu, durch ihre Ausdünstungen das Wasser zu erzeugen. Dieses Wasser aber vermindert sich in dem Maße, wie der Flugsand und die zerstörende Hand des Menschen die Menge jener ausdünstenden Gewächse vermindern. Vielleicht kommen auch alle diese Ursachen zusammen, um das allmähliche Sinken des Meeres zu bewirken, wodurch mehr Boden entblößt, und die Herrschaft der Menschen ausgebreitet wird.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Abreise von Saint-Domingo. Schilderung der französischen Colonie von Saint-Domingo.

Mitten unter den Genüssen, welche sich nur zu Saint-Domingo darbothen, sehnte ich mich doch sehr nach dem Augenblicke meiner Abreise: ich wünschte mich zu entfernen von einer Gegend, wo zwey Menschen-Racen, von Durst nach Rache getrieben, sich bis auf den letzten Mann ausrotten wollten; ich strebte nach einem friedlichen Lan-

de, wo die eben so jugendliche und fruchtbare Natur meinen Blicken besser ihren Ur-Character enthüllen, und mich tiefer in ihre wichtigen Geheimnisse eindringen lassen würde.

Endlich erhielten wir die Erlaubniß zum Auslaufen; allein nach vielen vergeblichen Versuchen, noch denselben Abend, und dann den andern Morgen unter Segel zu gehen, und das hohe Meer zu gewinnen, mußten wir doch bis zum dritten Tage warten, wo der günstigere Wind uns ohne Gefahr auszulaufen gestattete.

Wir fuhren fort, an der südlichen Küste der großen Insel Saint-Domingo hinzufahren, deren nicht sehr hohe, angenehm gebogene Küste uns nur von weitem, im Grunde der Perspective, hohe, kegelförmige und isolirte Gebirge zeigte: wir schlossen daraus auf den Umfang der sie umgebenden Ebenen, ihre Fruchtbarkeit, und die Schätze, welche sie hervor bringen würden, wenn die Menschen mehr darauf bedacht wären, sie zu erzeugen, als sie einander gegenseitig zu entreissen.

Wir hielten uns ziemlich dicht am Lande, allein als wir längst der Küste des Französischen Antheils hinsegelten, hielten wir uns immer mehr auf der Höhe, weil wir erfahren hatten, daß die aufrührerischen Schwarzen mit Kähnen in den Buchten lauerten, um die zu nahe vorbey fahrenden Schiffe zu überfallen.

Die ganze Oberfläche der Insel Saint-Domingo beträgt fünf tausend zwey hundert Quadrat-Meilen, wovon der Französische Antheil nur ungefähr ein Drittel bildet, welcher aber schachbretartiger und gebirgiger ist als der Spanische Theil. Hier war es, wo jene kühnen Abenteurer, Krieger, Jäger und Ackerleute durch Kampf und Arbeit diese Königinn der Colonien gründeten, und mit einem Vaterlande vertauschten, welches sie unter dem Vorwande des Schutzes quälte und beraubte, und ihrem

Muthe und Fleiße Fesseln anlegte. Hier war es, wo, in einem Zeitraume von einem und einem halben Jahrhunderte, die Bevölkerung trotz des Zwanges der Regierung, trotz des fehlerhaften Planes der Sclaven-Anstellung, im J. 1789 sich bis auf fünf Mahl hundert und zwanzig tausend Seelen belief, wovon vierzig tausend Weiße, acht und zwanzig tausend Freygelassene, oder Abkömmlinge von Freygelassenen, und vier Mahl hundert und zwey und funfzig tausend Sclaven waren, welches ein Verhältniß gab von beynahe zwölf Sclaven gegen einen Weißen, und zwey hundert und sechzig Seelen auf die Quadrat-Meile, indeß der Spanische Antheil, wenn gleich früher bewohnt, reicher an großen Ebenen, und besser mit Wasser versehen, verhältnißmäßig nur ungefähr ein Sechstel dieser Bevölkerung, d. h. nur drey und vierzig Seelen auf der Quadrat-Meile, enthielt.

Damahls gab es auf diesem Französischen Antheile von Saint-Domingo sieben hundert und drey und neunzig Zuckersiedereyen oder Zucker-Manufacturen, drey tausend ein hundert und funfzig Indigoterien, sieben hundert und neun und achtzig Baumwollen-Anlagen, drey tausend ein hundert und siebzehn Kaffeh-Anlagen, ein hundert und zwey und achtzig Zucker-Branntweinbrennereyen; (Tafia genannt), sechs und zwanzig Ziegelbrennereyen, sechs Lohgärbereyen, drey hundert und siebzig Kalköfen, neun und zwanzig Töpferwerkstätte, und funfzig Cacao-Pflanzungen; außer dem Getreide, den Baumfrüchten, den mehlhaltigen Wurzeln, welche man hier baute, dem Geflügel und andern Thieren, welche man hier zog, rechnete man noch vierzig tausend Pferde, funfzig tausend Maulesel, zwey hundert und funfzig tausend Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine, zum Theil dienend zur Betreibung der Manufacturen, zum Theil zur Consumtion der Einwohner.

Die Reichthümer, welche jährlich aus dieser Colonie in den Schooß des Mutterlandes flossen, beliefen sich auf mehr als hundert und funfzig Millionen Livres Tourneis; und unter jenen Verhältnissen hätten sie noch steigen müssen. Man findet nichts Aehnliches in den Jahrbüchern der Welt, und die Colonien anderer Nationen, unserer Nebenbuhlerinnen, bleiben weit hinter unserm Saint-Domingo zurück. Nicht bloß die Güte des Bodens war es, der es dieses Uebergewicht zu danken hatte, sondern jenen thätigen und erfinderischen Genien, welche, wie der Muth, Frankreich immer über alle andere Völker erheben werden, wenn sich die fiscalische Raubsucht und das Joch der Tyranney nicht ihren Anstrengungen entgegen setzen. Die Engländer, von denen man fälschlich glaubt, daß sie uns in ihrem Landbau übertreffen, weil die bey ihnen wohlhabenden Eigenthümer und Landbauer mehr kostspielige Neuerungen vornehmen können; allein, welche dafür weit entfernt sind von unserm Arbeitseifer und unserer Beharrlichkeit, welche auch nicht, wie wir, einen durch das Klima so verschieden gemachten Boden haben, in dem sich bey mannigfacher Lage der Orte gegen einander die verschiedensten Erdschichten und Adern befinden, die dann beym Anbau eine Geschicklichkeit und Kunst erfordern, welche sich nicht aus Büchern erlernen läßt, und eine seltene, leider nur zu arme Menschen-Classe bilden, deren Bemerkungen mich so oft in Verwunderung gesetzt haben; eben diese Engländer, sage ich, verdanken selbst die Verbesserung des Anbaues ihrer Colonien, die vorzügliche Vollkommenheit in der Bereitung des Zuckers, jenen unglücklichen, den Mordscenen auf Saint-Domingo entgangenen Colonisten.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Jamaica.

Ich erblicke jetzt die Insel Jamaica, wo unglückliche Franzosen die Engländer in der Kunst des Anbaues und der Bereitung des Zuckers unterrichtet haben, ungefähr zwanzig Meilen unterhalb Saint-Domingo; ihr erhöhter Boden, ihre zerrissenen, dicht zusammen gedrängten Gebirge machen sie unserem Martinique ähnlich. Wir näherten uns hinreichend, um auf ihren Hügeln die langen Reihen ihrer Zuckerpflanzungen zu entdecken.

Wir wollten Anfangs südlich an dieser Insel hinsegeln, um sie zu unserer Rechten zu haben; unsere Absicht war, keinen englischen Fahrzeugen zu begegnen; allein die Strömungen trieben uns gewaltsam nach der Nordseite der Insel, in den Canal, der sie von Saint-Domingo trennt.

Jamaica, funfzig Meilen lang, zwanzig breit, entdeckt von Christoph Columbus im Jahre 1494, ist erst im Jahre 1655 unter englische Herrschaft gekommen. Seit diesem kurzen Zeitraume ist sie eine der blühendsten Colonien der Welt geworden; man zählt hier mehr als siebzig tausend Engländer, mehr als hundert tausend Neger. Mit großem Glück wird hier gebaut: Zucker, Kaffeh, Cacao, Indigo, Baumwolle, Tabak; sie ist der Mittelpunct einer großen Menge Handelszweige mit dem Mutterlande, den Inseln und dem Continente von Amerika, vorzüglich aber mit den vereinigten Staaten. Die Producte dieser Insel sind selbst einem großen Theile der mit England in Feindschaft lebenden Nationen nütz-

lich; so verbreiten sich die Vortheile des Landbaues und des Handels über alle Menschen, trotz ihrer Eifersucht, ihren Verbothen und Kriegen.

Wäre die gebirgige Insel Jamaica in der Gewalt der Spanier geblieben, so würde sie sicherlich, wie ihre andern Colonien, nur von isolirten, armen Menschen bewohnt seyn, welche in ihren dichten Wäldern, auf ihren unbebauten Flächen ein elendes Leben führen müßten. Hätte nicht die so äußerst schnell aufblühende Bevölkerung und Wohlhabenheit von Jamaica Spaniens Aufmerksamkeit erregen und seine Nacheiferung wecken sollen, um noch größere Wunder zu erschaffen, da es eine unermeßliche Menge von Colonien beherrscht, welche alle viel besser sind als Jamaica?

Unter englischer Herrschaft verblieben, hat Jamaica an verschiedenen Orten und in seiner Hauptstadt Spanische Pflanzungen, vorzüglich Gärten, beybehalten. Man sieht daraus, daß diese, zu den Zeiten von Christoph Columbus so große, Nation den Landbau sehr liebte und betrieb, und immer ist bey den Völkern die Epoche ihrer Kraft und Größe auch diejenige, wo sie den Ackerbau geehrt haben; die Epoche, wo die Perser Persien eroberten, war diejenige, wo Cyrus stolz darauf war, mit eigenen Händen sich seinen Garten zu bestellen; diejenige, wo die Athenienser hinwiederum die Sieger derselben Perser wurden, war ebenfalls jene, wo sie sich der Cultur ihrer Oliven, Feigen und Trauben rühmten.

Trelaumey, eine größten Theils von Negern bewohnte Stadt auf Jamaica, zeigt die Cultur dieser Nation.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Insel Cuba. Die Havana. Mexicanischer Golf.

Wir eilten, nach Cuba zu kommen, welche Insel nur funfzehn Meilen von Jamaica entfernt ist; und wir hielten uns dicht am Lande, um nicht so leicht Englischen Schiffen zu begegnen. Indessen erblickten wir bald nach und nach mehrere, welche sich jedoch von uns entfernen zu wollen schienen; es waren kleine Fahrzeuge, die sich an den Küsten von Cuba aufhielten, wo sie einen unermeßlichen Ein- und Ausfuhrhandel mit Contreband treiben. Die ansehnliche Länge dieser, noch so wenig bewohnten Insel erleichtert diese Art von Handel sehr. Die Engländer verlassen des Abends Jamaica, und nähern sich den Küsten von Cuba des Nachts, weil sie ihnen genau bekannt sind, oft wohl auch am Tage an den weniger besuchten Gegenden. Keine Nation wendet so viel darauf, den Contreband zu verhüthen, als die Spanier, keine erhält deßhalb so viel Soldaten, Commis, Inspectoren und Unter-Inspectoren, keine Nation bestraft ihn strenger, und doch wird nirgends in der Welt der Contreband-Handel stärker und ungestrafter betrieben, als gerade hier: die einzige Sache, worin sich die Regierung unerbittlich, und sogar zu streng beweiset, ist diejenige, wobey die Commandanten, Magistrate, Militär-Beamten, Commis, Eingeborne und Freunde sich um die Wette die Hand biethen, um den Contreband zu begünstigen; dieses aber hat seinen Grund in den von mir bereits bey der Verkäuflichkeit der Justiz angegebenen

Ursachen, vorzüglich aber in jenen privilegirten Monopolien, welche den Colonisten um seine allernothwendigsten Bedürfnisse bringen. So hat z. B. ein gewisser Baron, in der Havana, der Hauptstadt von Cuba, das Privilegium, alles Mehl, dessen sie sowohl als die ganze Insel bedarf, in diese Stadt einzuführen. Dieser Mensch kauft von den Louisianern und den vereinigten Staaten Mehl, wovon ihm das Faß fünf bis zehn Piaster kostet, welches hundert und achtzig bis hundert und neunzig Pfund wiegt; dieses Mehl nun verkauft er wieder für achtzehn bis fünf und zwanzig Piaster, und hüthet sich wohl, eine große Menge davon zu Markte zu bringen, weil es sein Vortheil verlangt, daß es immer recht theuer bleibt. Dieses ist denn nun eines der mächtigsten Hülfsmittel für den Contreband; so ist's aber auch mit andern Lebensmitteln: der Landmann, dem es so sehr schwer wird, seine Producte abzusetzen, begünstigt so viel als möglich die Contrebandiers, welche sie ihm abkaufen, und ihm dafür andere Waaren zuführen. Wäre der Mehlhandel in der Havana frey, so würde es auf dem Markte nicht mehr kosten als fünf bis sechs Piaster; legte dann die Regierung darauf eine Abgabe von zwölf pro Cent, so würde sie einen um so ansehnlichern Ertrag davon haben, je weniger es nun Contrebande geben würde, weil sich dieser dann nicht der Mühe verlohnte. Der freye Mehlhandel würde zugleich den Colonisten den Verkauf ihrer Producte erleichtern, deren die Hauptstadt nicht bedürfte; dahin gehört vorzüglich Syrupp, Tafia, Rum und eine unermeßliche Quantität Zucker.

Die Insel Cuba erstreckt sich ihrer Länge nach von Osten nach Westen, zwischen dem 20. und 25. Gr. nördlicher Breite; sie hat sieben hundert und sechzig Meilen (Milles) in der Länge, welches ungefähr zwey hundert und funfzig Lieues ausmacht. Ihre Breite aber ist so

gering, daß sie an mehrern Orten nicht mehr als ungefähr zwölf Lieues hat. Ihre größte Breite findet sich bey dem Cap de la Vera-Crux, dem wir uns so weit näherten, daß wir seine Hügel und fernen Gebirge erkennen konnten. Bis hierher hatten wir immer des angenehmen Grüns genossen, welches die Küsten dieser schönen Insel bedeckt. Die süßen Düfte der Blumen strömten bis zu uns herüber, allein man sah keine Spur menschlicher Wohnungen und Anlagen.

Wir hatten kaum das Vorgebirge de la Vera-Crux umsegelt, als uns das Land gänzlich aus dem Gesichte verschwand, indem das Meer an der Spitze des Caps einen tiefen winkelichten Eintritt in's Land bildete, ganz mit dicht zusammen stehenden, schwarzen Felsen bedeckt, voll Wasserblumen. Nur in einer Schaluppe kann man hier schiffen. Man nennt, ich weiß nicht warum, diese traurige Felsenmasse die Gärten der Königinn; sie dehnt sich nordwestlich auf dreyßig bis vierzig Meilen aus, wir umschifften einen Theil derselben, um andere, nicht minder traurige Gärten zu erreichen, bey denen sich kleine Eilande und die kleine Insel des Pins zeigen. Wir erhielten den Anblick des festen Landes von Cuba erst am Vorgebirge Corientes wieder, wir fanden es hier gleichfalls bedeckt mit dicker Waldung und wenig bewohnt.

Die Insel Cuba liegt sehr schief am Eingange des Mexicanischen Meerbusens, und scheint sich an ihrem Ende nordwestlich zu krümmen, gleichsam um die beyden Eingänge des Golfs zu umschließen, welche sich an ihren Küsten befinden. Das Cap Sainte-Antoine, welches an der Seite des felsigen Isthmus von Yucatalan hervor steht, bildet den westlichen Eingang, der hier nur ungefähr funfzig Lieues in der Breite hat, indeß der nördliche Theil der Insel, sich wölbend in seiner Krüm-

mung, mit der hervor springenden Spitze des östlichen Florida's, den andern, ein wenig engern, Eingang bildet; hier an diesem nördlichen Theile, dem östlichen Florida gegenüber, liegt die Stadt Havana, der Hauptort der Insel.

Diese Stadt, welche mehr als vierzig tausend Einwohner zählen soll, ist der Mittelpunct der Handelsverbindungen zwischen Spanien und Mexico, und auch der für seine See- und Landmacht. Ihr Handel ist äußerst beträchtlich, weil er nicht bloß die Bedürfnisse der Stadt und des Innern der Insel befriedigt, sondern auch noch Mexico versorgt, und die Metalle dieses Landes ausführt. Die Havana verproviantirt zu gleicher Zeit die beyden Florida's mit Colonial- und einigen Europäischen Producten, gleichfalls versorgt sie auch Louisiana. Das Unglück von Saint-Domingo bringt in diese Stadt und in das Innere der Insel eine große Menge jener unglücklichen Colonisten; viele von ihnen treiben Handel, und zwar mit so viel Glück, daß die Spanier eifersüchtig darauf werden, und sie gern vertreiben möchten.

Die Regierung hat von diesen Klagen Notitz genommen, allein sie ist zugleich so vernünftig gewesen, die gegen die Franzosen erlassenen Verbothe gar sehr zu mildern; die Kaufleute sind in allen Ländern der Welt die Agenten der Circulation, der Producte des Aus- und Inlandes; die Rivalität dieser Agenten führt immer eine für die Käufer günstige Concurrenz herbey.

Unter den Französischen Flüchtlingen von Saint-Domingo, deren Talente für die Insel Cuba am nützlichsten geworden sind, sind die Landleute die wichtigsten: als Oekonomen, auf den Spanischen Pflanzungen angestellt, haben sie hier eine große Menge Zuckersiedereyen angelegt, und die Kunst der Zuckerbereitung gelehrt, mehrere auch sind für eigene Rechnung Fabrikanten ge-

worden; der unermeßliche Vortheil, den diese Colonie schon jetzt aus diesen Etablissements zieht, wird gewiß die Regierung aufmuntern, diejenigen noch mehr zu begünstigen, welche sich mit diesem Cultur-Zweige beschäftigen; und wenn Spanien seine Colonien nur bloß sich selbst überließe, ohne etwas zu befehlen, so würden sie die ganze Welt mit Zucker und Kaffeh zu versorgen im Stande seyn, und die einzige Insel Cuba würde dazu einen großen Theil beytragen.

Spanien hatte Einsicht genug, seine Colonien, und vorzüglich die Insel Cuba, mit geringern Bewohnern zu bevölkern, d. h. mit Europäern, Spaniern ohne Vermögen, denen es Ländereyen gab, um sie mit eigenen Händen anzubauen. Es gründete auf diese Art seine Colonien auf bessere Elemente als alle übrige Nationen; allein es hätte diese Menschen mehr aufmuntern, ihnen für ihre Producte Absatz schaffen, und sie vor den Bedrückungen der Monopolisten schützen sollen; dann würde Spanien jetzt die reichsten und mächtigsten Colonien der Welt besitzen; weil es aber dieß nicht gethan, sind seine Colonisten in die traurigste Apathie verfallen; sie begnügen sich mit dem kümmerlichen Ertrag ihres Bodens, und erzeugen nichts mehr weder für sich noch für den Staat.

Wir waren jetzt an das äußerste Ende der Insel Cuba, am Eingang des Mexicanischen Golfs gekommen. Welche Erinnerungen weckten diese Gegenden in mir! Von dieser Insel aus, der westlichsten unter allen, und der nächsten am festen Lande, welche den Meerbusen so schließt, daß sie gleichsam der Schlüssel dazu ist, von dieser Insel aus ging Fernandez de Cordova, und entdeckte die Halbinsel Yucatan; ihm folgte bald Grijalva, der, von den Strömungen fortgerissen, tiefer in den Golf eindrang, und weiter gegen Norden besser gewässertes

und fruchtbareres Land entdeckte, welches vornehmlich reich war an edeln Metallen, dem Hauptgegenstande ihrer Nachforschungen. Von dem nordöstlichen Ende dieser Insel reiste Cortez aber, entflammt durch den Anblick so vielen Goldes, das seine Vorläufer mitgebracht hatten, mehr, als sie, getrieben von Ruhmbegierde, und fähiger, große Plane zu entwerfen und sie auszuführen; von hier brach er mit einigen Hunderten tapferer Soldaten auf, und drang in die Tiefe dieses Golfs ein, um seine Eroberungen zu beginnen, so viele Gefechte zu liefern, so zahlreiche Armeen zu zerstreuen, endlich Montezuma's Thron umzustürzen, und aus diesem mächtigen Reiche eine bloße Provinz der Spanischen Monarchie zu machen. Thaten, denen der Fabelzeit gleich, und Schätze, die die der Feen beschämten, und seinen Nahmen glänzend machten. In den Gegenden, welche die Gewässer dieses nähmlichen Golfs bespülen, irrten lange Zeit noch viele andere Abenteurer umher, exaltirt durch die Wunderzüge eines Cortez und Pizarro; einige suchten das berühmte Dorado, wo es Berge von massivem Golde geben sollte, andere suchten die Quelle der Jugend, welche Greisen die Blüthe des ersten Lebensalters wieder zu geben vermöchte.

Die beständigen Winde (vents alizés) hatten uns seit unserer Abreise von Martinique immer glücklich geführt. Diese sind es, welche auf der ganzen langen Inselkette dieses Archipels von dem festen Lande bey Guiana bis zur Halbinsel des östlichen Florida's herrschen. Die immer gleiche Richtung derselben macht in dieser Direction die Schiff-Fahrt auf den schönsten Meeren der Welt sehr schnell; allein sie wird langsam und beschwerlich, wenn man zurück kehren muß, und wenn die Ueberfahrt lang ist, so thut man besser, die Insel von Bahama zu erreichen zu suchen, nördlich bis zu den veränderlichen

Winden hinauf zu segeln, und dann oberhalb dem Orte seiner Bestimmung die beständigen Winde wieder zu erhalten.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Beobachtungen über den Golf von Mexico. Ankunft bey der Mündung des Missisippi's. Mangel an Aufmerksamkeit des Capitäns macht, daß das Fahrwasser verfehlt wird. Unglück, welches die Folge davon ist. Widrig gewordene Winde. Hungersnoth. Gefahr.

Die beständigen Winde verließen uns beym Eingange des mexicanischen Golfs. Dieser Golf, südwestlich umgeben von dem gebirgigen Lande Yucatans und Mexico's, nördlich von dem tiefen, mit unermeßlichen Waldungen bedeckten, und von so viel Flüssen gewässerten, Continente; östlich geschlossen durch die verlängerte Halbinsel des östlichen Florida's und südlich durch die lange Insel Cuba, welche wie absichtlich seinen Eingang verschließt, dieser Golf wird also von den Winden auf allen diesen verschiedenen Landgegenden bestrichen; durch ihren Andrang halten sie die beständigen Winde auf (vents alizés); auch mischen sich häufige Windstillen unter die veränderlichen Winde dieses Golfs; und das empfanden auch wir. Wie wir weiter hinein kamen, bemerkten wir bald, wie äußerst fischreich er ist; immerfort stießen wir auf große Banden von Meerschweinen, auf einsame Hayfische, ihre Beute verfolgend, auf muntere Goldfische, von denen wir viel fingen, und deren Fleisch vortrefflich ist. Von

dem Cap Saint-Antoine an richteten wir unsern Lauf plötzlich nach Norden, und wir hatten nicht zwey hundert Meilen (Lieues) um die Mündung des Missisippi zu erreichen; das war nicht viel, nachdem wir so große Meere durchschifft hatten; trotz einiger Windstillen kamen wir doch ziemlich gut vorwärts. Den dritten Tag waren wir nur vierzig Meilen davon entfernt, als wir von fern solche große Bäume zu entdecken anfingen, welche der Missisippi ganz mit ihren großen Wurzeln ausreißt, und sie so fortführt, um sie in's Meer zu werfen, wo sie lange Zeit ein Spiel der Fluthen bleiben, bis sie ein Ungewitter an ein Ufer treibt, und für immer vielleicht mit Schlamm und Sand bedeckt.

Freudig begrüßten wir diese Vorbothen des Missisippi, welche immer häufiger wurden, je näher wir kamen. Die Nähe der Landungsgegenden erkennt man an der veränderten Farbe des Meerwassers; dieses ist nicht mehr so rein und durchsichtig. Seine trübe Farbe entsteht aus den ungeheuern Unreinlichkeiten, welche so viel in diesen Golf sich ergießende Flüsse, und vornehmlich der Missisippi, mit sich führen. Das Senkbley verrieth bald einen schwärzlichen, mit zerriebenem Muschelwerk vermischten Boden; man mußte nun äußerst vorsichtig fahren; an der Mündung des Flusses befinden sich widrige, unter Wasser stehende Landstücke, welche wie Gänsefüße in's Meer hinein stehen, und die man nur ganz in der Nähe entdecken kann.

An allen diesen Anzeigen erkannten wir, daß wir nicht weit vom Fahrwasser entfernt seyn könnten, und nach der Berechnung unserer Seeleute mußten wir noch vor Abends zu guter Zeit in den Fluß einlaufen. Schon machten wir Anstalten, an's Land zu gehen, und seine Küsten und Einwohner zu untersuchen; wir mußten uns mit Lebensmitteln versehen, um bis zur Stadt Neu-Orleans hin-

auf zu kommen. Alles war fast vollbracht, und wir konnten nicht fürchten, unsere Bemühungen vereitelt zu sehen.

Die Seiten des Golfs haben sehr reissende Strömungen, erzeugt durch Wasserwirbel, und die große Menge von Flüssen und Bächen, die sich hier herein ergießen; sie haben ihre Richtung nach Westen auf der Seite der Inseln von la Chandeleur; und nach Osten von dem Missisippi auf der Seite der Bay von Saint-Bernard: sie sind in diesen letztern Gegenden so reissend, daß die Seeleute, um sie zu vermeiden, immer die Breite des Eingangs des Flusses zur Rechten, d. h. mehr östlich, zu gewinnen suchen. Das thaten denn auch wir.

Um Mittag gelangten wir auf die Höhe; wir fanden uns, zu unserm großen Erstaunen, um mehr als zehn bis zwölf Lieues nördlicher als die Mündung des Flusses. Die Amerikanischen Seeleute sind nicht so gute Officiere als Matrosen, und sie mußten nicht sehr auf die Strömungen geachtet, ihr Licht nicht sehr beobachtet haben, um, in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden, in einen Irrthum von ungefähr einem halben Breitengrade zu verfallen. Ich hatte ihre Sorglosigkeit in dieser Hinsicht mehrere Mahle bemerkt; oft hatte ich sie des Nachts ruhig schlafend gefunden, den gemeinen Matrosen die Schiffwache überlassend. Wir mußten daher gerade wieder umkehren, um unsere Breite wieder zu gewinnen, dann nach Westen fahren, um die vorstehenden Landstücke des Flusses wieder zu treffen; allein ein sehr starker Westwind trieb uns den ganzen übrigen Tag zurück, und die folgende Nacht lavirten wir bloß; den andern Tag erlaubten die Nebel, nicht die Höhe zu gewinnen, und der Südwestwind fuhr fort, uns zu entfernen. In welcher Verlegenheit befanden wir uns nunmehr, da wir vorher so nahe daran waren, landen zu können. Indessen behielten wir noch immer die Hoffnung,

daß der Wind sich jeden Augenblick wenden, und es uns sodann möglich seyn würde, in wenig Stunden das Verlorne wieder nachzuhohlen; allein wir hatten uns geirret, er fuhr fort, uns immer weiter und weiter nach Norden zu zu treiben, wo wir dann zu unserer Linken eine kleine Insel erblickten, welche wir für die isle au Breton hielten, und andere, längere, sehr waldige, die wir für die Inseln de la Chandeleur erkannten, und indem wir dicht an denselben hinsegelten, entdeckten wir allmählich die isle aux Vaisseaux, so genannt, weil sie einen guten Ankerplatz hat; hierauf die isle à Corne, und die isle Dauphin, ehedem bewohnt von den Franzosen, welche die Colonie in Louisiana gründeten. Der immer stärker werdende Wind nöthigte uns, unsere Fahrt, bis über la Mobile hinaus, längst der Küste von Pensacole, der Insel Saint-Rose, fortzusetzen, und trieb uns endlich bis zum Cap Saint-Blaire.

Unsere Lage wurde immer bedenklicher; der immer stärkere Südwind führte uns, trotz unsers Gegenstrebens, einem öden, mit weißem Sande bedeckten Ufer zu, wo wir nichts sahen, als hier und da einige Sträuche und kleine Bäume, und wir wußten, daß dicht bey Cap Saint-Blaire Sandbänke diese Gegenden äußerst gefährlich machen. Indessen wurde der Wind doch ein wenig schwächer, und wir kamen von Süden nach Osten, wir benutzten dieses, um die Höhe zu erreichen, und südwestlich zu steuern. Nun kamen wir auf unsern ersten Weg zurück, allein nur höher hinauf, und erreichten wieder die Breite der Flussesmündung; allein ehe wir noch seine Landungsplätze erreicht hatten, kehrte der Wind nochmahls nach Westen und endlich ganz nach Süden zurück, und führte uns von neuem zwischen die nähmlichen Inseln de la Chandeleur, welche wir schon berührt hatten. Die düsteren Mienen unserer Officiere und unserer

Ma-

Matrosen sagten uns, wie beunruhigend unsere Lage wurde, und daß neue Gefahren uns erwarteten, welche wir vielleicht nicht so leicht besiegen dürften. Unsere Lebensmittel waren fast ganz aufgezehrt, und diese Zeit der Noth, wo man auf das sparsamste damit hätte umgehen sollen, war gerade diejenige, wo man sie recht verschwendete.

Der Rehder, der mir Anfangs als ein sehr entschlossener Mann vorgekommen war, der mir viel von seinen Seereisen und gefahrvollen Unternehmungen vorgeredet hatte, zeigte sich als den allerniedergeschlagensten; er fürchtete die Gefahren, von denen er, so wie wir, bedroht war, allein er sah nicht zwey von seinen Matrosen geheim mit einander reden, so vermuthete er Complotte, um ihn und auch uns in's Meer zu werfen; ich spottete über diese Aengstlichkeit. Wir waren fünf Französische Passagiere, von denen zwey Militaire, und wohl bewaffnet waren; das war mehr als genug, um uns gegen sieben bis acht Matrosen zu vertheidigen. Diese kleinliche Furcht war denn auch die Ursache, daß er den Matrosen alle Lebensmittel, und was noch gefährlicher war, auch den Branntewein zur willkührlichen Disposition überließ. Diese Menschen, immer mehr mit dem gegenwärtigen Augenblicke, als mit der Zukunft beschäftigt, hatten ihre Portion Lebensmittel bald verzehrt, dann auch die unsere, und unser Wasser dazu! Bald fanden wir uns von Allem entblößt. Unter diesen Umständen veranlaßte ich den Rehder, an der Insel des Vaisseaux anlegen zu lassen, wo uns die Karten einen guten Landungs- und Ankerplatz zeigten, welcher innerhalb des Canals sich befindet, auf der Seite der Insel, die nach dem festen Lande zugekehrt ist; ich äußerte, daß, wenn auch diese Insel nicht bewohnt wäre, wir doch daselbst, oder wenigstens auf den benachbarten Inseln, vornehmlich auf

der Insel Dauphine, wo ehedem die Franzosen eine Stadt gegründet hatten, Schweine und Ochsen finden würden; daß wir dann leicht von dem nahe gelegenen festen Lande auf dem Flusse la Mobile Unterstützung erhalten, und mit günstigem Winde wieder in See gehen können. Anfangs schienen ihm diese Aeußerungen nicht zu mißfallen, allein als der Wind sich zu legen begann, wurde er anderen Sinnes; und als der Wind plötzlich wieder heftiger wurde, und die Strömungen uns beherrschten, stellte ich ihm die Nothwendigkeit vor, wenigstens zu Pensacole zu landen, welche doch bewohnt sey, und wo wir sicher einen Piloten finden würden, um uns zu leiten; die Reisenden waren derselben Meinung, und der Capitän, dessen Fehler unsers Unglücks Ursache war, trat auch auf unsere Seite; so wurde denn beschlossen, nach Pensacole zu gehen, wo wir uns in einigen Stunden einlaufen zu können schmeichelten. Dieser Entschluß verbreitete allgemeine Freude, belebte von neuem den Muth der Matrosen; wir vergaßen sogleich unsere Leiden und Gefahren, so mächtig ist die Hoffnung in der Brust des Menschen. Wir sagten uns, wenn der Wind bleibt, so sind wir in wenig Stunden zu Pensacole, ändert er sich, was uns sehr vortheilhaft ist, so kommen wir zurück an den Missisippi, von dem wir nicht ganz vierzig Lieues entfernt waren; nach beyden Voraussetzungen durften wir nicht befürchten, über vier und zwanzig Stunden noch auf der See zu bleiben. In dieser Zeit entdeckten wir ein Schiff hinter uns, welches gleichfalls unsern Weg nahm; wir hielten es Anfangs für einen Corsaren, allein bald sahen wir, daß es eine, aus der Havana kommende Spanische Gaelotte war. Widriger Winde wegen hatte sie auch nicht in den Missisippi einlaufen können. Wir bathen sie um Lebensmittel, sie hatte selbst nicht viel mehr, und theilte sie doch edelmüthig mit uns; wir fühlten da-

mahls alle Schreckniſſe des Hungers; und mit Sparſamkeit wären ſie hinreichend geweſen, uns weit zu führen. Wir ſegelten zuſammen, um zu Penſacole einzulaufen: wir hielten uns dicht am Lande, um den ſehr ſchmalen Eingang nicht zu verfehlen, den wir bey unſerer erſten Vorüberfahrt nicht hatten entdecken können: allein wir waren auch jetzt ſo unglücklich, darüber hinaus zu kommen, ohne daß wir ihn, unſerer angeſtrengten Aufmerkſamkeit ungeachtet, auch dießmahl entdecken konnten.

Die Inſel Saint-Roſe, welche am Eingange dieſer Bay liegt, verlängert ſich dergeſtalt nach Weſten gegen das feſte Land zu, daß dem Anſcheine nach gar kein Unterſchied zwiſchen derſelben und dieſem iſt. Die Spanier hätten daher wohl an der Spitze dieſer Inſel einen Leuchtthurm oder ein Fort zur Nachricht für die Schiffer errichten ſollen, allein ihre unglückliche, ihnen ſelbſt ſo verderbliche Politik, ihre Colonien zu verſtecken, und Einöden daraus zu machen, war auch dieſem Plane entgegen

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Neuer Unfall. Der Verfaſſer und zwey Reiſende ſteigen auf der Inſel Saint-Roſe an's Land.

Wir ſahen erſt am folgenden Morgen, wo das helle Tageslicht uns den dürren Sand am andern Ende von Saint-Roſe zeigte, daß wir bey Penſacole vorbey geſegelt waren. Der immer heftiger werdende Südweſtwind trug uns noch mehr, als das erſte Mahl, jenen ſandigen, mit ſchäumenden Wogen bedeckten Gegenden zu und wir kamen abermahls in's Angeſicht des unglücklichen

Vorgebirges von Saint-Blair; noch eine halbe Stunde Wind, und wir waren an der Küste; er wendete sich aber plötzlich nach Osten; wir wandten unser Schiff, um nach Pensacole zurück zu kommen, der Wind wankte und wandte sich wieder, und war uns nicht günstig zum Einlaufen; ob wir uns gleich der Bay gegenüber befanden, so brachten wir noch zwey Tage immer mit Laviren längst dieser gefährlichen Gegenden zu. Mitten in dieser Angst empfanden wir auch noch alles Fürchterliche des Hungers und Durstes: seit mehreren Tagen war jeder von uns auf zwey Gläser Wasser und ein halbes Biscuit gesetzt; alle unsere besondern Provisionen waren ganz aufgezehrt. Wir kauften von einem Matrosen Mandeln und Kokos. Diese große Frucht, deren grobes Fleisch einen Nußgeschmack hat, wenn es gekaut wird, ist sehr nährend; ich aß immer von Zeit zu Zeit einige Stücke, welche ich so lange kaute, bis sie in Milchsaft verwandelt waren, um sie für einen durch so viel Fasten geschwächten Magen desto verdaulicher zu machen; wir hatten mehr Rum als Wasser, und genossen jenen mit großer Vorsicht: ich nahm von Zeit zu Zeit etwas in den Mund, um meinen Durst und Hunger zu vermindern. Ich blieb fast immer liegen, um weniger auszudünsten, und folglich auch jene dringenden Bedürfnisse des Hungers und Durstes weniger zu erregen. Bey dieser seltsamen Lebensweise waren denn auch meine Bedürfnisse nicht so quälend; ich schlummerte oft ein, und endlich kam ich dahin, daß ich mehrere Tage hinter einander mein Biscuit und einen Theil meines Wassers noch schwächern Personen überlassen konnte. Indessen ging es auch mit diesen letzten Vorräthen auf die Neige, wir hatten nur noch für drey Tage Biscuit, den man gezählt und eingeschlossen hatte, und der öffentlich auf dem Verdecke vertheilt wurde. Die Spanische Gaelotte, welche dem Winde weni-

ger widerstehen konnte, als wir, befand sich viel weiter auf der Höhe, auch hatte sie uns Alles gegeben, was sie konnte, und uns dabey die strengste Sparsamkeit empfohlen; die Aussicht auf die schreckliche Lage, worein wir gerathen mußten, belebte meine ganze Energie; ich stellte den Reisenden und dem Rehder vor, daß wir uns den Augenblick aller unnützen Mäuler entledigen, und sie auf der Insel Saint-Rose aussetzen müßten; und daß man da vielleicht Hülfe finden würde. Unsere Karten sagten uns, daß sich an der Spitze der Insel, am Eingange der Rehde, ein Fort befinde; und hier mußten sich doch Menschen zeigen.

Der Rehder antwortete, daß er sein Schiff nicht verlassen dürfe, daß es seine Pflicht erfordere, darauf zu bleiben, und zu sterben; die andern Reisenden waren meiner Meinung, und schlugen vor, diejenigen durchs Loos zu bestimmen, welche ausgesetzt werden sollten. Ich erwiederte, daß ich, obgleich viel älter als viele unter ihnen, doch, ohne das Loos zu erwarten, mit auf die Insel gehen wollte, ja, ich wollte es allein, wenn mich niemand begleitete; zwey waren indeß bereit, sich mit mir auszuschiffen, der eine hieß Dauvin, vormahliger Einwohner von Isle de France, wo er ein Blechschmid gewesen, und seit dem während der Revolution Officier geworden war; der andere war ein interessanter junger Mensch aus Marseille, Paul mit Nahmen, welcher den Feldzug in Aegypten mitgemacht hatte; eilig brachte man das Boot in's Meer; zwey Matrosen begleiteten uns, um das Boot wieder zurück zu bringen. Wir ruderten nicht eine halbe Stunde, um das Ufer zu erreichen, wo die Brandung sehr stark war, so daß das Boot beym Anlanden sogleich halb voll Wasser wurde. Mein Aussteigen an's Land gab mir Kraft und Hoffnung wieder. Wir zerstreuten uns ein wenig, und da ich einige niedrige und

feuchte Stellen fand, wühlten wir sie schnell mit den Händen auf; wir fanden sogleich süßes Wasser; das war uns ein köstlicher Fund, und wir sandten dem Schiffe welches. Das Boot kehrte nunmehr zurück. Wir hatten Wasser, und jeder von uns noch zwey Biscuite; wir waren gewiß, Krebse (Krabben) fischen zu können, wenn wir ihrer bedürften; so gingen wir nach Westen zu, um das Fort zu erreichen, welches nur drey bis vier Lieues, wie wir glaubten, von uns entfernt seyn konnte· denn die Insel hielt ungefähr sieben Lieues in der Länge, und wir dachten, auf der Hälfte gelandet zu seyn. Wir gaben unter Weges sorgfältig darauf acht, ob wir Spuren finden würden, daß sie bewohnt sey, oder ob man wenigstens eßbare Thiere fände. Wir hielten uns vornehmlich am Ufer, um die Entfernung vom festen Lande beurtheilen zu können; wir sahen, daß der Canal, der uns davon trennte, nur eine halbe Stunde breit war; überall feiner Sand, weiß wie Schnee, der den Augen beschwerlich war, und die glühenden Sonnenstrahlen zurück warf, wodurch uns Lippen und Haut aufsprangen. Dieser in ungleichen Erhöhungen zusammen gehäufte Sand, wovon die höchsten zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß haben mochten, und der sehr locker war, machte uns den Weg bey unserer Erschöpfung noch beschwerlicher. An vielen Stellen war der Boden so niedrig, daß wir ihn mit Seemuscheln bedeckt fanden, woraus wir sahen, daß das hohe Meer hier herein treten mußte. Auf den Hügeln sogar bemerkten wir Muschelthiere; ein Beweis, daß bey heftigen Stürmen die Wellen diese Höhe erreichen; denn es ist bekannt, daß die Ebbe und Fluth in diesen Gegenden nicht höher steigt, als ein bis zwey Fuß.

Ich konnte Anfangs nicht begreifen, wie diese Insel, welche eigentlich nur eine Sandbank ist, überall, wo wir frisch eingruben, süßes Wasser haben konnten. Der

Grund ist aber dieser: das Regenwasser, welches auf den feinen Sand fällt, sickert leise durch, bis es auf das Meerwasser kommt, auf welchem es, weil es leichter ist, stehen bleibt, ohne sich mit jenem zu vermischen; gruben wir ein wenig zu tief, so wurde auch das Wasser sogleich salzig.

Von der nördlichen Küste der Insel entdeckten wir das feste Land, welches uns sehr waldicht, und ungefähr eine halbe Stunde entfernt zu seyn schien. Es sah aus wie ein langer prächtiger Vorhang, den wir mit Bewunderung betrachteten. Das sehr platte Ufer, welches hier und da kleine Seen bildet, wo nur einige Zoll hohes Wasser steht, gab uns viel Krebse zu fangen; allein sie zerfleischten uns, die wir sie nicht zu fangen verstanden, fürchterlich die Hände. So bald sie sich nicht in Schlamm verkriechen konnten, setzten sie sich zur Wehre, und gruben sich in die Erde, um bloß den Kopf uns zu zeigen. Da sie mit ihren beweglichen Scheren bewaffnet waren, ergriffen wir unsere Messer, und erhielten so genug für unsere Abendmahlzeit.

Indem wir so diese kleinen Seen durchstrichen, bewegte sich plötzlich etwas dicht neben uns sehr heftig, und sprang dann mit Ungestüm in's Meer. Es war ein ungeheures Krokodill, wenigstens zwölf bis funfzehn Fuß lang. Erschreckt durch unser Geräusch hatte es gewiß eben so viel Furcht, als es uns einjagte: es blieb in einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Schritten im Meere, den Kopf über dem Wasser, und blickte uns ruhig an. Dauvin that zwey Flintenschüsse auf dasselbe; erst beym zweyten verschwand es. Mit Fischen und Beobachten beschäftigt, legten wir keine große Strecke Weges zurück; wir entdeckten keine Spur von Menschen; desto häufiger aber Fußstapfen von einer Art vierfüßiger Thiere, welche wir für Ziegen hielten; nachher aber sahen wir, daß es

Rehe gewesen waren. Wir bemerkten auch noch andere, die wir von Bären, und noch andere, die wir von Tiegern herzurühren glaubten; beunruhigender aber waren uns lange Windungen, die wir für Spuren großer Schlangen hielten.

Dieser Flugsand war größten Theils ganz nackt, nur hier und da standen Gruppen ärmlicher Gesträuche. Die größten waren Magnolien mit großen Blumen, deren Wurzeln aus dem niedrigen feuchten Boden immer hervor standen; umher fand ich, unter dem Nahmen Wachs- und Lorber-Baum, eine Art von großblätterigem Lorber- und grünen Eichen, von so kleiner Art, daß man Hecken und Lauben davon machen könnte; die gewundenen horizontalen Zweige sind vielfach unter einander gewachsen; die Blätter oval, klein, und das Holz ausnehmend hart; außerdem fand ich Gesträuche von dem Azerolen-Dorn, (mespilus aezarolus,) mit ein wenig eingeschnittenen Blättern, dicken rundlichen Früchten, von einer blaßrothen Farbe und einem aromatischen Geschmacke. Hier und da traf ich auch kleine Fichten, mit drey Blättchen, und sehr mager und dürr, auch noch eine andere Art von grünem Strauch, mit linienförmigem Laube, welcher fast wie Rhabarber roch; ich habe ihn sonst nirgends gefunden, und kannte weder seine Blüthen noch seine Früchte. Ich fand hier gleichfalls einige Maronen-Bäume mit gelben Blüthen, (pavia flava,) mehr aber als Sträuche, denn als Bäume; verschiedene Lianen und mehrere Arten von Weinstöcken.

Die Kräuterarten waren gleichfalls äußerst mannigfach; einige Arten von kleinem Rohr und Schilf an sumpfigen Orten; mehrere Arten von Cyper-Gras, auf den Höhen einige isolirte Flecke mit Gras und Winde, und Hülsen tragenden Gewächsen; ich fand auch eine Art von Münze hier, die mir ganz die unsere zu seyn schien.

Wir hatten uns gegen Mittag ausgeschifft, und bey Sonnenuntergang nicht mehr als ungefähr zwey gute Stunden Weges gemacht. Wir waren aber schon so ermüdet, daß wir uns entschlossen, Halt zu machen, um unsere Krebse zu verzehren und auszuruhen; bis jetzt hatten wir nur ein wenig Rum und Biscuit zu uns genommen; ich bestieg eine Anhöhe, um zu sehen, ob ich nicht eine Spur von dem Fort oder von dem Ende der Insel entdecken würde; ich glaubte wirklich auf dieser Seite Rauch zu bemerken; ich theilte diese Entdeckung meinen Begleitern mit, und schlug ihnen vor, noch weiter zu gehen, in der Hoffnung, daß wir noch vor Nachts das Fort erreichen würden. Dauvin, größer und stärker als die andern, war indessen am meisten erschöpft, er konnte durchaus nicht weiter gehen; wir suchten also Holz zusammen zu bringen, welches wir mit unsern Jagdmessern abhieben; und um Feuer anzuzünden, suchten wir uns ein breites Thal aus, um uns darum her zu lagern, doch tief genug, um nicht von unserm Schiffe bemerkt zu werden, weil wir ausgemacht hatten, daß wir ihm durch Feuer ein Zeichen geben wollten, wenn wir das Fort gefunden haben würden. Unsere Krebse waren bald zubereitet, wir grillirten sie im Feuer, und fanden sie so recht gut, allein gleichsam, als hätte ich mich des Essens ganz entwöhnt, spürte ich keinen Appetit.

Nach dem Essen bereiteten wir uns zum Schlafe vor; jeder von uns suchte sich nicht weit vom Feuer auf dem Sande einen Platz, der ihm gefiel; allein weit entfernt, der Ruhe zu genießen, deren wir so sehr bedurften, um unsere Reise fortsetzen zu können, hatten wir uns nicht so bald niedergelegt, als uns die Maringonis (eine Art von Mücken) von allen Seiten anfielen; wir mußten also aufstehen, und uns an's Feuer setzen; wir glaubten, daß, wenn wir unser Feuer vermehrten, und uns in den Zwi-

schenräumen derselben lagerten, wir dieses Ungemach vermeiden würden; allein es war vergebens, wir wurden auch hier von unsern Feinden verfolgt, und selbst am Feuer sitzend, griffen sie uns endlich an.

Ich drang daher in meine Gefährten, uns wieder auf den Weg zu machen. Sie ließen sich endlich bereden, und wir zogen fort; wir hielten uns immer am Meere, wo wir von weitem die Feuer auf unserm Schiffe entdeckten, und kaum waren wir eine Stunde gegangen, so sahen wir Fußstapfen von Menschen: welche Freude! wir glaubten, es müßten die von Leuten aus dem Fort seyn; es könne also auch nicht weit mehr seyn; ganz gewiß kam der Rauch, den ich bemerkt hatte, auch daher; wir gingen also immer aufmerksam dieser Spur nach; in weniger als einer Viertelstunde entdeckten wir ein großes, am Meeresufer angezündetes Feuer; wir erstaunten darüber. Wer konnte es angezündet haben? Waren es Wachen vom Fort? waren es Kreolen? Doch was hätte sie auf dieses dürre Eiland führen können? Waren es wohl vielleicht Wilde, im Krieg mit den Weißen begriffen, wilde Menschenfresser, welche durch Anzündung von Feuer vielleicht die Schiffe täuschen wollten, die sie sahen, in der Hoffnung, daß diese scheitern sollten, und sie sie plündern könnten? Wir theilten uns verworren diese Bemerkungen mit, und blieben stehen.

Jetzt, sagte ich, ist es nicht mehr Zeit zur Besinnung, wir müssen handeln; wir haben Waffen, wir wollen sie in Stand setzen, einige Kugeln mehr hinein laden, und vorsichtig uns nähern; sind es Feinde, so überfallen wir sie, ehe sie uns überfallen. Wir näherten uns, sahen aber niemanden am Feuer, endlich riefen wir, noch einige Schritte davon entfernt, mit fester Stimme und gespanntem Hahne: wer da? Den Augenblick standen drey bis vier Personen auf, und antworteten: gute

Freunde! Sie waren es wirklich, nähmlich Einwohner von Pensacole, Franzosen und Spanier, welche uns freundschaftlich die Hände reichten. Wir erzählten ihnen unsere Abenteuer, und sie theilten uns reichliche Portionen von alle dem mit, was sie bey sich hatten. Wir saßen nun um das Feuer her, welches uns kurz vorher so sehr beunruhigt hatte, und fanden reichlich Brot und Fleisch, Fische und Eyer. Man sage noch: der Mensch sey nicht gut, und die Gesellschaft mache ihn nicht menschlich und mitleidig! Diese hier hatten uns kaum beym schwachen Schimmer des Feuers erblickt, als sie schon unsere Freunde waren, und dieß um so mehr, je unglücklicher wir uns fühlten.

Ihrer Seits erzählten sie uns nun auch den Zufall, der sie auf dieses verlassene Ufer geführt hatte. Die Signale des Forts, sagten sie, hatten zu Pensacole gemeldet, daß zwey Schiffe in diesen Gegenden kreutzten, ohne einlaufen zu können, weil der Wind so ungünstig sey, wie man seit zwanzig Jahren kein Beyspiel habe; wir erwarten, fuhren sie fort, einen von der Havana kommenden kranken Anverwandten, den wir auf der Spanischen Goelette vermuthen, die Sie begleitet; wir sind ihm hierher entgegen gekommen, um ihn auf eine große Piroque zu nehmen, welche wir mitgebracht, und am andern Ufer, auf der Seite des festen Landes, gelassen haben, um unsere Rückkehr abzukürzen. Wir können noch diesen Abend zu Pensacole seyn, wo unser kranker Verwandter im Schooße seiner Familie alles finden wird, dessen er bedarf, indeß der längere ungesunde Aufenthalt auf dem Schiffe ihm äußerst gefährlich werden muß. Unser Gouverneur, die Bedürfnisse dieser schon längst signalisirten Fahrzeuge ahndend, hat befohlen, eine große Chaluppe mit Lebensmitteln zu beladen, sie wird diesen Morgen bey guter Zeit ankommen. So können

Sie wegen Ihres Fahrzeuges ganz ruhig seyn. Die nähmliche Chaluppe wird unsern Verwandten an Bord nehmen, und hierher bringen, dann tragen wir ihn auf's andere Ufer, und führen ihn nach Pensacole zurück. Sie können unsere Pirogue, die groß für uns Alle ist, benutzen, um mit nach der Stadt zu gehen, wo Sie das Einlaufen Ihres Fahrzeuges abwarten können. Sie sind noch, setzten sie hinzu, vier Lieues vom Fort. Der Weg dahin würde Sie sehr ermüdet und im Fort würden sie nicht viel gefunden haben; denn es ist nur mit einigen Soldaten besetzt, denen ihre Bedürfnisse immer von Pensacole zugeschickt werden. Diese tröstlichen Nachrichten, diese plötzliche Hülfe hatte uns sogar alle Eßluß benommen. Am Morgen sahen wir die Chaluppe wirklich ankommen, und nach und nach beyden Schiffen Lebensmittel bringen, und dann zu uns zurück kehren, den bewußten Kranken an Bord habend. Wir erfuhren, mit welcher Freude man diese neuen Provisionen an unserm Bord empfing, und dort erhielt man die Versicherung, daß wir von der Chaluppe oder der Piroque würden aufgenommen werden.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Abreise von der Insel Sainte-Rose, Ankunft zu Pensacole. Windstoß, der den Verf. bestimmt, nach Sainte-Rose zurück zu kehren. Andere Bemerkungen über diese Insel.

Wir reiseten erst spät des Morgens ab. Bis dahin fischte man solche große zusammen gewundene, unregelmäßig in Blöcken über einander gehäufte Austern, von denen sich große Bänke in dem Canale zwischen dem Lan-

de und der Insel finden; es war Nacht, als wir zu Pensacole eintrafen. Einer von denen, der uns zurück gebracht hatte, ein Franzose und Fleischer von Profession, der zugleich ein gutes Gasthaus hielt (er hieß Louis) gab uns Wohnung, und unser Appetit bey ihm setzte uns in dem Maße, wie wir ausruhten, in Erstaunen. Die ungeheuern Stücke Fleisch, womit man den Tisch besetzte, verschwand'n augenblicklich, und man ging nicht sparsam damit um; denn es kostete nicht ganz drey Sous das Pfund, indeß das Brot zwölf kostete.

Wir gingen den andern Tag zuerst zum Gouverneur, um ihm zu danken, und er interessirte sich so für unsere Erzählung, daß er nicht einmahl nach unsern Pässen fragte; auf die freundschaftlichste Art both er sich zu neuen Diensten an.

Drey Tage verstrichen, ohne daß die Schiffe einlaufen konnten; es war indessen noch eines dazu gekommen, welches mit Negern nach Louisiana beladen war. Gegen Abend kam unser Rehder nebst einem andern Reisenden und zwey Matrosen, in einem äußerst stürmischen Wetter an. Wir erstaunten; das Schiff war durch den Verlust von zwey Matrosen in diesem Sturme in die größte Gefahr gerathen. In welcher Angst mußten die Kranken auf dem Schiffe seyn? Von diesem Gedanken gequält, entschloß ich mich, mit jenem Boote wieder an Bord zurück zu kehren, die beyden Matrosen mitzunehmen, und dort, wenn es das Schicksal wollte, unterzugehen.

Ich erwartete den Morgen, bis das Meer ein wenig ruhiger wäre. Indessen ließ ich einige Lebensmittel, als Früchte nähmlich, Trauben und Feigen, die gerade reif waren, einpacken. Um eilf Uhr Vormittags ging ich ab, und kam ziemlich zeitig in das Fort der Insel Saint-Rose, nach dem wir vorher so geseufzt hatten. Es war

nur mit einem Dutzend Soldaten besetzt, die so schlecht gekleidet waren, daß man sie für Bettler hätte halten sollen. Auch waren sie bloß der Form wegen da, und thaten gar keinen Dienst. Das Fort war auch in einem Zustande, daß ihr Dienst mehr schädlich als nützlich hätte werden können, denn ganz von Holz erbaut, war es fast ganz zu Zunder verfault, und konnte durch ein Fünkchen angezündet werden.

Man erblickte diesem gegenüber auf dem festen Lande, in einer Kanonenschußweite, das andere steinerne Fort, das größer und besser besetzt war.

Ich fragte nach unsern Fahrzeugen, denn man konnte keines erblicken, ob ich gleich ein gutes Fernrohr bey mir hatte; ich erfuhr nun, daß man sie im Sturm habe kämpfen sehen, allein der Wind habe sie endlich aus dem Gesichte des Forts getrieben; jetzt sey es zu spät, um sich mit dem Boote auf den Weg zu machen, und die Insel zu umfahren. Den andern Tag wollte man mich auf eine Art von Vorgebirge führen, wo man weiter sehen könnte. Wir kamen früh genug dahin; ohne daß wir Anfangs etwas erblickten. Wir zogen das Boot an's Land, welches uns gegen die Sonne und auch gegen Regen im Nothfalle schützen konnte.

Ich irrte nun, voll Besorgniß um unser Schiff, auf dem Ufer umher. Ich fand daselbst auf dem nackten Sande viel solcher ungeheuern Bäume hingestreckt, zum Theil halb verfault, zum Theil im Sande vergraben; andere waren erst neuerlich angeschwemmt worden, und hatten noch ihre langen Wurzeln, unter denen sich vielleicht zwanzig Menschen hätten verstecken können, deren Stamm mit den großen Hauptästen ungefähr hundert und dreyßig Fuß in der Länge, und vier bis sechs in der Breite haben mochte; ich erblickte auch gesägte Holzstücke und Breter, Trümmer von Kähnen und Schiffen, von de-

nen mehrere noch ihr schweres Eisenwerk hatten. Dieser Anblick machte mich sehr traurig.

Endlich entdeckte ich mit Hülfe meines Fernglases am äußersten Horizonte ein schwarzes Pünctchen, welches immer größer wurde. Es war ein Schiff, das mit vollem Winde kam. Wir beschlossen, sogleich darauf los zu rudern. Es war nicht unser Schiff, indessen erfuhren wir, daß das unsrige das hohe Meer hatte gewinnen können, und nicht auf die Küste geworfen war. Wir konnten nicht hoffen, es in offener See zu erreichen, und kehrten an's Land zurück; den Rest des Tages brachte ich mit genauerer Beobachtung dessen zu, was ich auf meinem ersten Wege flüchtig gesehen hatte.

Am Abend beobachtete ich noch mit vielem Vergnügen eine Art von Krebsen (Krabben) von dem Geschlechte der Turlurn, jedoch verschieden von jenen Turlurus, deren Reisende und Naturforscher gedenken; denn diese geben sie für roth oder violett aus, indeß diese ganz weiß sind, und so klein, daß sie auf einem sechs Livres-Thaler Platz hätten. Sie bewohnen nicht das Meer, sondern Löcher, welche sie sich am Ufer machen; ihre schwarzen Augen stehen auf einer Art von Röhren, und verlängern und verkürzen sich, wie die Hörner der Schnecken, nur sind sie nicht so lang. Am Lande lebend, und den Nachstellungen ihrer Feinde mehr ausgesetzt als die andern Arten, sind sie auch furchtsamer und wachsamer, und haben Augen erhalten, womit sie besser vor und hinter sich schauen können. Sie haben auch zugleich längere Beine. Gleich den andern mit starken Scheren bewaffnet, bedienen sie sich derselben, um den übrigen Signale zum Rückzuge zu geben, indem sie sie an einander schlagen. Ich habe gesehen, wie sie den Kopf in ihre Löcher steckten, und dann die Augen heraus dehnten, bis sie nichts mehr zu fürchten zu haben glaubten. Man liebt sie nicht wegen ihrer Klein-

heit, weil man so viele große hat, indeß gelten eigentlich die Turlurus für die delicatesten und fettesten. Die Kreolen auf den Inseln bereiten aus ihrem Fette und Eyern eine Art Sauce, Taumalen genannt, welche mit Citrone gewürzt, und Pfeffer und andern Ingredienzien, zum trockenen Fleische gegessen wird. Auch vermischen sie diese Sauce mit Maniok-Mehl, und bereiten daraus ein Gericht, das sie sehr lieben, und Matutu nennen.

Die Nacht war herrlich. Ich legte mich dicht am Ufer auf einen Hügel, um luftiger zu ruhen. In ein Tuch und eine leichte Decke gehüllt, konnte ich den Anfällen der Mouchetiques trotzen. Ich betrachtete das wogende Meer, aus dem Feuerstrahlen zu fahren schienen, da seine Oberfläche von zahllosen Fischschwärmen bewegt wurde, und in der sich der gestirnte Himmel spiegelte. Ich entschlummerte endlich. Als ich wieder erwachte, entdeckte ich durch mein gutes Gesicht zwey noch sehr entfernte Segel. Die Hoffnung belebte uns. Wir eilten wieder mit unserm Boote in See, und das erste Schiff, das wir erreichten, war das unsere; mit herzlicher Freude empfing man uns schon von weitem.

Den 24. August, sieben Wochen nach unserer Abreise von Martinique, und ungefähr zwanzig Tage nach dem unglücklichen Augenblicke, wo wir den Eingang an der Mündung des Missisippi verfehlt hatten, liefen wir mit Hülfe eines Piloten ein. Vom Eingange der Bay bis nach Pensacole selbst zählt man drey Lieues. Wir konnten nicht nahe genug kommen, um noch denselben Tag an's Land zu steigen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung von Pensacole. Was diese Colonie unter der Englischen Regierung war. Was sie unter der Spanischen ist. Ackerbau, Boden, Erzeugung, Bewohner, Soldaten, Schiff-Fahrt, und Mittel zur Verbesserung derselben.

Pensacole, diese, gegen Ende des Amerikanischen Revolutions-Krieges von den Spaniern den Engländern entrissene Stadt ist gegen das, was sie ehedem war, sehr in Verfall gerathen. An den lachenden und fruchtbaren Ufern des Hintergrundes der Bay, dem Eingange derselben gegenüber liegend, dehnt sie sich in einer großen und ganz gleichen Ebene hin, und lehnt ihre rechte und linke Seite an zwey Bäche, kleine Flüsse, welche Bayoux heißen. Auf der Landseite gegen Norden wird sie von einem, hinter ihr befindlichen Hügel beherrscht und geschützt. Die verschiedenen Flüsse, welche sich in diese große Bay ergießen, der lange Canal zwischen der Insel Sainte-Rose und dem festen Lande, machen sie zu einem Mittelpunct des Absatzes für alle diese Gegenden, der in dem Maße, wie das tiefere Land bevölkert werden wird, immer an Wichtigkeit zunehmen muß. Schon baute man hier mit Glück Reiß, Mais und Baumwolle. Die Neigung der Engländer zum Landleben, zu den Beschäftigungen des Landbaues, welche so viel zu ihrer Macht beygetragen hat, vermehrte die Pflanzungen, so wohl um diese weite Rehde, als auch längst den Ufern ihrer Flüsse hinab. Mastbäume, Bauholz, Planken, Pech und Harz, so wie auch Pelzwerk, welches man von den Wilden ver-

zog, wurden von Tag zu Tag immer beträchtlichere Handelszweige. Die Stadt selbst nahm in gleichem Maße an Größe zu. Niedliche Häuser, von einer Sauberkeit, die nur eine Gefährtinn des Wohlstandes ist, erhoben sich immer zahlreicher. Verschiedene hölzerne Einbauungen sprangen in die Rehde hervor, wo immer an funfzig Europäische Schiffe vor Anker lagen. Unter der Spanischen Herrschaft hat die Tradition allein Spuren von dem Handel mit Mastbäumen, Holz und Harz erhalten, die ländlichen Wohnungen und Ackerleute sind gänzlich verschwunden, den Mais zieht man bloß noch aus den Pflanzungen von la Mobile, auch das Federvieh kommt daher; der Reiß wird von Neu-Orleans gehohlt, desgleichen auch Mehl, Wein und Europäische Eßwaaren. Die Fracht für die letztern verdoppelt fast den Preis derselben; das Brot kostet daselbst zwölf Sous das Pfund, da es doch eigentlich höchstens die Hälfte kosten sollte. Aus Mangel an Consumtion und Absatz hat man nicht einmahl Märkte daselbst. Niemand hat etwas zu verkaufen, und würde auch in der That nicht seine Zeit bezahlt bekommen. Ich selbst habe gesehen, daß Fischer einen Theil ihrer Fische wegwerfen mußten, nachdem sie die schönsten nur auf das allerniedrigste hatten verkaufen können. Ein Unglücklicher, der eine halbe Stunde von der Stadt entfernt lebt, baut Wasser-Melonen, ein in diesen Gegenden fast einheimisches Product, und hat Mühe, es abzusetzen. Er ist der einzige Landbauer in dieser Colonie. Das Schlachtfleisch kostet nicht mehr als drey Sous, welches nach französischem Gelde nur einen Sous ausmacht. Allein die Butter, deren Bereitung einige Mühe und Fleiß erfordert, kostet daselbst im Sommer sechs und dreyßig bis acht und vierzig Sous, und im Winter mehr als drey Franken.

Jeder Privat-Mann hat Kühe, welche Tag und

Nacht, Sommer und Winter, in den Wäldern bleiben; man wendet keine andere Pflege darauf, als daß man sie des Tages ein Mahl melkt, man behält die Kälber zurück, damit sie von selbst zurück kommen; manche haben ihrer wohl hundert; ein Englisches Haus, einige Lieues von der Stadt, hat einen Viehstand an Kühen von mehr als zwey tausend Stücken. Diese Thiere irren weit umher, vermischt unter einander. Man erkennt sie an den besondern Zeichen, welche ihnen jeder Eigenthümer im Frühling aufdrückt; dann läßt man sie zusammen kommen; das ist fast alle Pflege, die man ihnen angedeihen läßt. Eine Kuh kostet höchstens dreyßig bis sechs und dreyßig Franken, sie sind von Englischer Race, welche sich recht wohl erhalten hat.

Der Boden der Stadt ist nur ein feiner, lockrer Sand, daß man auf den Straßen nicht zu gehen im Stande ist, indessen gedeihen darin Baum- und Hülsenfrüchte; die Orangen-Bäume kommen trefflich fort. Die Feigenbäume erhalten hier die höchste Schönheit, und ihre Früchte sind köstlich. Der Weinstock erzeugt treffliche Trauben. Ich habe einen, zu einer Laube gezogen, und mit Früchten beladen gesehen, der nur zwey bis drey Jahre alt war, allein so starkes Holz hatte, als eine Platane von acht bis neun Jahren in Frankreich. Die Pfirsichbäume wachsen mit bewundernswerther Schnelligkeit empor, allein sie gehen auch bald ein, weil man sie zu viel Früchte tragen läßt; es gibt auch Pflaumenbäume von einheimischen Arten, welche aber nicht so gut sind, als die unsern; der Birnen- und Apfelbaum kommt in diesem leichten und heißen Boden nicht sonderlich fort.

Ich weiß nicht, warum man nicht auch den Apricosen-Baum und den Mandelbaum hierher verpflanzt hat, da ihnen das Klima so günstig seyn muß. Die gewöhnlichen Gemüse sind die Kürbißart, welche giraumont oder

potiron heißt, und sehr markig und süß ist; die süße Kalebasse, welche der Gurke nahe kommt, und ihre langen Ranken mit solcher Fülle auslaufen läßt, daß sie über die Häuser gehen, und man recht angenehme Dächer davon machen kann, alle Arten von Melonen kommen gleichfalls ohne alle Pflege fort. Man bedient sich häufig des langen Pfeffers oder Pimentes, eines stark adstringirenden Mittels, das jedoch in diesen Gegenden, wo eine sehr reichliche Ausdünstung erschlafft und schwächt, sehr heilsam seyn kann; Salat, Kohl und die meisten unserer Küchengewächse in Frankreich kommen hier gleichfalls bewundernswürdig fort, und sind von dem trefflichsten Geschmack, man hat auch den Erdapfel, den wir bauen, und die süßen Pataten der warmen Länder. Ein Privat-Mann hat den Versuch mit einer kleinen Zuckerrohrpflanzung auf diesem sandigen Boden gemacht. Ich habe sie gesehen, sie war eben so schön und kräftig, als eine auf den Inseln; noch besser aber würden dergleichen Versuche gedeihen, wenn man sie einige Lieues weiter ins Land, dicht an Flüssen, anlegte, wo der Boden noch weit besser ist. Pensacole, wie Neu-Orleans, unter dem 30. Grade der Breite gelegen, muß ein noch wärmeres Klima haben, welches, da der Boden hier sandig ist, noch mehr zu dieser Art der Cultur sich eignet.

Alle Arten von Bohnen kommen hier trefflich fort, man findet mehrere, die wir nicht kennen, reichlicher tragend und besser schmeckend; unter andern die platten Bohnen. Im Winter bringen die Indianer Wildbret in Menge herbey, Aenten, Rehe, deren Fleisch äußerst fett und gesund ist, wilde Truthähne, ebenfalls sehr fett, wohl dreyßig Pfund wiegend, die nicht theurer bezahlt werden als um fünf und zwanzig Sous, und zwar in Waaren.

Das Holz kostet hier gar nichts; es wäre eine Wohl-

that für das Land, wenn recht viel verbraucht würde, allein man muß das Behauen und den Transport bezahlen, und dieß ist sehr viel in einem Lande, wo man die Arbeit nicht liebt, und nicht durch die Noth dazu gedrängt wird. Ein Wagen mit ungefähr zwey Drittel Klafter wird mit zehn bis zwölf Escalins (sieben bis acht Franken) bezahlt. Die, welche Neger haben, lassen welches am Ufer der Rehde fällen, und es zu Wasser bringen.

Die Flüsse und das Meer sind hier ungemein fischreich; ich habe am Eingang der Rehde Alles davon wimmeln gesehen, so daß es aussah, als wenn ein leiser Wind die Oberfläche des Wassers kräuselte. Die Schalthiere finden sich ebenfalls in sehr großer Menge. Die Buchten und die Gegenden um die Mündungen der Flüsse haben große Bänke von diesen breiten und trefflichen Austern.

Die Luft zu Pensacole ist so rein, daß oft Kranke von Louisiana zu ihrer Wiederherstellung hierher kommen. Alles, was in dieser Stadt existirt, ist Soldat, oder lebt von einigen, diesem Stande nothwendigen Professionen. Was die Stadt erzeugt, gründet sich allein auf den Aufwand, den die Regierung macht; Landbau und Handel erzeugen hier nichts. Wenig schlecht bestellte Gärten ausgenommen, bebaut man nicht den kleinsten Erdwinkel. Die Häuser und der Unterhalt der Individuen muß daher auch mit der Summe im Verhältniß stehen, welche die Regierung in Umlauf bringt; es ist deßhalb auch ein großer Theil der zur Zeit der Engländer bewohnten Häuser verlassen worden und verfallen. Von den vielen Einbauungen im Meere ist nur noch eine einzige übrig, und auch diese befindet sich im schlechtesten Zustande; eine der beyden schönen, von den Engländern erbauten Casernen ist kürzlich abgebrannt. Das, was die Regierung in dieser Stadt ausgibt, verwandelt sich nicht wieder, wie

die Erzeugnisse des Landbaues und des Handels, in nützliche, wiedererzeugende Fonds. Die an ein unthätiges Leben gewöhnten Soldaten, denen kostspielige Vergnügungen zum Bedürfniß geworden sind, und welche sich da, wo sie sind, nur als Fremde ansehen, sind weder geneigt, noch im Stande, sich mit fruchtbaren Unternehmungen im Handel oder Landbau zu beschäftigen. Eine aus Soldaten bestehende Stadt wird gewiß nie ein Muster von Arbeitsamkeit und Oekonomie seyn.

Ein Billard ist der allgemeine Sammelplatz, wohin Alles, vom Gouverneur bis zum niedrigsten Handwerker oder Ladendiener, sich begibt, wo der Schuster eben so wohl zur guten Gesellschaft gehört, als der am besten erzogene Soldat, wo, mit einem Worte, vollkommene Gleichheit herrscht, nicht etwa jene, die einen zu den rohen Sitten des Pöbels herunter zieht; sondern die, welche den gemeinen Mann zu den edlern Sitten der Geselligkeit erhebt; dieses Billard nun nimmt zum Theil dasjenige hin, was nicht für die Lebensbedürfnisse ausgegeben wird, man hört hier keine Zeitungs- noch gelehrte Gespräche, man spielt, trinkt Punsch, genießt Erfrischungen und plaudert, bloß um zu plaudern. Die Achtung gegen Fremde kann nicht größer seyn als hier, man behandelt sie mit der zuvorkommensten Höflichkeit.

Die Frauen nehmen mehr auf den Stand Rücksicht, ihre Gesellschaft ist angenehm; sie sind sehr freundlich gegen Fremde. Die Gemahlinn des Gouverneurs und seine liebenswürdige Familie gehen darin vorzüglich mit ihrem Beyspiele vor. Ich kann mirs nicht versagen, hier besonders Madame d'Alva, eine Französinn, aus Louisiana gebürtig, und an einen Spanier, den Director des Hospitals, verheirathet, zu nennen. Man kann die Tugenden der Gastfreundschaft nicht weiter treiben; ihre edelmüthige Wohlthätigkeit erstreckt sich auf Alle und

Jede, denen sie nützlich seyn kann, auf gleiche Weise. Diese Damen folgen alle der Französischen Mode; die leichten Roben mit kurzen Taillen und Aermeln, welche die Umrisse des Körpers verrathen, ohne ihn zu zwingen, und welche in dieser Hinsicht für alle Zeiten und Länder sich eignen, sind vorzüglich passend für diese Gegenden, wo der Sommer so lang und heiß ist. Alle stillen ihre Kinder selbst, auch diese Sitte verdanken sie der Mode. Glückliche Herrschaft derselben, wenn sie immer einen solchen Einfluß hätte! Das Menschengeschlecht hat in dieser Hinsicht sichtlich gewonnen; denn die von ihren Müttern genährten Kinder sind immer größer und stärker.

Fünf bis sechs kleine Schiffe, welche zusammen nicht mehr als sechs bis sieben hundert Tonnen hielten, und durch widrige Winde hierher verschlagen wurden, sind mehr, als man seit zehn Jahren hier gesehen hat, und diese konnten nicht einmahl so viel verkaufen, um ihren Unterhalt zu decken.

Vier bis fünf Goeletten, von zehn bis fünf und zwanzig Tonnen, führen zu verschiedenen Zeiten Reisende und Waaren von Neu-Orleans hin und her. Das ist aller Handel dieser Colonie, der mit Pelzwerk ausgenommen, wovon ich im Folgenden sprechen werde. So erregen diejenigen Eroberungen, welche für das gemeine Volk Stoff zur Freude sind, dem heller sehenden Manne nicht selten Besorgniß und Kummer, wenn sie der Vermehrung der Menschen, der ersten Pflicht und dem letzten Zweck aller gesellschaftlichen Einrichtungen, nachtheilig werden. Hier wendet jeder Mann, selbst die von ihrer Regierung besoldeten Spanier, seine Blicke mit Schmerz auf den ehemahligen Wohlstand dieser Colonie.

Diese breiten und platten Goeletten nehmen nach Neu-Orleans einen noch kürzern und sicherern Weg, als den durch die Mündung des Missisippi's; wenn sie die

Rehde verlassen, steuern sie längst der Küste hin, westlich bis zur Mündung des la Mobile. Hier gehen sie in den längst dem festen Lande von den Inseln Dauphine, la Carne, aux Vaisseaux und aux Chats gebildeten Canal. Andere kleine Inseln, welche sehr dicht an einander liegen, bilden dann mehrere enge Canäle, welche les Rogolets heißen, und in den See Ponchartrain führen, aus dem man in die Mündung eines kleinen Flusses gelang, die durch einen von Menschenhänden angelegten, und durch den Baron von Cavondelet, dem dahmligen Gouverneur von Louisiana, erbauten Canal, mit Neu-Orleans zusammen hängt. Dieser Weg beträgt nicht mehr als funfzig Lieues, und läßt sich in zwey Tagen machen, ist vor Stürmen gesichert, erlaubt zu jeder Zeit die Einkehr, und schützt vor feindlichen Angriffen. Der Weg durch die Mündung des Mississippi's würde mehr als neunzig Lieues betragen; man müßte längst den Inseln de la Chandeleur hinsteuern, wo es heftige Windstöße gibt, auch gegen heftige Strömungen kämpfen; das Land an der Mündung des Flusses, so niedrig, daß man es nur in großer Nähe entdeckt; ist fürs Anlegen äußerst gefährlich, und ist man auch in den Fluß eingelaufen, so braucht man zuweilen zwanzig bis dreyßig Tage, um auf demselben bis nach Neu-Orleans hinauf zu kommen.

Der gegenwärtige Gouverneur von Pensacole, Herr Folke, ein verdienstvoller und thätiger Mann, hatte die Idee gefaßt, diesen kurzen Weg noch mehr abzukürzen, und ihn noch sicherer zu machen. Einer von den Flüssen, sagte er mir, welche sich auf die Rehde von Pensacole ergießen, geht hinauf bis dicht an den Fluß aux Perdrix. Der Boden, welcher diese beyden Flüsse trennt, ist weich und eben, und mit wenig Kosten könnte man einen Verbindungs-Canal zwischen beyden graben, fast eben so

leicht ließe sich dann auch ein anderer Canal zwischen diesem Flusse aux Perdrix mit dem aux Poissons, welcher in den la Mobile fällt, anlegen; dann würden die Verbindungswege zwischen Pensacole und Neu-Orleans, fast alle innerhalb des Landes befindlich, unabhängiger von den Winden, und zu Kriegszeiten keinem feindlichen Angriffe ausgesetzt seyn. Das Uferland dieser Gegenden würde Gelegenheit zum Absatze bekommen, wodurch die Wichtigkeit des Anbaues derselben fühlbar werden müßte. So würde Pensacole täglich bedeutender werden, als Niederlagsort, möchte es nun seine Verbindungen mit Louisiana fortsetzen, oder selbst den innern Handel betreiben.

Diese weisen und nützlichen Plane des Gouverneurs von Pensacole sind, sollte man es wohl glauben? selbst von den Gouverneurs von Louisiana verworfen worden, von denen das Gouvernement von Pensacole abhängt. Fast alle betrachteten dasjenige, was den Wohlstand des westlichen Florida's, wovon Pensacole die Hauptstadt ist, befördern könnte, als nachtheilig für den Wohlstand von Louisiana. Welche blinde Unwissenheit! Würden nicht die Reichthümer von Pensacole, nach Neu-Orleans gebracht, den Handel von diesem erhöht haben? und je mehr sich Pensacole gehoben hätte, desto mehr würde Neu-Orleans dabey gewonnen haben. Durch solche falsche Vorstellungen von öffentlichem Wohlstande richten sich die Staaten zu Grund. Diese fast triviale Bemerkung kann dessen ungeachtet der Spanischen Regierung nicht oft genug wiederhohlt werden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rehde von Pensacole. Ihre Wichtigkeit, ihre Sümpfe, Ebbe und Fluth. Begriff von dem Aufwande der Regierung in dieser Colonie. Außerordentliche Mißbräuche. Privilegirtes, in Pensacole zurück gebliebenes, Englisches Handelshaus. Das Unpolitische dieser Niederlassung.

In Saint-Domingo vernahm ich die Nachricht, daß Louisiana von neuem wieder an die vereinten Staaten abgetreten worden sey, und daß Pensacole, nebst dem westlichen Florida, unter Spanischer Herrschaft bleibe. Diese neue Ordnung der Dinge wird höchst wichtige Folgen haben.

Die Rehde von Pensacole wird wegen ihrer Lage, ihrer Sicherheit, ihres Umfangs, und in Folge der gegenwärtigen Ereignisse, immer für die Macht, welche sie besitzt, von ungemeiner Wichtigkeit seyn. Es ist die einzige des Mexicanischen Meerbusens, wo eine große Menge von Schiffen, gegen alle Winde gesichert, liegen kann *).

Ihr Grund, an mehrern Orten mit Sand und Schlamm vermischt, ist der herrlichste Ankergrund. Auf

*) Ich muß indessen bemerken, daß bey einem Sturme, der vor ungefähr zwanzig Jahren im Monath August ausbrach, eine Fregatte, welche hier vor Anker lag, los gerissen wurde, und man nie wieder eine Spur davon gesehen hat. Indessen hatte sie nicht sorgfältig genug den besten Ort auf der Rehde zum Ankerwerfen gewählt.

allen Seiten vom Lande umgeben, mit dem Meere bloß zusammen hängend durch einen engen, ein wenig schief laufenden Eingang, und durch den noch engern Canal Saint-Rose, kann sie nicht durch die Fluthen von aussen in heftige Bewegung gesetzt werden. Sie vermag Schiffe von sechzig Kanonen aufzunehmen. Diese Vortheile zusammen genommen, müssen der Macht, welche sie zu benutzen versteht, die Herrschaft über den mexicanischen Meerbusen zusichern. Die Ufergegenden von Pensacole würden über dieß fast Alles liefern, was zur Ausbesserung und dem Bau einer Marine erforderlich ist, als Pech und Schiffstheer, ferner Fichten und Cypressen für die Masten, für die Krummhölzer harte grüne Eichen, und für die Schiffsverkleidung und die Verdecke Eichen von vielerley Arten, Cedern, Cypressen u. s. f. Würden die thätigen und ehrsüchtigen Amerikaner Herren eines solchen Platzes, so würden sie bald durch ihre Marine sehr furchtbar werden. Wie könnte Spanien mit seinem Mexico durch Vera-Crux eine Gemeinschaft haben, wenn sie diese unterbrechen wollten? Welche Ausrüstungskosten würde es ihnen nicht allein verursachen, wenn sie ihre Transporte aus der Havana nach Vera-Crux wollten escortiren lassen? Würden nicht alle Flüsse, welche von Louisiana bis Mexico sich ins Meer ergießen, in der Gewalt der Amerikaner seyn? Eine solche Lage der Sachen würde den Verlust von Mexico und den übrigen Spanischen Colonien, selbst den Französischen, nach sich ziehen. Kein Platz in der Welt verdient daher mehr, als dieser, die Achtsamkeit Spaniens, und selbst die Besorgniß Frankreichs, als seines Alliirten.

Indeß Spanien, wenn es Pensacole verliert, Alles zu fürchten haben würde, wird es bey dessen Behauptung immer die Amerikaner in Louisiana in Achtung er-

halten, wenn sie dieses behalten. Seine Kriegsschiffe können jeden Augenblick aus Pensacole auslaufen, und nach Willkühr immer die schwierigen Stellen des Flusses, und die der andern Flüsse oer Atacapas blockiren; allein wie sehr hat sich nicht Spanien schon in diesem Besitzthum einschränken lassen! Die Amerikaner haben ihre Niederlassungen in Georgien bis auf funfzehn oder sechzehn Lieues von Pensacole vorgerückt. Der obere Theil des Flusses la Mobile ist bis auf etliche zwanzig Meilen von seiner Mündung unter ihrer Herrschaft. In dieser Lage bedarf es schon weit mehr Truppen, um Pensacole zu besetzen, und noch mehr Wachsamkeit, um es mit Landbebauern zu bevölkern, ohne dieß werden es die Amerikaner früher oder später verschlingen.

Ebbe und Fluth ist hier weder sehr stark, noch regelmäßig, die Winde vom Meere erhöhen sie beträchtlich, so wie sie die Landwinde sehr vermindern; daher hat man sie auch noch nicht ganz genau nach dem Maße bestimmen können. Binnen vier und zwanzig Stunden verläßt die See die Rehde achtzehn bis neunzehn Stunden, und kehrt nur fünf bis sechs Stunden lang zurück; man muß diesen ungeheuern Unterschied des Ab- und Zuflusses den Flüssen zuschreiben, welche sich in die Rehde ergießen, und schließen, daß diese Flüsse in einem Zeitraume von vier und zwanzig Stunden fast zwey Drittel des Wassers geben, welches der Umfang der Rehde zu fassen vermag. Daher ist denn auch hier das Wasser weit weniger salzig, als im Meer, und wird es immer weniger, je näher man dem Ufer kommt, eine wichtige Bemerkung für die Schiffe, welche sich auf dieser Rehde befinden; je mehr sie sich den Ufern nähern, desto weniger haben sie von jenen großen Würmern zu fürchten, welche die Schiffe zernagen, denn diese Würmer können nicht wohl in süßem Wasser leben. Die

Fluth steigt selten auf drey Fuß, und zuweilen gar nicht; die Strömungen sind hier gleichfalls äußerst veränderlich, welches, wie ich schon bemerkt habe, vornehmlich den Winden zugeschrieben werden muß.

Die Flüsse, welche sich in diese Rhede ergießen, erzeugen hier verschiedene Strömungen, welche für die Schiff-Fahrt mit Barken und Schaluppen äußerst unbequem sind. Diese Unbequemlichkeiten werden aber noch mehr dadurch vermehrt, daß, wenn man sich dem Ufer nähert, an manchen Orten so wenig Wasser gefunden wird, daß man große Umwege nehmen muß.

Das Fort von Pensacole, auf einem Sandhügel erbaut, ist von der äußersten Bedeutung, weil die großen Schiffe, um einzulaufen, genöthigt sind, sich ihm auf eine halbe Kanonenschußweite zu nähern.

Diese Colonie, welche unter der Spanischen Regierung immer mehr in Verfall geräth, ist ihr indessen äußerst lästig durch die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, welche diese erfordert. Man salarirt daselbst fünf hundert Mann Truppen, von denen jedoch nicht zwey hundert wirklich gehalten werden. Es befindet sich hier ein Gouverneur, mit dem Titel eines Obersten, und drey tausend Piastern Gehalt, ein Commandant mit demselben Range, Schatz-Commissäre, Magazin-Aufseher, und eine Menge subalterner Beamten, deren Geschäfte sich bloß auf die Einnahme ihrer Einkünfte und Emolumente beschränken. Man bezahlt Zollbeamte, welche nichts zu visitiren und einzuschreiben haben, Zimmerleute, Tischler, Kalfaterer, Schmiede, und Alles, was zur Marine erforderlich ist, bis auf den Laternenträger, und die ganze Marine des Gouvernements besteht in einer einzigen Schaluppe ohne Verdeck; die Unterbeamten haben monathliche Gehalte, von fünf und zwanzig Gourdes bis auf vierzig bis funfzig, überdieß haben sie noch

Rationen, Wohnung und andere Vortheil'. Es gibt Magazine, wo man nicht verfehlt, Hararyen zu beweisen, um die nähmlichen Sachen wieder hinein zu legen; eine gewisse Quantität Pulver wird ebenfalls zum Exerciren mit Feuer verbraucht, angegeben, und gleichwohl brennt man nicht eine Kanone los; diese zufälligen Vortheile der Stellen sind gewöhnlich bedeutender, als die monathlichen Emolumente selbst. Diese Mißbräuche sind so gewöhnlich, daß man sich nicht einmahl die Mühe gibt, sie zu verbergen; sie erstrecken sich über alle Verwaltungsbehörden der verschiedenen Colonien, und der redliche Chef würde sie schwerlich gänzlich unterdrücken können. Es gibt Gegenden, wo diese Mißbräuche noch schreyender sind. Wie sollte da eine solche Regierung bey allen Reichthümern nicht arm, bey so vielen Aemtern nicht schwach seyn? Es ist ein Wunder, daß sie sich noch bis jetzt behauptet hat.

Vor einigen Jahren wurden mehr als funfzehn hundert tausend Franken zur Ausbesserung der Befestigungen ausgegeben, und doch sind sie in einem fürchterlichen Verfalle, ausgenommen das aus Ziegelsteinen erbaute Fort auf dem festen Lande, beym Eingange der Rehde; doch hatte es überall Spalten und Risse bekommen, weil es auf Flugsande erbaut, und ganz gewiß mit schlechtem Pfahlwerk versehen war. Die meisten Gebaude liegen gänzlich in Ruinen. Ich habe schon im Vorhergehenden bemerkt, daß das auf der Insel Saint-Rose in einem solchen Zustande ist, daß es durch einen Funken aus einer Tabakspfeife angezündet werden könnte; und daß seine Artillerie ihm bey der Vertheidigung gefährlicher werden möchte, als dem Feinde.

Auf dem Hügel, welcher gegen Norden sich hinter der Stadt erhebt, hatten die Engländer drey sehr gute Forts, mit einem tiefen Graben umgeben, angelegt.

Die Stadt hatte außer dem noch einen breiten Graben um sich herum, die Böschung war mit dicken Baumstämmen, von ungefähr zwölf Fuß Höhe, besetzt; im Mittelpuncte der Stadt bildet ein anderes Fort eine Art von Cittadelle, wohin sich im Nothfalle alle Einwohner flüchten konnten. Mehrere feste Schlösser, von Holz erbaut, trugen Kanonen, und man konnte damit über die Pallisaden hinweg schießen, und die Hauptstraßen bestreichen. Von allen diesen Befestigungen ist heut zu Tage nichts mehr übrig, als einige feste Schlösser, welche, isolirt, keinen großen Schutz gewähren können.

Als Pensacole von den Engländern in Besitz genommen wurde, existirte hier ein ansehnliches Handelshaus, welches ein Privilegium, den Pelzhandel betreffend, hatte. Dieses Haus hat sein Privilegium unter der Spanischen Regierung behalten. Man sieht leicht, wie unpolitisch die Erhaltung eines solchen, Engländern zustehenden Privilegiums ist. Diese Gesellschaft, Anfangs unter dem Nahmen Planton, eines ihrer Chefs, bekannt, hatte eine Niederlassung zu London, und eine andere auf der Insel de la Providence, ein äußerst wichtiger Umstand. Sie erstreckt ihre Handelsverbindungen mit den Wilden bis auf achtzig oder hundert Lieues. Ihre Agenten sind lauter Engländer, und sie führen den Wilden auch lauter Englische Waaren zu; diese bestehen in Tafia, Pulver, Bley, Flinten, allerley Decken, blauem Tuche, wollenen Borten, gedruckter Leinwand, Beilen, Messern, und mancherley Kleinigkeiten zum Putz. Diese Wilden hängen, wenn gleich sonst nicht sehr beständig in ihrem Wesen, dennoch fest an gewissen Gewohnheiten. Z. B. Decken mit gewissen Streifen, blaues Tuch, rothe und gelbe wollene Borten, Silberplatten von bestimmter Form, Glasperlen von milchweißer Farbe zu haben, und dergleichen; auch hängen sie sehr

an der Form ihrer meistens carabinirten Flinten, und an einer Art von äußerst feinem Schießpulver. Gewohnt, mit den Engländern zu handeln, gewöhnen sie sich allmählich an ihre Waaren, selbst an die Sättel gewöhnen sich diejenigen unter ihnen, welche Pferde haben. So ist also der Vortheil des Handels mit Pelzwerk der einzige, welchen Spanien hätte benutzen können, da es keinen Landbau unterhält und befördert. Dieser ganze Vortheil ist bloß für seine Feinde vorhanden, und wird ihm schädlich. Unter dem Vorwande, sich mit Waaren für diesen Handel zu versehen, läßt dieses Englische Haus auch alle, den Einwohnern nothwendige Waaren nach Pensacole kommen. Auf diese Art ist denn diese ganze, von dem Könige von Spanien allein unterhaltene Colonie bloß zum Vortheile Englands vorhanden. Jenes Handelshaus gibt den Einwohnern von Pensacole Credit auf ein Jahr, und indem es sie durch diesen Credit bindet, verkauft es viel theurer an sie, und zwingt sie, ihm den Vorzug zu geben; so bekommt es denn nicht nur alles Pelzwerk, sondern auch alles bare Geld. Ganz neuerliche Begebenheiten müssen aber, als eine Folge dieses unpolitischen Benehmens, diese Colonie den größten Gefahren aussetzen.

Dreyßigstes Kapitel.

Geschichte eines Engländers, mit Nahmen Bawles, Oberanführers der Wilden. Krieg der Wilden gegen die Spanier. Gefahren der Colonie. Völkerrecht, angewandt auf die Indianer. Bemerkungen über die Veranlassungen dieses Krieges.

Ein Engländer, mit Nahmen Bawles, der in England Lieutenant einer Grenadier-Compagnie gewesen war, war auf die Insel de la Providence, eine Englische Colonie, gegangen. Ein ziemlich langer Aufenthalt auf dieser Insel lehrte ihn den ansehnlichen Handel mit Pelzwerk kennen, den die privilegirte Gesellschaft, wovon ein Haus, wie gesagt, auf la Providence etablirt ist, mit dem westlichen Florida trieb. Bawles wünschte, den Umfang dieses Handels selbst an Ort und Stelle zu erforschen, und daran Antheil zu nehmen. Sey es nun, daß diese Idee ihm bereits in England von den Agenten dieser Regierung selbst beygebracht worden seyn, oder daß er sie erst auf la Providence gefaßt haben möchte, genug, er reiste von jener Insel nach Florida mit allerley Handelsgegenständen. Hier trat er bald mit den Wilden in Verbindung, und machte sich unter denselben beliebt. Bawles, groß und wohlgestaltet, verbindet mit einem kriegerischen Ansehen eine offene und angenehme Bildung; bey vielem Genie und Geistesbildung ist er unternehmend und kühn; biegsam und geschmeidig weiß er sich ohne Mühe in alles zu finden, was die Umstände erfordern. Großmüthig, prachtliebend und üppig, wenn er es seyn

mußte, wußte er sich auch leicht an einfache, strenge, ja rauhe Sitten zu gewöhnen.

Bawles, Anfangs bloß mit den Indianern Handel treibend, wurde bald ihr Freund und Gefährte, indem er sich nach ihren Sitten richtete, ihre Sprache redete, ihre Jagdzüge anführte, und an ihren Festen Antheil nahm. Gleich ihnen ging er nackt, einen bloßen Leibschurz, und an den Füßen Mitassen tragend; er schlief auf dem Boden, lebte von Mais in Wasser gekocht, und von boukanirtem Fleisch gejagter Thiere. Bey dieser Lebensweise, welche einem in Europäischer Weichlichkeit erzogenen Menschen sehr auffallend seyn mußte, bereitete Bawles unter den Indianischen Nationen einen allgemeinen Aufstand gegen die Spanier vor. Er tauschte die verschiedenen Waaren, welche er mitgebracht hatte, zu einem weit niedrigern Preise aus als diejenigen, welche sie sich von dem Hause zu Pensacole verschafften, und versprach ihnen in Zukunft noch weit mehr davon; vorzüglich gab er leicht Credit, ein immer verführerischer Reitz für die Wilden. So entfremdete er sie immer mehr und mehr gegen die Spanier. Diese gierigen Despoten, sagte er zu ihnen, genießen allen Vortheil eurer Jagden, und lassen euch arm, um euch desto eher zu Sclaven zu machen. Die Magazine, welche sie in euren Dörfern und Flecken angelegt haben, sind nur deßhalb so reich ausgestattet, weil sie euer Pelzwerk zu sehr geringen Preisen haben, und euch ungescheut das, was ihr bedürft, über den Span verkaufen, weil ihr eure Provisionen nirgends anders sonst herhohlen könnt. Die auf diese Art gereitzten Wilden wollten nun die Magazine plündern. Allein Bawles zu klug, um solche gefährliche Beyspiele zu dulden, traf einen andern Ausweg. Er taxirte die Waaren in diesen Niederlagen zu einem Preise, ganz gleich mit dem der Gegenstände, welche er selbst verkauft hatte.

Durch diesen Anschein von Gerechtigkeit setzte Bawles das Haus zu Pensacole außer Stand, der Spanischen Regierung und ihren Agenten fernerhin die Subsidien zu bezahlen, zerriß alle Handelsverbindungen der Wilden mit den Spaniern, nährte den Haß der Wilden gegen sie, öffnete immer mehr und mehr für England den ausschließenden Handel nach diesen Gegenden, und organisirte einen allgemeinen Aufstand, der, in Verbindung mit dem Kriege Englands gegen Frankreich, den Engländern die Eroberung aller Florida's erleichterte.

Unter diesen Umständen bemühte sich jeder Stamm der Wilden auf das innigste um Bawles Freundschaft, und bald erwählten ihn Alle um die Wette zu ihrem Anführer. Ohne etwas in seiner frugalen Lebensweise zu ändern, entfaltete Bawles an ihrer Spitze allen Pomp eines großen Feldherrn; er schmückte sich mit reichen Federbüschen, mit glänzenden Waffen, er vertheilte dergleichen an seine Krieger nach dem Range, den er ihnen anwies, legte so unter ihnen den Grund zur Subordination, und bereitete sie vor, sich den Gesetzen der Disciplin zu unterwerfen.

Die Feindseligkeiten begannen. Bawles hatte von dem Augenblicke an Ansehen genug, um die Blut- und Raubgier bey den Wilden zu unterdrücken, welche ihre Unternehmungen immer, nach ihrer Meinung, ehrenvoll machte; er verhinderte, daß man die Feinde, welche um Pardon bathen, umbrachte; er ließ alle diejenigen zurück senden, welche nicht Soldaten waren; und wer dieses auch war, wurde mit der größten Achtung behandelt, die Verwundeten wurden sorgfältig verbunden und verpflegt. Diese Pflege schränkte sich darauf ein, die Wunden mit frischem Wasser auszuwaschen, sie auszusaugen, und in ihre Krümmungen vermittelst eines Rohrs Wasser zu bringen, und dann noch verschiedene

einfache Heilmittel aufzulegen. Dergleichen Operationen wurden von ihren Aerzten nicht ohne feyerliche Gebethe, ohne daß sie geheimnißvolle Figuren zeichneten, und ohne daß sie inspirirt schienen, unternommen. So viel ist gewiß, diese Aussaugungen, diese Umschläge, dieses Auflegen von Pflanzen bewirkten eine sehr schnelle Heilung. Ich habe Privat-Leute in Pensacole gesehen, welche verwundet, und von ihnen behandelt worden waren, und die vollkommen gesund nach Hause zurück kehrten, indeß diejenigen, welche zu gleicher Zeit, und nicht viel schwerer verwundet worden waren, erst lange nachher genasen, ob sie gleich auf Europäische Weise behandelt wurden.

Diese Feindseligkeiten verbreiteten Bestürzung in ganz Florida, und die Regierung befand sich in großer Verlegenheit. Niemand wagte es, sich zu entfernen. Die Feinde streiften bis nach Pensacole, und nahmen Alles weg, was sie nur fanden. Wie konnte man gegen sie marschieren, mitten in diesen Waldungen, wo sie sich schnell zerstreuten, um plötzlich an andern Orten wieder hervor zu brechen? Wie konnte man es wagen, die Stadt von Truppen zu entblößen, wo alle Familien beysammen, und alle Munition aufgeschüttet war. Ueberdieß hatte diese Stadt auch keine Befestigung mehr, sondern war überall offen. Jetzt mußte der Gouverneur von Louisiana gewiß die traurigen Wirkungen der engherzigen, eifersüchtigen Politik erkennen, welche Pensacole in einer solchen Erniedrigung unter Neu-Orleans erhielt, und die nicht bemüht gewesen war, das Land umher mit Bebauern zu bevölkern, um zur Zeit der Noth Vertheidiger zu haben.

Der Gouverneur von Louisiana nahm seine Zuflucht zu einem Mittel, welches jener oft romanhaften Rechtlichkeit, die durch so viele Jahrhunderte hindurch die Spanische Nation ausgezeichnet hat, ganz zuwider lief; ein abscheuliches Mittel, welches gewiß keinesweges den

Beyfall seines Hofes gehabt haben wird. Es war nähmlich eine unredliche List; unter dem Scheine einer möglichen Aussöhnung knüpfte er einen Briefwechsel mit Bawles an. Er schmeichelte ihm, lobte ihn, und brachte ihn so nach und nach zu einer Zusammenkunft in Neu-Orleans. Der Officier, welcher die Pässe überbrachte, versicherte Bawles insbesondere, daß seine Person ungekränkt bleiben sollte, und gab ihm das Ehrenwort des Gouverneurs von neuem zum Unterpfande. Voll edelmüthigen Vertrauens begab sich Bawles nach Neu-Orleans. Man legte ihn bey seiner Ankunft in Ketten. Wie? rief er in Gegenwart des Gouverneurs, die Officiere eines großen Königs, mit so großen Kosten besoldet, mit ausgezeichneten Würden geehrt, spielen so mit dem Heiligsten auf Erden! Man hat mir meinen Koffer entwendet, hat das Geld und die Papiere heraus genommen, und meine Hände mit Ketten belastet! O! rief er, indem er heftig seine Ketten schüttelte, die in meiner Person verletzte Heiligkeit der Schwüre wird einst ihre Rächer finden.

Ich führe diese Reden wörtlich an; und sie lassen keinen Zweifel übrig, daß Bawles nicht ein Agent der Englischen Regierung gewesen sey. Man schiffte ihn ein nach der Havana, der Residenz des General-Capitäns, wovon das Gouvernement von Louisiana abhängt, und von hier aus wurde er nach Spanien gebracht. Es war zur Zeit des letzten Krieges; dieß Schiff wurde von den Engländern genommen, und in ihre Häfen geführt. Bawles, begleitet von einigen Wilden, erregte zu London die lebhafteste Theilnahme. Der Herzog von York besuchte ihn, und man vermuthet, daß dieser Besuch nicht bloß die Stillung einer leeren Neugierde zum Gegenstande hatte. Einige Zeit nachher schiffte sich der Anführer der Wilden nach Jamaica ein. Zu bemerken ist, daß dieß

auf einer Fregatte geschah, und daß Bawles bey seiner Ankunft auf dieser Insel mehr als Wohlhabenheit verrieth; er zeichnete sich ganz besonders aus durch Züge eines ehrenden Edelmuthes. So erfuhr er unter andern eines Tages, daß ein junger Mensch aus Neu-Orleans, von bekannter Familie, der seine Aeltern heimlich verlassen hatte, sich in dringender Noth befand; er ließ ihm sogleich alles Nöthige zukommen, ohne daß der junge Mensch Anfangs erfuhr, aus welchen Händen diese Unterstützung komme. Hierauf bestimmte er ihn, zu seinen Aeltern zurück zu kehren, und machte ihm deßhalb einen Vorschuß. Der junge Mensch fand eines Tages selbst unter den Orangen, die er zu Hause hatte, Quadrupel gemischt; die edelmüthige Hand erkennend, eilte er sogleich, sich in Dank zu ergießen; allein Bawles wollte nicht gestehen, daß er der Wohlthäter sey.

Einige Monathe nachher schiffte sich Bawles wieder ein, um mit seinen Wilden nach Florida zurück zu kehren, und das zwar auf einer sehr schönen, mit Kupfer beschlagenen Corvette, welche mit Handelsgegenständen aller Art reichlich versehen wurde. Mehrere andere Fahrzeuge gingen hinter einander zu der nähmlichen Bestimmung ab. Allein fast kein einziges konnte diese Küsten erreichen, denen man sich wegen der Bänke, der Strömungen und Windstöße nur äußerst schwer nähern kann. So sah sich Bawles, unter die Wilden zurück gekehrt, aller Mittel beraubt, welche er bedurfte, um die verschiedenen Angriffsplane auszuführen, welche er gegen die Spanischen Besitzungen im Sinne hatte, und um das Zutrauen der Wilden, welche immer raubgierig, immer unbeständig, immer bereit sind, das wichtigste Interesse der Zukunft dem geringfügigsten der Gegenwart aufzuopfern, zu erhalten und zu erhöhen. In dieser Lage erschien er ohne Bley, bloß mit Pulver versehen, mit ei-

nem Trupp Wilder, vor dem Forte der Apalachen, welches, funfzig Lieues östlich von Pensacole, in der Tiefe einer Bay liegt, wo sich die beyden kleinen Flüsse Talacatchina und Tuskaché vereinigen. Drohend mit einer zahlreichen Armee, welche, wie er sagte, das Fort berennen, ihre Verheerungen rings umher verbreiten, und Ausschweifungen begehen würde, denen er als General nicht einmahl Einhalt würde thun können, setzte er die Garnison in Schrecken, und diese zwang den Commandanten zur Capitulation und schleunigen Uebergabe.

Dieser Vorfall verbreitete von neuem Bestürzung zu Pensacole, und wäre Bawles auf der Stelle davor gerückt, er würde es überwältigt haben. Diese Stadt befand sich wirklich in schlechterem Vertheidigungsstand als das Fort der Apalachen, weil sie von allen Seiten frey und offen war. Pensacole konnte zerstört und ihre Rehde dem ersten besten preis gegeben werden. Der Gouverneur, Herr Folke, ließ daher schnell die Stadt mit Pallisaden umgeben; ich habe sie gesehen, sie würden im Fall des Angriffs wenig geholfen haben.

Der Gouverneur von Louisiana, dem kein Verfahrungsmittel gegen Bawles mehr übrig blieb, machte nun Versuche, die Wilden selbst zu verführen; er setzte einen Preis auf den Kopf dieses großen Anführers. Vier bis fünf tausend Gourdes in eine Cassette geschlossen, und den Wilden, welche unterdessen nach Neu-Orleans gekommen waren, absichtlich gezeigt, waren der den Verräthern versprochene Lohn.

Die Wilden, durch diesen Haufen Geld verblendet, der Alles übertraf, was sie jemahls davon gesehen hatten, überdieß unzufrieden, an denjenigen Dingen Mangel zu leiden, womit Bawles sie so reichlich zu versorgen versprochen hatte, vorzüglich an denen, deren sie zur Jagd bedurften, fanden unter sich Verschworene, welche

ihren Anführer überfielen und auslieferten. Bawles, zum zweyten Mahle in die Gewalt des Gouverneurs von Louisiana gerathen, wurde sogleich nach der Havana gebracht. Man weiß nicht, was hier aus ihm geworden ist, allein man vermuthet, daß er sich im Gefängnisse befindet, da der gegenwärtige Krieg befürchten ließ, daß er, wenn man ihn zum zweyten Mahle dem Meere anvertraute, wieder von den Engländern genommen werden möchte. Im Frieden wird er wahrscheinlich von seiner Nation reclamirt werden.

Bawles Betragen, nach den Principien des Völkerrechts untersucht, biethet neue, schwer aufzulösende Zweifel dar. Muß Bawles betrachtet werden als ein Privat-Mann, der, mit Uebertretung der Gesetze eines Landes, das Gebieth desselben verletzt hat, oder als ein freyer Mensch, der, wie er wollte, zu freyen Völkern übergehen, sich unter ihnen naturalisiren, und alle Vorzüge derselben theilen konnte? —

Florida wird von allen civilisirten Nationen, und besonders von England, dem Bawles angehört, als ein der Spanischen Herrschaft unterworfenes Land angesehen. Diese kann hier Gesetze und Verordnungen erlassen, wie es ihr gut dünkt, sie kann jedem nach Belieben den Eintritt erlauben oder versagen, unter Bedingungen, die sie willkührlich bestimmen kann: in diesem Falle hat Bawles, wenn er sich in ein von allen Nationen, und besonders von der seinigen als Spanisches Eigenthum anerkanntes Land eingeschlichen hat, die, durch die Spanischen Gesetze wider diejenigen, die sich ohne Erlaubniß in Länder, die ihnen unterworfen sind, begeben, ausgesprochenen Strafen verwirkt. Allein Bawles ist noch viel weiter gegangen, er hat daselbst die Waffen geführt und Feindseligkeiten begangen, er hat hier gepreßt, geplündert, verwüstet, gemordet, und dieß Alles, ohne eine öf-

fentliche Sendung anzukündigen, ohne einen auf seine Regierung sich beziehenden Charakter und Titel zu führen. Bawles ist hier also nichts weiter als ein bloßer Privat-Mann; er ist ein Räuber, und muß als ein solcher behandelt werden. Die Reclamationen seiner Regierung zu seinem Vortheile können ihn mit Recht nicht vor den Strafen schützen, die er sich zugezogen hat, weil Bawles als ein Mensch anerkannt worden ist, der als ein Verbrecher für sich, und nicht im Nahmen des Staats, gehandelt hat, und seine Regierung eine Handlung, welche zur Zeit, da sie vollführt wurde, ein Verbrechen war, nicht zu einer erlaubten umschaffen kann.

Eine Regierung kann ihren Vollmachten eben so wenig einen zurück wirkenden Effect beylegen, als es ein Gesetzgeber bey seinen Gesetzen vermag. Sollte daher Bawles von seiner Regierung gehörig reclamirt werden können, so müßte diese Regierung beweisen, daß Bawles, nicht aus eigener Bewegung und als Individuum, sondern auf Befehl und in Vollmacht seiner Regierung gehandelt hat. Diese Vollmacht und Befehle müßten in glaubwürdiger Form aufgezeigt werden können, so daß man an ihrem Daseyn zur Zeit von Bawles Invasion nicht zweifeln könnte; außerdem ist der dritte Theil, hier nähmlich die Spanische Regierung, berechtigt, alle Acten-Stücke, die man ihr etwa vorzeigen wollte, zu verwerfen.

Auf der andern Seite aber könnte Bawles sagen: Ich habe mein Vaterland verlassen, weil mir dieß die Gesetze erlaubten; und sollte ich sie auch hierin verletzt haben, so bin ich doch Euch, Spanier, nicht dafür verantwortlich; ich bin es bloß meiner Regierung. Die Gegenden, wo ich gelebt habe, sind freylich als Eurer Herrschaft unterworfen, anerkannt; allein ihr seyd doch nicht der ausschließende Souverain dieser Ländereyen und

dieser Völker, deren Rechtsansprüche heiliger sind als die Eurigen, weil sich die Euren bloß gründen auf das Recht des primi occupantis, die der Indianer aber weit über Eure Zeit hinaus reichen; so habe ich auch mehrere Souveraine in diesen Gegenden anerkannt, mich der Nation einverleiben können, welche mir am besten gefiel, und ich habe mich ihr wirklich einverleibt dadurch, daß ich mich ihren Sitten, Gesetzen unterworfen, und ihre höhern Aemter angenommen habe. Kraft dieser Einverleibung und dieser Würden nur habe ich in diesen Gegenden gehandelt, niemahls aber als ein Europäer, oder als ein isolirter Privat-Mann.

Die Indianer, kann Bawles hinzu fügen, genießen auch durch Euch selbst aller Vorzüge unabhängiger Völker. Ihr mischt Euch nicht in ihre Gesetzgebung, und legt ihnen keine Abgaben auf; Ihr laßt ihnen selbst auf den Landstücken, welche Ihr besitzt, unter einander die Ausübung des Rechts über Leben und Tod, über Krieg und Frieden; Ihr verbiethet Euren Magistrats-Personen und Beamten ausdrücklich, irgend einen Eingriff zu thun; sind dieß nicht alles Kennzeichen einer völlig anerkannten Souverainetät? — In den Kriegen, welche Ihr mit ihnen führt, behandelt Ihr sie nicht als Rebellen, sie senden Euch Abgesandte, und Ihr sendet dergleichen zu ihnen; Ihr schließt mit diesen Völkern Friedens-Alliance und Handelsverträge; Ihr empfangt ihre Gesandten mit Auszeichnungen, die Ihr keinen Privat-Leuten zugestehet, ihre bloßen Anführer werden ebenfalls von Euch mit besondern Auszeichnungen empfangen.

Wenn nun die Indianer durch Alter, fortwährenden Besitz, so wie durch die Folge Eurer Grundsätze und Eures eigenen Benehmens gegen sie, des vollen Souverainetäts-Rechtes genießen, so haben sie auch, ohne daß Ihr etwas dagegen einzuwenden vermocht, denjenigen unter

sich aufnehmen können, über den Ihr keine Art von Gerichtsbarkeit besessen habt. In diesem Falle habe ich auch mit allen Rechten und Vorzügen eines Indianers bekleidet werden können; daher mußtet Ihr in den nachfolgenden Streitigkeiten in mir nur einen Indianer sehen; und als ich zur Würde eines besondern Anführers erhoben worden war, bin ich auch für Euch ein, mit einem öffentlichen Charakter bekleideter Indianer geworden, und als so viel verbündete Nationen mich in der Folge zu der noch höheren Würde eines Oberanführers beförderten, so waren dieß neue Rechte, welche ich mir auf Eure Achtung erwarb, Rechte, welche alle civilisirten Nationen selbst ihren Gefangenen nicht zu versagen pflegen. Und habe ich nicht die Gewalt, welche mir vertraut war, dazu gebraucht, zu Eurem Besten der Plünderung zu wehren, das Blutvergießen zu stillen, und Eure Verwundeten verpflegen zu lassen? Diese Gefangenschaft also, in der ich gehalten werde, diese Ketten, welche mich belasten, sind eine Beleidigung des Völkerrechtes. Dieses Recht, eine wohlthätige Folge der Civilisation, welches die Nation daran erinnert, immerfort in ihren Feinden die Menschheit zu ehren, sollte dieses ungeahndet gegen die Indianer verletzt werden können, weil sie die Schwächern sind? O! wenn kein Recht weiter gelten soll als das des Stärkern, was muß daraus entstehen! —

Diese beruhigenden Bemerkungen zeigen die Mängel des Völkerrechts, und folglich die Unvollkommenheit der Grundlagen, worauf es beruht. Dieser Zweifel spricht für den Angeklagten als den Unglücklicheren.

Die Geschichte von Bawles und den Gefahren, in welche die Colonie von Pensacole gerathen ist, beweiset, daß der Spanische Hof die gefährlichen Folgen nicht gekannt hat, mitten in einer seiner Colonien eine privilegirte Gesellschaft von Kaufleuten zu haben, denen ihre

Sitten und Sprache fremd, und welche oft bey einem ganz entgegen gesetzten Interesse Feinde ihrer Colonisten waren. Weder zu London, noch auf der Insel la Providence würde Bawles Kenntniß bekommen haben von dem vortheilhaften Handel, der sich mit dem westlichen Florida anknüpfen ließ, wenn nicht das Englische Haus zu Pensacole existirt hätte. Bawles würde es nicht gewagt haben, in diese Gegend einzudringen, um einen Aufstand daselbst vorzubereiten, wenn er nicht erfahren hätte, daß die Indianer gewohnt gewesen wären, mit den Engländern zu handeln, und sich Englischer Waaren zu bedienen. Und hätten die für Bawles befrachteten Fahrzeuge glücklich die Küsten von Florida erreichen können, so richtete Bawles die Spanische Colonie zu Grunde, und sie fiel in die Gewalt der Engländer.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Naturgeschichte. Bemerkung über den Ursprung der Erzadern. Ockerhaltige Erdarten. Anlagen der Kreolen zu den Künsten. Große Verschiedenheit der Eichen. Ihr Nutzen. Andere Gewächse. Außerordentliche, die Insecten zerstörende Pflanzen.

Der hinter der Stadt erhöhtere Boden bildet eine große, mit Waldung bewachsene Fläche; er ist sandig, jedoch verschiedenfarbig, als gelb, braun, roth; ein Zeichen, daß er mit metallischen Theilen geschwängert ist, statt daß der am Meeresufer, wie auf der Insel Saint-Rose, rein weiß ist. Man muß nicht daraus schließen,

daß das mit Salztheilen vermischte Seewasser diese, in der Erde und in dem Sande durch die Vegetation zerstreuten Metalle auflöse, sie davon sondere, um nach ihrer specifischen Schwere besondere Schichten und Massen zu bilden? Daher der Ursprung der Erzadern, welche dann, zum Theil durch vulcanisches Feuer geschmolzen, in dem Innern der Erde und in den Felsenspalten jene langen, reichen Streifen und Adern bilden.

Im Osten von Pensacole findet man ockerhaltige Erden von den schönsten Farbenmischungen; es gibt saffranfarbige, orangegelbe, purpurne, blaue, braune, weiße; man führt viel davon zum Anstreichen der Häuser nach Louisiana aus.

Ein alter Wundarzt verwendete, während meiner Anwesenheit, Alles, was er von seinen Kranken verdiente, auf Bereitung von Ziegeln, die er aber nicht absetzen konnte, wenn sie gleich eben so gut, ja noch besser waren als die in Louisiana. Ein anderer Privat-Mann fabricirte eine schwere, stark tönende Topfart, die ihm gleichfalls eben so wenig eintrug. Dieß ist die ganze Geschichte des Fabrik-Wesens auf dieser Colonie.

Diese Spanier-Amerikaner zeigen indessen viel Talent und Geschicklichkeit; sie bedürfen nur Unterstützung, um ihre Talente in Thätigkeit zu setzen. Man hat mir Zeichnungen von einem jungen Menschen gezeigt, der erst sechs Monathe sich geübt hatte; sie waren nicht schlechter als die eines Europäers, der vielleicht anderthalb bis zwey Jahre seine Kunst betrieben hat. Ein Particulier hatte zwey, sowohl der Form als Arbeit nach, äußerst geschmackvolle silberne Leuchter von den Inseln mitgebracht; es waren nähmlich corinthische Säulen; er wünschte noch zwey ähnliche zu haben; junge Spanische Kreolen, welche nie ins Ausland gekommen waren, und das Schmiedehandwerk trieben, machten zwey Leuchter so vollkommen

nach, daß, als man sie mir zeigte, ich nicht im Stande war, diejenigen, welche sie gemacht hatten, von den ersten zu unterscheiden.

Dieser Sandboden erzeugt treffliche Fichten von verschiedener Art; man könnte alle Schiffswerfte von Europa mit Masten, Pech und Harz von hier aus versorgen.

Die Eichenarten sind hier so äußerst zahlreich, daß die Natur fast alle Blätterformen recht mit Wohlgefallen an ihnen erschöpft zu haben scheint; die mit den so genannten Pfirsichblättern, welche so lang und schmal sind, haben nicht die mindesten Falten und Spitzen an den Rändern; an andern sind die Blätter kürzer, ein wenig breiter, und verrathen ein Streben, eckig zu werden; andere haben mehr geschlängelte Ränder, einige wiederum zeigen scharfe Spitzen, werden länglicht, und nähern sich dem Blatte der Stechpalme; andere vertiefen sich mehr, und winden sich auf die mannigfaltigste Art und Weise; eine Art nähert sich ganz vorzüglich der Birnengestalt. Auch gibt es welche darunter, die so tief ausgebogen sind, daß man fast nur das nackte Geäder sieht, gleich als wären sie von den Raupen abgefressen worden, indeß wieder andere, oval, breit, voll, unausgezackt, nur einen ganz kleinen Spitzenrand haben.

Ihre Früchte sind eben so an Gestalt, Dicke, Farbe und Geschmack verschieden. Einige sind nicht größer als eine dicke Erbse, und stecken fast ganz in ihren dicken, festanliegenden Unterschalen, indeß andere, von der Größe mäßiger Nüsse, sich freyer aus ihren erweiterten Schalen erheben. Es gibt Eicheln, welche der Form der Oliven nahe kommen, andere hingegen sind ganz oder fast kugelförmig. Einige haben eine lichte, kastanienbraune Farbe, andere eine dunklere; einige sehen bräunlich violett, andere schmutzig weiß aus. Ihr Fleisch ist weiß, grau-

lich, chocoladenfarbig, citronengelb. Einige schmecken äußerst bitter, andere nicht so sehr; einige sind auch roh oder gekocht eßbar, oder vermittelst der bey den Wilden so gewöhnlichen scharfen Saucen.

Der Wuchs dieser verschiedenen Eichenarten zeigt eben so große Verschiedenheiten. Es gibt sehr kleine, dicht zusammen gewachsene, mit aus einander strebenden und gekreutzten Zweigen, mit kleinen und so vielfachen Blättern, daß man die niedlichsten Hecken daraus bilden könnte; andere haben sehr wenig Laub, streben mit ihren Wipfeln kühn empor, bis zur Spitze der höchsten Wälder, breiten ihre nackten Zweige weit aus einander, gleichsam um dem niederen Gesträuche Luft zu machen, welcher buschig unter ihnen wächst, und um sich besser mit den blätterigen Winden zu schmücken, welche an ihren säulenrunden Stämmen sich krümmend aufranken, bis sie sich in grünen, langen Gewinden um ihre Zweige schlingen.

Andere tragen auf einem eben so geraden, und mit einer noch glattern Rinde bekleideten Stamme einen geräumigen, dichtbelaubten Wipfel, und lassen ihre biegsamen Zweige bis zur Erde herab hängen. Ein geheimnißvoller Schatten entfernt alle Gewächse von ihnen, und scheint zu den Menschen zu sagen: komm, und genieße hier der Kühlung und Ruhe.

Die nähmlichen Verschiedenheiten bemerkt man auch in der Farbe ihres Holzes, in der Härte oder Porosität desselben, und dem mannigfaltigen Gebrauche, wozu es der Mensch verwenden kann; manches ist weiß, anderes grau, noch anderes röthlich; manches ist leicht und biegsam, anderes schwer, härter und springend: manches läßt sich leicht in lange Streifen spalten, anderes widersteht wegen der dichten Verflechtung seiner Fibern mehr, als das Europäische Holz, den Schneide-Instrumenten, und

trotzt lange Zeit der so zerstörenden Einwirkung der feuchten Wärme jener Gegenden.

Manche dieser Holzarten lassen sich brauchen zu Schindeln, zu Pfählen, und zu jenen Balken, welche man dort zu den großen Einfassungswänden anwendet; andere lassen sich zu Faßreifen biegen, sich in leichte, dünne Breter sägen, für die feinern Arbeiten der Tischlerey; andere passen für größere Zulagen, zum Schiffbau, noch andere endlich werden genommen zu den Stäben der Räder, zu den Schrauben oder Schraubengängen der Pressen und zu allem, was die Gewerke und das Fuhrwesen festes und dauerhaftes in den Gegenden von Amerika brauchten. Der Mensch könnte vielleicht bloß in dem Eichengeschlechte Alles finden, was er für seine verschiedenen Bedürfnisse nöthig hat.

In einiger Entfernung von der Stadt findet man auch an feuchten Orten die Cypresse, einen großen, und wegen seines mannigfaltigen Nutzens äußerst wichtigen und schätzbaren Baum; ein wenig weiter entfernt wächst die Ceder, ein von dem heiligen Alterthume mit Recht so hoch gepriesener Baum. Die Engländer hatten bereits angefangen, einen einträglichen Handelszweig daraus zu machen; in Blöcke von zehn bis zwölf Fuß zerschnitten, diente er ihren Schiffen als Ballast. Ich übergehe hier noch eine große Menge anderer Gewächse, welche ich an andern Orten zu erwähnen Gelegenheit finden werde. Ich will hier bloß bemerken, daß man unter den Waldbäumen auch sehr viele Arten von Nußbäumen findet; ich begreife darunter auch die pacaniers, welche zu demselben Geschlechte gehören, die Maulbeerbäume, Oliven-Bäume, Platanen, Magnolien-Bäume, die Eschen, Linden, Ulmen, die Stechpalmen; — diese Palme ist einer der größten und schönsten Bäume in dieser Gegend. Dicht am Meer und längst den fließenden und stehenden

Ge-

Gewässern gruppiren sich buschweise verschiedene Arten von Strauchgewächsen. Unter diesen gibt es Lorbersträuche von mehreren Arten, Sassafras, den Wachslorber, dessen Beeren ein grünes und aromatisches Wachs enthalten, und dessen kleines, länglichtes, dicht verwachsenes Laub an sich schon äußerst lieblich ist. Eine andere Art von Lorber, dem nicht unähnlich, den man in unsern Küchen braucht, ist das ganze Jahr mit seinen schwarzen Beeren bedeckt; noch eine andere Art mit kleinern und sanfter grünen Blättern gibt der Milch einen Mandelgeschmack, ist aber verschieden von derjenigen, deren wir uns dazu bedienen. Der Roßkastanien-Baum mit seinen gelben Blüthen mischt sich auch häufig unter diese Baumgruppen. Der Kallicarpe sticht besonders hervor durch seine purpurrothen Beeren, welche, in vielfache Ringe zusammen gedrängt, längst seinen gelblichen Zweigen herunter hängen.

Dicht bey der Stadt fließen klare Gewässer, welche mit dem hellesten Krystalle an Durchsichtigkeit wetteifern, über feinen Sand hin, welcher weiß wie Silber ist; oft verbergen sie sich unter dichten Gebüschen, welche der kleine Magnolien-Baum (magnolia glauca) mit seinen großen weißen, mit goldgelben Staubfäden versehenen Blumen schmückt; zwischen durch winden sich Weinranken mit fast gar nicht eingeschnittenen Blättern, mehrere Winden mit purpurrothen Blumen; und oft erscheinen jene Gewässer, indem sie hier und da niedliche Bassins bilden, über denen sich große Lianen-Büsche mit ihrem schwanken Gezweig wiegen. Hier unter diesen schattenreichen Gewölben taucht die Afrikanerinn gern ihre schwarzen Reitze in das hell durchsichtige Wasser, um auf dem silberweißen Sande zu spielen.

Die Oberfläche der stehenden Gewässer schmückt sich mit jenen Nenuphar-Arten mit doppelten Blüthen, welche,

weiß wie Schnee, den Duft der Orangen-Blüthe aushauchen. Längst ihren Ufern und an feuchten Stellen wachsen eine große Menge von lippenförmigen Gewächsen (labiées) mehrere Arten von Münze, vorzüglich diejenige, welche wir in unsern Gärten unter dem Nahmen der Pfeffermünze bauen.

An sumpfichten Orten und solchen Stellen, wo sich der Boden ein wenig zu erheben beginnt, habe ich eine Pflanze von besonderer merkwürdiger Bildung gefunden. Ihre Blätter sind alle radical, und mit einer Scheide (vaginées) versehen; aus dem Mittelpuncte erhebt sich ein runder Stängel oder Schaft von bläulicher Farbe, und ungefähr zwey Fuß Höhe, bis zum Gipfel allmählich breiter werdend, und inwendig hohl wie ein konisches und längliches Gefäß, fast wie die neuen Gläser mit Füßen, so enge und so lang; er kann an seinem Eingange ungefähr einen und einen halben Zoll im Durchmesser haben, und wird von unten nach oben zu ganz unmerklich weiß; die Ränder davon sind geschweift. Oben darüber befindet sich ein breiter Streif mit gekräuselter Einfassung, welcher die ganze Oeffnung beschattet, ohne sie jedoch zu verstopfen, so daß nur daß Regenwasser hinein zu dringen verhindert wird. Dieser Regenschirm hat in seiner Form Aehnlichkeit mit den Helmdecken, welche sich über den Helmen erheben, und die Wappenschilder verzieren. Die Blume und ihr Regenschirm, welche weiß und rothgeädert sind, zeigen aber keine Spur von Befruchtung, weder Staubfäden, noch Staubwarzen, noch Eyerstöcke; sie riecht, und ihr Geruch gleicht an Annehmlichkeit dem des Honigs. Wenn man den Finger inwendig hinein steckt, so sind die Seitenwände weich anzufühlen: zieht man ihn aber wieder heraus: so fühlt man, daß sie mit niedergebogenen und dicht zusammen stehenden Spitzen besetzt sind, welche alsdann Widerstand

leisten. Die Insecten, angezogen durch die lebhaften Farben dieser triegerischen Blume, welche sich sanft auf ihrem Stängel wiegt, noch mehr aber durch den Honiggeruch, versenken sich immer tiefer in den Kelch, um hier, wie in den Nektarien der andern Blumen, den Honig zu suchen; allein hier erwartet sie der Tod. Diese niederwärts gebogenen Spitzen verhindern sie, wieder heraus zu kommen; andere, welche jenen folgen, kommen auf gleiche Art um; sie häufen sich hier über einander, und gleich, als ob sie sich hier verzehrten, drängen sie sich in ungeheurer Menge herbey; wenn der Kelch keine mehr aufnehmen kann, so erblaßt und verwelkt er, und stirbt nunmehr selbst. Diese Pflanze steht nicht etwa in den Sümpfen selbst, wo die Insecten haufenweise in der Luft und auf dem Wasser leben, wo ihre eigentliche Heimath ist, sondern in ihrer Nachbarschaft an trockenen Orten, wo die Natur, andere Producte bildend, diese gegen ihre Gefräßigkeit vertheidigen will, und ihnen deßhalb diese zahlreichen Schlingen legt. Sollte eine so bewunderungswürdige Ordnung, welche, um jede Gattung des Lebendigen zu erhalten, jeder ihre Gränzen und Bestimmungen angewiesen hat, die Wirkung eines blinden Zufalls seyn? Wäre dieß wirklich der Fall, so würde ich die verhaßte Wahrheit verwünschen; denn ich würde die Quelle meiner süßesten Freuden in der Bewunderung der Natur verlieren.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Abreise von Pensacole. Reise durch die Seen-Insel Dauphine. Erste Niederlassung der Franzosen. Bewegungsgründe der Wahl dieser Insel. Ihr gegenwärtiger Zustand. Bemerkungen in Betreff dieser Seen. Boden, welcher sie umgibt. Producte. Pech und Theer-Fabrik.

Da die Winde immer ungünstig blieben, so mußten wir unsern Aufenthalt zu Pensacole um mehr als einen Monath verlängern. Die vielen Gefahren, welche wir von dem Landungsorte des Missisippi's an ausgestanden hatten, bestimmten uns, durch die Seen nach Neu-Orleans zu gehen, ein weit kürzerer und sicherer Weg; und dann sollte das Schiff, mit unsern Effecten beladen, auf dem hohen Meere neue Gefahren bestehen. Allein diese widrigen Winde, welche von Nordwesten her kamen, hinderten das Meer, wieder wie gewöhnlich in die Seen zu treten, und so blieb das Wasser für die Schiffe zu niedrig, dergestalt, daß die Goeletten von Pensacole, die damahls alle noch zu Neu-Orleans sich befanden, wegen Wassermangel erst gegen die Hälfte des Septembers von da zurück kehren konnten. Mit der ersten Gelegenheit reisten wir ab. Der Preis für die Ueberfahrt ist gewöhnlich fünf bis sechs Piaster, und da muß man sich noch selbst beköstigen.

Nachdem wir die Rehde verlassen hatten, schifften wir am Lande hin, bis an den Fluß la Mobile; wir fuhren in seine Bay hinein, und folgten dem Canale, welcher zwischen der Insel Dauphine und dem festen

Lande sich befindet. Die Insel Dauphine, sechs bis sieben Meilen lang, aber nur eine höchstens breit, ist sehr sandig, indessen besser mit Holz versehen, als die Insel Saint-Rose; es wachsen hier ganz vorzüglich viel Fichten. Diese Insel sollte berühmt seyn in den Annalen der Colonie; denn hier stifteten die Franzosen ihre erste Niederlassung. Der Hafen wurde unaufhörlich von den Kauffahrern und den Kriegsschiffen des Staates besucht. Ein ansehnlicher Flecken vergrößerte sich täglich; allein ein heftiger Sturm versandete den Hafen so, daß er hernach nur sehr kleine Schiffe aufnehmen konnte, daher mußte man dieser Niederlassung entsagen, und die Colonie wurde an die fruchtbaren Ufer des Missisippi's verlegt. Raynal fragte, warum diese kleine, in Ansehung des Bodens so schlechte Insel so vielen andern fruchtbareren und geräumigeren Gegenden in diesen unermeßlichen Regionen von den Franzosen habe vorgezogen werden können. Diejenigen, welche die ersten Niederlassungen anlegten, waren Canadier, einfache Privat-Leute, welche weder die Plane, noch die Mittel einer weisen wachsamen Regierung besaßen, die ihre Blicke in eine entfernte Zukunft hinaus sendete. Diese Canadier, gewohnt in den Wäldern herum zu irren, vorzüglich von der Jagd und dem Fischfange zu leben, den flüchtigen Horden der Wilden zu folgen, und Pelzwerk einzutauschen, achteten nicht sehr auf die Vortheile des Landbaues; und der Französische Hof, mit Intriguen beschäftigt, so wie mit religiösen Zaubereyen und Moden, vom öffentlichen Elend umgeben, im Schooße üppiger Pracht, fand in seinen glänzenden Pallästen weder die Kenntnisse noch den Willen, noch die Macht, diese, seiner Bevölkerung, seinem Ackerbau, seinem Handel und seiner Marine aufhelfenden Niederlassungen zu gründen. Die sich selbst überlassenen Canadier richteten daher bloß ihr Augenmerk auf

den für den Handel mit Pelzwerk und für ihre Vertheidigung am besten gelegenen, zugleich auch für ihre Niederlassung am wenigsten kostspieligen Ort. Sie fanden dieses Alles vereinigt auf der Insel Dauphine. Klein, aber mit einem bequemen Hafen versehen, bedurfte sie gegen die Wilden keiner großen Anlagen, und weniger Truppen zum Schutz. Bloß vom Meere umgeben, war sie nicht, wie das Land von Flüssen gewässert, Ueberschwemmungen ausgesetzt; man brauchte keine Dämme und Kunststraßen zu erbauen und zu unterhalten; ihr platter, leichter, und nicht sehr waldiger Boden erforderte keine großen Ausrottungen und keine beschwerliche Arbeit. Das Meer, die Seen und Flüsse, welche sie bespülten, waren unglaublich fischreich und voll mannigfacher Schalthiere.

Der Fluß la Mobile, an dessen Mündung sie liegt, der nördlich in verschiedenen Verästungen hinauf steigt, bis zu den Gebirgen der Apalachen, stiftete Verbindungen mit den Indianischen Völkerschaften, welche von diesen Gebirgen an bis in das östliche Florida, das selbst von verschiedenen, dem la Mobile benachbarten Flüssen gewässert wird, zerstreut sind. In jenen großen Landstrichen wohnen vorzüglich die zahlreichen Nationen der Chactas, der Alibamors, der Chichacas, der Pascagulas, der Biloccis, der Talabuschen, der Mobilier. Diese, an den Ufern des la Mobile wohnenden Nationen müssen seit undenklichen Zeiten berühmt und mächtig geworden seyn, weil sie, obgleich jede eine besondere und verschiedene Sprache redete, dennoch die Mobilianische Sprache zur gemeinschaftlichen angenommen hatten, welche, wie es bey der Lateinischen lange Zeit in Europa der Fall gewesen ist, ihre öffentliche und politische Sprache geworden ist, und noch ist.

Die Insel Dauphine ist auch nicht weit entfernt von den Seen Ponchartrain und Maurepas; sie hat eine

leichte Verbindung mit dem Missisippi, und folglich mit so viel andern indischen Nationen, welche bis nach Mexico und Canada, bis in die unbekannten nordwestlichen Gegenden mit ihren Jagden die mannigfachsten Klimate berühren, und folglich ausnehmend viel, und sehr verschiedenes Pelzwerk in den Handel bringen können. Eine andere Rücksicht machte die Niederlassung der Insel Dauphine selbst für Frankreich wichtig; durch ihre Lage nähmlich immer den la Mobile beherrschend, konnte sie ihre Niederlassungen an diesem Flusse hin ausdehnen; es war eine Barriere gegen die Einfälle der Englischen Colonien, gegen die Carolinen und Georgien, welche in der Folge sich so sehr zu Frankreichs und Spaniens Nachtheil ausgebreitet haben.

Als sich die Franzosen auf der Insel Dauphine niederließen, trafen sie also, in Hinsicht auf ihre Mittel und Plane, eine vortheilhafte Wahl. Nach und nach zerstreuten sie sich längst der Flüsse la Mobile und Pascaguola, an den Seen und selbst an dem Missisippi hin. Sich selbst überlassen, bedurften sie, um ihren Landbau und Handel blühend zu machen, bloß, daß sie gegen die Wilden und die Feinde geschützt wurden. Allein als eine Gesellschaft ausschließende Besitzerinn dieser aufblühenden Colonie wurde, änderte sich Alles gar sehr; sie sandte nicht bloß Soldaten, Officiere, General-Stäbe hierher, sondern noch über dieß eine große Menge Commis-Einnehmer und wenig arbeitende Colonisten. Die kleine Insel Dauphine konnte nun so viel Menschen nicht mehr fassen, geschweige denn ernähren; die unnützen Mäuler sind immer diejenigen, welche das Meiste brauchen. Man mußte nun den General-Stab und sein Gefolge anders wohin verlegen. Man wählte dazu auf dem festen Lande, nicht weit entfernt, fast gegenüber, eine Stelle, welche das alte Biloxi hieß, bald nachher eine andere, das neue Biloxi

genannt, welches aber dann so unbequem war wegen der Entfernung der Landungsplätze der Schiffe; man mußte die Lebensmittel aus Frankreich selbst ziehen, so wenig gab es Producirende und so viel Consumirende; es brach daher in der Colonie eine Hungersnoth aus, und raffte einen großen Theil davon hin.

Was ist nun von den Niederlassungen der Insel Dauphine, welche noch vor nicht einem ganzen Jahrhunderte existirte, übrig geblieben? Vergebens sucht man ihre Spuren auf der Insel, wie man an den Ufern des Euphrats die Ruinen von Babylon sucht; einige Mauersteine, einige Stücke verrostetes Eisen lassen bloß vermuthen, wo sie einst lagen; und die Bewohner dieser Cantons, fast eben so unwissend, als es heut zu Tage die des alten Chaldäa's sind, haben noch weit schneller vergessen, daß hier ihre Väter, die Gründer dieser Colonie, gelandet haben. Auf dieser Insel lebten Familien, um ihre Dörfer lagen Obst- und Weingärten, irrten Herden; jetzt ist ein einziger Mensch Besitzer davon. Welches Glück für einen einzigen! und doch ist der Mensch so arm, daß er auf den Seen das Gewerbe eines Piloten verrichtet; Trotz seines Gewerbes würde er doch immer arm bleiben, wenn ihm der König von Spanien nicht dreyßig bis vierzig Piaster gäbe. Ihr, die ihr nachdenkt über den Unbestand alles Menschlichen, über die Umwälzungen der Staaten, begebt euch nach der Insel Dauphine.

Von der Insel Dauphine aus, wo wir uns fast einen halben Tag aufgehalten hatten, schifften wir an der Insel à Corne, dann an der Insel aux Vaisseaux, welche einen trefflichen Ankerplatz hat, ferner an der Insel au Chat, und der Insel au Poix hin. Der Boden dieser Inseln ist gleich sandig. Endlich kamen wir in die Ruinen, sehr vielfache Canäle, die man sehr genau

kennen muß, um darin zu schiffen. Aus ihrer Mitte heraus kommen eine Menge platter, schwimmender und zitternder Eilande, bedeckt mit hohen Sumpfgewächsen; dieses sind Landstücke, welche empor gehoben werden durch die Vegetation, den Meersand, und den Absatz der Seen; die Luft ist hier immerwährend mit Schwärmen von Insecten angefüllt. Wehe dem Reisenden, den eine Windstille in diesen krummen Canälen überweht! Ohne die Mückenschirme würden sie hier gänzlich aufgefressen werden.

Die Schiff-Fahrt auf den Seen erfordert ebenfalls viel Gewandtheit wegen des wenigen Wassers an manchen Orten. Man hat mich versichert, daß diese Seen sich nach und nach zufüllten, was auch leicht zu begreifen ist; denn es strömt durch sie ein Arm des Missisippi's, der Fluß Yberville genannt. Wann dieser Fluß angeschwollen ist, so bringt sein schlammiges Wasser in das Bassin der Seen einen Bodensatz, welcher ihren Grund merklich erhöhen muß, indeß das Meer durch seine Fluthen und die Winde am entgegen gesetzten Ufer Sand anspült, der sich mit der Flußerde vermischt, und das Verstopfen beschleunigt. Ueberall streben die Seen ihren Grund aufzuhäufen, erst Sümpfe, und dann festes Land zu bilden, wenn nicht der Mensch, seiner beschränktern Plane halber, die Operationen der Natur stört. Die Gewässer von Strömen, Flüssen und Bächen, welche, aus den Ufern getreten, ungestüm fortbrausen, fließen sanfter in den weitern Becken der Seen, und kommen ruhig, und zum Theil gereinigt von dem, was sie Fremdes mit sich führten, daraus hervor.

Ob daher gleich der See Ponchartrain, außer dem Arm des Missisippi's noch mehrere Flüsse aufnimmt, so ist doch sein Gewässer ziemlich hell; allein so bald wir darüber hinaus kamen, und in die Bayoux von Saint-

Jean einliefen, fanden wir das Wasser daselbst dick und bräunlicht.

Wir entdeckten hier und da an den Ufern des Sees Wohnungen, welche recht nett gebaut zu seyn schienen; der Boden ist hier fast ganz sandig, dessen ungeachtet aber bereichern sich hier die Particuliers durch die Viehzucht, und durch das Holz, welches sie nach Neu-Orleans führen lassen. Der, aus den am Ufer gefundenen Muscheln bereitete Kalk ist sehr gut und viel weißer, als der in Frankreich. Allein der einträglichste Industrie-Zweig der Bewohner dieser Gegenden ist die Pechbereitung, welche verhältnißmäßig nicht so viel Arme erfordert, als der Landbau. Vier Menschen sind hinreichend, um ein jährliches Einkommen von drey bis vier tausend Gourdes zu erzeugen.

Die Fichten, woraus man es zieht, müssen vor langer Zeit gefällt seyn, und in diesen Gegenden findet man ihrer viel noch an den Ufern der Seen, der Flüsse und des Meeres, angetrieben durch die Strömungen und Fluthen. Die ältesten sind die besten. Man zersägt die Bäume in Klötze von ungefähr zwey Fuß, und diese spaltet man sodann in ganz kleine Stücke. Auf dem Boden macht man ein Bassin von vier bis fünf Fuß im Viereck, und nur fünf bis sechs Zoll tief; dicht darneben hat man mehrere Löcher von einigen Fuß Tiefe gegraben, und jedes durch eine Rinne mit dem Bassin verbunden. Man legt über dieses Viereck vier bis fünf starke eiserne Stangen, und zuvor über diese hin werden die Holzstücke gesetzt, so daß dazwischen immer freye Räume bleiben. Auf diese Art wird eine Pyramide gebaut, so hoch als möglich, und dann der Gipfel derselben angezündet. Wie nun das Feuer das Holz verzehrt, tropft das flüssige Harz oder Pech herunter in das Bassin, von wo es in die verschiedenen Löcher abläuft.

Um aber dieses Pech in Theer zu verwandeln, macht man Kugeln glühend, und wirft diese hinein, sie entzünden es, machen, daß es mit großem Geräusch aufbrauset, und einen dicken Rauch aufsteigen läßt. Hält man es für dick genug, so bedeckt man es mit einem geflochtenen Deckel, worüber wieder Erde und Rasen gelegt wird. Der Luft beraubt, kühlt es sich ab, und wird hart; dann muß es, um es von dem Boden abzulösen, mit Beilen zerhauen werden.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Ankunft zu Neu-Orleans. Beschreibung dieser Stadt. Ursachen ihrer Unreinlichkeit.

Der Eingang des Bayou Saint-Jean wird durch ein Fort beschützt. Diese Beschützung ist nicht schwer, da der Bayou sehr schmal ist, und vorn eine hohe Sandbank hat, daß das Wasser nur drey Fuß darüber geht. Dieser Bayou hat keine Strömungen, als die des Sees, d. h. wenn der See durch die Fluth und die Winde aufschwillt, so tritt auch der Bayou bis zum Uebertreten in die Höhe, und senkt sich wieder mit dem Wasser des Sees. Das ganze Land, welches er in seinen vielfachen Krümmungen durchschneidet, ist überall von dem Wasser des Flusses und des Sees bedeckt, und dieses ist entweder ganz stehend, oder hat einen kaum merklichen Abfluß. Man findet kaum hier und da einige wasserfreye Stellen. Dieses stehende und faulende Wasser wimmelt von Gewürm und Ungeziefer, vorzüglich von Krokodil-

len, und theilt sich in so viel Canäle, daß man sich darin verirren könnte; sie werden beschattet von hohen Bäumen, welche gedrückt, verstümmelt, und von den Gipfeln bis an die äußersten Enden der Zweige bedeckt sind, von einer Schmarotzer-Pflanze, zum Geschlecht des graulichen Mooses gehörig, deren dicke, sechs bis sieben Fuß lange Büschel hin und herschwankend die Zweige unter ihrer Last biegen, dem Blicke einen Theil des Laubes entziehen, und diesen wilden Gegenden einen seltsam düstern und traurigen Charakter geben. Dringt man indessen weiter vor, so erhebt sich der Boden, und seine Erhöhung gibt oft eine solche Fläche, welche recht gut bewohnt werden kann. Die nunmehr durch Menschenhände freyer gewordenen Ufer enthüllen hier und da artige Landhäuser, von den mannigfaltigsten Formen; einige von Holz, umgeben mit Gallerien im Chinesischen Geschmack, andere von Backsteinen erbaut, sind mit Gallerien auf Italiänische Art gekrönt, einige haben auch Colonnaden; es gibt welche, die den Umgebungen von Paris keine Schande machen würden; vor allen befinden sich große vergitterte Gärten, wo man Alleen von prächtigen Orangen-Bäumen erblickt, vorzüglich von der Art mit säuerlichen Früchten, welche sich Jahr aus Jahr ein mit immer frischen Aepfeln schmückt *).

Die Schiff-Fahrt auf dem Bayou Saint-Jean endigt sich eine Stunde von der Stadt; er verliert sich darauf in sumpfigen Cypressen-Gehägen. Man hat zwar einen Canal von da bis an die Stadt gegraben, allein dieser

*) Die säuerlichen Orangen haben das Besondere, daß sie sich den ganzen Winter durch auf den Bäumen halten; in dieser Jahreszeit werden sie weich und schrumpflich, und verlieren zum Theil ihren Saft und ihre Schärfe, im Frühling werden sie wieder voll, erhalten ihre äußerliche Frische wieder, und inwendig ihren scharfen Saft.

hat sich schon dergestalt verengert, daß man nur noch mit sehr kleinen Pirogueen darauf schiffen kann. Er dient auch dazu, das Wasser von den Straßen und den umliegenden Gegenden abzuführen; er bringt es in den Bayou Saint-Jean. Denn das Wasser benimmt sich zu Neu-Orleans, und längst dem Flusse hin, in einer Strecke von fast hundert Lieues, ganz anders, als man in Europa findet. Unsere Flüsse nähmlich nehmen das Regenwasser durch Bäche auf, indeß es sich in diesen Gegenden des Flusses von seinen Ufern entfernt, und weiter fließt, um sich in die Sümpfe zu ergießen, deren Bett tiefer ist, als das Ufer des Flusses. Ich werde in der Folge die Ursache dieser ganz verkehrten Einrichtung angeben.

Den vierten Tag begaben wir uns nach Neu-Orleans. Während unsers Aufenthaltes zu Pensacole hatte eine immerwährende Trockenheit geherrscht, zwey bis drey kurze Gewitter ausgenommen, und wir fanden die Straßen von Neu-Orleans ganz aufgeweicht durch das Wasser; seit zwey Monathen regnete es hier alle Tage. Die Einwohner klagten, daß sie zwey Monathe so viel Nässe gehabt hätten, wie noch niemahls, da hingegen die Einwohner von Pensacole sehnlich auf Regen harrten. Wer erklärt diese so sehr verschiedene Einwirkung des Mondes auf die Witterung?

Die Straßen von Neu-Orleans waren in mehreren Quartieren selbst für Wagen ungangbar geworden; es waren wirklich Löcher, worin sie zerbrachen. Die Fußgänger retteten sich auf die Trottoirs, welche, längst den Häusern hin, angebracht sind. Diese Trottoirs hatten indessen ebenfalls ihre Gefahren; eingefaßt mit großen behauenen Balken, um die Erde und die Pflastersteine zusammen zu halten, waren sie an sehr vielen Orten schadhaft und mit Schlamm bedeckt, daher mußte man in der Kunst zu balanciren geübt seyn, um, ohne aus

zugleiten, auf diesen Holzstücken, die sich in so mancherley Richtungen bogen, hingehen zu können.

Längst diesen Trottoirs hat man einen kleinen Canal angebracht, um das Wasser von dem Flusse an bis zu dem Bayou einzusaugen; allein dieser Canal war selbst verschlämmt, und der gemeinschaftliche Ausgang in den Bayou war gleichfalls verstopft, wodurch denn mehrere Straßen ganz in Sümpfe verwandelt wurden; man mußte nunmehr lange Umwege nehmen, und es war nichts Kleines für die Fremden, sich in der Stadt gehörig zu orientiren; denn wenn man nach seiner Adresse nach einer Straße fragte, konnte sie einem niemand, oder selten jemand, selbst von denen, die dort wohnten, zeigen. Die Einwohner bezeichneten sie sich unter einander, eben so wie die Quartiere der Stadt, mit dem Nahmen eines der vornehmsten Einwohner, der daselbst wohnte. Man hatte sich's noch gar nicht einfallen lassen, die Nahmen der Straßen an die Ecken zu schreiben; sie waren bloß eingeschrieben in den Archiven der Stadt, und man muß gestehen, daß nur sehr wenige im Stande seyn dürften, sie auch hier zu lesen.

Ich bezeigte mein Erstaunen darüber, in einer so volkreichen und so lebhaften Stadt eine so schwierige Communication zu finden, und erfuhr, daß die dazu nöthigen Gelder zwar in der Casse wären; allein die bevorstehende Veränderung der Regierung in dieser Colonie mache, daß man die Reparaturen aufschiebe. Diese Veränderung hätte aber im Gegentheile die Obrigkeiten veranlassen sollen, mit Abtragung der glücklichen Pflicht, Gutes zu bewirken, recht zu eilen; sie hätten dann für ihre Regierung und für sich selbst ein ehrenvolles Andenken zurück gelassen. Alles litt damahls unter der Ungewißheit wegen der Folgen der neuen Ordnung, welche man erwartete; man wagte es nicht, sich den allereinfachsten Spe-

culationen zu überlassen. Indessen füllte sich die Stadt täglich mit Franzosen aus Europa an, und mit Flüchtlingen von Saint-Domingo und Anglo-Amerikanern; die Wohnungen wurden seltener und theurer, ein kleines Häuschen in den entferntesten Quartieren kostete des Monaths zehn bis zwanzig Piaster, und gut gelegene Kramladen und Gewölbe wurden um 25—80 Piaster vermiethet.

Der ungeheure Ertrag der Häuser munterte zu Erbauung von neuen auf. Man wird noch lange zu bauen haben, ehe jene elenden Hütten verschwinden, welche den größten Theil der Stadt einnehmen, und so viele hübsche Häuser entstellen, die sich hier und da erheben; die längst dem Flusse gelegenen, welche sich sehr theuer vermiethen lassen, bilden schon durch ihr Ganzes einen schönen Anblick; sie sind von Ziegeln nach Italiänischer Manier, und mit jenem trefflichen Muschelkalk überzogen, der weißer als Gyps, und eben so fest ist. Die meisten Häuser stehen auf Würfeln; man kann keinen Grund für sie graben; denn noch nicht einen Fuß tief trifft man auf Wasser, und oft findet es sich schon auf der Oberfläche des Bodens. Wenn der Fluß angeschwollen ist, welches vorzüglich vom Monathe May bis in den August eintritt, steht sein Wasser weit über dem Boden; es wird aber durch einen Kunstdamm abgehalten, sonst müßte es die ganze Stadt überschwemmen und verschlingen. Der Damm aber, welcher die Ueberschwemmung verhindert, verhüthet nicht, daß das Wasser durch die Erde sickert; dadurch wird nur der Boden so weich, daß er ohne Pfahlwerk und Pfeiler ansehnliche Gebäude gar nicht tragen kann, und man muß auf den Höfen und in den Gärten Graben haben, um den Boden zu erhöhen, und trocken zu machen.

Schon sieht man im Innern der Stadt Häuser von

mehrern Etagen; und wenn die Straßen ganz damit werden eingefaßt seyn, muß man erwarten, daß die Krankheiten, von der Art der gelben Fieber, große Verwüstungen daselbst anrichten werden. Der niedere Boden ist an der Seite des Flusses eingefaßt von dem Steindamme, und auf der gegenüber liegenden Seite von Sümpfen; die nächsten sind ganz frey und unbedeckt, und aus dem Schooße der entfernteren erheben sich sehr hohe Cypressen-Wände, welche den Horizont einfassen. So ist von beyden Seiten die Circulation der Luft sehr gehemmt, und der Aufenthalt in dieser Stadt muß von Tage zu Tage ungesunder werden. Man darf sich daher nicht wundern über das Abweichende in den Schilderungen der Reisenden von der Gesundheit der Colonial-Städte, und vorzüglich derer von Neu-Orleans, Schilderungen, welche nur Unwissende lügenhaft schelten können; welches denn auch freylich leichter für sie ist, als nachzudenken, zu welcher Zeit jene Schilderungen gemacht wurden. Zur Zeit der ersten Niederlassungen von Neu-Orleans rückten die kleinen hölzernen, weit von einander gebauten Häuser die Luft nicht zusammen, und warfen die glühenden Sonnenstrahlen nicht so zurück, wie die großen zusammen gedrängten Gebäude, bedeckt mit dem Ueberzug von glattem und weißem Kalk; und die Sümpfe, in deren Mitte die aufblühende Stadt erbaut war, geschützt durch den Schatten dickbelaubter Bäume, verbreiteten Kühlung über die Stadt, und reinigten die Luft *). Damahls kannte man also jene verheerenden Fieber noch nicht, und mußte die Gesundheit ihres Klima's rühmen.

Der Fluß an der Vorderseite hatte damahls nur sechzig bis siebzig Fuß Tiefe, und sein Bett ist so beschaffen, daß die Fahrzeuge so dicht ans Ufer kommen können, daß

sie

*) Siehe viertes Kap., über die Sümpfe. S. 32.

sie keiner künstlichen Vorrichtung zur Gemeinschaft mit dem Lande bedürfen; zwey lange Querhölzer sind dazu hinreichend. Die Breite des Flusses von ungefähr fünf hundert Toisen *) erlaubt einer großen Menge von Schiffen ebenfalls auf mehreren Linien zu ankern. Seine nur ungefähr dreyßig Lieues entfernte Mündung macht die Communicationen wegen des langsamen Laufes sehr leicht; allein diese dreyßig Meilen, welche der Fluß durchläuft, um seine Mündung zu erreichen, sind nur eine ins Meer hinaus laufende Erdzunge, einem Damme nicht unähnlich. An dem höchsten Theile des Bodens der Stadt wird dieser natürliche Damm zu einem so schmalen Streifen, daß er nur, mit dem Flusse zusammen, vier Meilen breit ist. Hier befindet sich östlich als ein Verbindungsmittel mit dem Meere der See Ponchartrain, der nur zwey Lieues entfernt ist, und die Verbindung mit den Biloxis, dem la Mobile und Florida eröffnet. Auf der andern Seite des Flusses westlich eröffnet der See Barataria eben so nahe die Verbindungswege mit dem Meere durch die Ascensions-Bay. So kann man über diesen Erdstreifen in vier bis fünf Stunden aus dem See Ponchartrain in den See Barataria gelangen, indeß man auf dem Meere ungefähr achtzig Lieues zu machen haben würde, um aus einem dieser Seen in den andern zu kommen, weil man den durch den Fluß gebildeten Damm umschiffen müßte. Diese einzige Lage der verschiedenen Verbindungswege mit dem Meere vereinigt auch noch den Vortheil, daß der Fluß weiter unterhalb keine anderen Flüsse aufnimmt. Man genießt also aller Verbindungswege, welche die entfernten Verästungen des Stromes gewähren können.

*) Gegenwärtig hat er nicht mehr als vierzig Klaftern, man wird in der Folge sehen, welche Ursachen diese Veränderungen bewirkt haben.

Die Stelle, worauf die Stadt steht, ist nichts als ein schmaler Streifen, ungefähr eine Viertelstunde breit; die hintere Gegend, nach Osten zu, ist bedeckt mit Sümpfen, welche sich in den See Ponchartrain verlieren, die vordere gegen Westen, welche die höchste ist, macht das Ufer des Missisippi's aus, welches an dieser Stelle einen Bogen bildet.

Der Plan dazu wurde im Monath August 1718 von einem gewissen de Latour, Chef de Genie, auf Befehl des General-Commandanten Herrn von Bienville entworfen. Verschiedene nomadische Familien, Abkömmlinge von den Ilinois, hatten sich bereits hier niedergelassen, und die Gegend hier und da angebaut. Diesen Familien, gewohnt an den Seen und in den Wäldern umher zu irren, hatte man gewiß den Begriff von den Vorzügen dieser Lage zu verdanken.

Die nach hinten zu unter Wasser stehende Gegend erlaubte es nicht, der Stadt eine große Tiefe zu geben; der Ingenieur beschränkte diese auf drey hundert Toisen, indeß er ihm sechs hundert in der Länge längst dem Flusse hin gab. Er theilte diesen Raum in zehn nach der Schnur gerichtete Straßen, welche sich nach dem Flusse zu endigten, und fünf andere, mit dem Missisippi parallel laufende, in rechten Winkeln durchschnitten. Diese zehn Straßen, von fünf andern durchschnitten, bildeten sechs und sechzig Vierecke, oder gleiche isolirte Plätze, deren Tiefe zur Vorderseite sich wie sechs zu eilf verhielt; jeder davon hatte funfzig Toisen im Viereck, bestimmt für zwölf Familien. Die Straßen hatten fast sechzig Fuß Breite, wovon jedoch wohl bis neun Fuß für die Trottoirs abgezogen werden müssen. Das wäre denn nun hinreichend für Fußgänger und Wagen, aber nicht für die Circulation der Luft und für die so nothwendigen Baum-Alleen. Man hat diesen Plan bis heut zu Tage

befolgt, und wird ihn wahrscheinlich auch künftig befolgen. Eine längst dem Flusse am obern Theile der Stadt hinlaufende Vorstadt wird nach gleicher Abtheilung angelegt und erweitert. Man erbaute damahls längst dem Flusse jenen Damm, der noch jetzt die Stadt vor Ueberschwemmungen schützt, und zugleich grub man Gräben um jede Insel, welche, mit andern gemeinschaftlichen Gräben zusammen hängend, das Regenwasser und das, was vom Flusse her durchsickerte, in die Sümpfe ergossen.

Die Bewohner wurden veranlaßt, sich jeder ein Terrain zu wählen, d. h. ein Zwölftel von jenen Inselplätzen, mit der Verbindlichkeit, darauf eine Hütte zu bauen, oder es wenigstens mit Pallisaden zu umgeben.

Für den Waffenplatz wurde eine ganze Insel bestimmt, nähmlich die mittelste von den eilfen, die an den Fluß stößt. Dieser, funfzig Toisen im Viereck haltende Platz, ist hier z. B. in der Tiefe geziert durch die regelmäßige Façade der Cathedral-Kirche, welche zwey andere regelmäßige Gebäude zur Seite hat; zu ihrer Rechten befindet sich das Stadthaus, in gutem Styl erbaut; das zur Linken ist noch nicht vollendet, es war bestimmt für die Capuciner, welche das Priesteramt versehen. An den Seiten des Platzes ziehen sich, gleichsam als Flügel, zwey regelmäßige Gebäude hin, besetzt mit einer großen Menge von Kramläden. Das Ganze des Platzes, die Handelsthätigkeit, machen den Anblick sehr angenehm; er würde es noch mehr seyn, wenn man ihn mit Bäumen verziert hätte, welche hier um so nothwendiger sind, je weniger diese, nach hinten zu unter Wasser stehende Gegend Schatten biethet, und man für die Spatziergänge einzig auf den Damm längst des Flusses, oder auf den Weg des Bayou Saint-Jean eingeschränkt ist. Das Merkwürdigste ist dieß, daß diese Cathedral-Kirche, dieses Stadthaus und die anderen, die Flügel bildenden Gebäude auf Ko-

sten eines einzigen Spanischen Privat-Mannes, mit Nahmen D. Andreas Almonastere, der seit Kurzem gestorben ist, und arm nach Louisiana gekommen war, erbaut worden sind. Er hatte noch außerdem die Hospitaliter-Kirche und die der Ursuliner-Nonnen erbauen lassen. Alle diese Gebäude haben ungefähr zwey Millionen Franken gekostet. So viel Ansprüche auf Heiligkeit haben ihm doch nicht den Ruf der Heiligkeit verschaffen können. Seine Erbschaft war noch über dieß einer der ansehnlichsten Vortheile der Colonie.

Als der Hauptort noch auf der Insel Dauphine und auf den Biloxis war, erhielt man daselbst jährlich aus Frankreich zwey Schiffe, mit öffentlichen Mädchen beladen, welche denn hier so schnell mit Männern versehen wurden, daß die letzte bald wie eine zweyte Helena die Veranlassung großen Zwistes geworden wäre; man mußte endlich zum Loos seine Zuflucht nehmen, um zu erfahren, welcher Glückliche Besitzer dieses Schatzes werden würde. Eine dritte Ladung ähnlicher Art traf ein, um die aufblühende Stadt Neu-Orleans zu befruchten; man mußte mit den erstern sehr zufrieden gewesen seyn; denn auch diese wurden sehr bald mit Männern versehen. Diese Mädchen wurden wirklich gute Hausmütter, und es entsproß von ihnen eine edle und zahlreiche Nachkommenschaft; so wahr ist es, daß der Mensch nicht mit der Neigung zum Laster geboren wird. Nur die Umgebungen sind es, die den Menschen verderben; die beste Art, sie zu bessern, ist daher nicht die, sie mit strengen, harten Züchtigungen heimzusuchen, sondern vielmehr, sie dem Bedürfnisse des Lasters zu entziehen.

Die Bevölkerung der Stadt kann sich wohl auf zehn bis zwölf tausend Seelen belaufen; sie besteht aus Franzosen, Spaniern, Anglo-Amerikanern, einigen Zigeuner-Familien, Negern, Mulatten, Freye sowohl als Sclaven,

und zwar zum größten Theile. Fast alle treiben Gewerbe. In der neuen Welt findet man in Städten nicht viel solcher unnützen Familien, welche sich eine Ehre daraus machen, nichts zu thun. Das allgemeine Streben nach Gewinn macht, daß man keinen Stand verschmäht, so bald er nur einträglich ist. Der Bäcker, der Schneider, der Schuhmacher sind angesehene Leute; sie sind reich, und stehen mit den bedeutendsten Personen in gleichem Range. Jedoch wehe dem verdienstvollen armen Manne! Hier braucht er mehr moralische Kraft, als irgendwo anders, um dem Unglücke zu trotzen; allein er findet auch durch Arbeit und gute Aufführung leichter Mittel und Wege, sein Glück zu machen.

Der vornehmste Stand ist der des Kaufmanns, d. h. desjenigen, der Schiffsladungen kauft, um sie im Ganzen wieder abzusetzen; oder der sie als Commissionair empfängt. Es gibt unter ihnen nur wenig Rehder, noch weniger aber kluge Speculanten. Man muß sie mehr betrachten als bloße Commissionäre oder Grossirer, welche wieder an die Kleinhändler oder die entfernten Landleute verkaufen, die ein Mahl des Jahrs ihren Einkauf machen, und gewöhnlich ihre Baumwolle und andern Producte an Zahlungs Statt geben. Die Kleinhändler der Stadt haben drey- bis viermonathlichen Credit, und gewinnen ungefähr fünf und zwanzig Procente. Das ist denn gar nicht zu viel, wenn man die Miethzinse, die Kosten der Unterhaltung, der Nahrung des Gesindes rechnet, und weiß, wie viel Waaren liegen bleiben, weil sie nicht mehr gesucht, oder welche, von ihrem Werthe verlierend, mit großem Verluste verauctionirt werden; so gibt es viele, welche aus Mangel an Absatz sich gar nicht behaupten können. Die herum ziehenden Handelsleute, welche sich in die entfernten, im Innern von Louisiana liegenden Niederlassungen zerstreuen, sind größten Theils

solche Kleinhändler, welche fast alle Pelzwerk und Landerzeugnisse an Zahlungs Statt annehmen; sie geben meistens ein Jahr Credit, um desto eher wiederkommen zu können. Unter den Kleinhändlern bilden die Gastwirthe und Eßwaarenverkäufer eine sehr zahlreiche Classe, welche mit einiger Geschicklichkeit sich schnell bereichert. Ganz vorzüglich legen sich auf diese Gewerbe die Catalonier, eine thätige, arbeitsame, sparsame Menschenclasse, welche viel Aehnlichkeit mit unsern Savoyarden hat; man ist dergestalt gewohnt, sie zu Neu-Orleans mit diesen Gewerben beschäftigt zu sehen, daß man einen Gastwirth und einen Gewürzkrämer mit dem Geschlechtsnahmen Catalonischer Kaufmann zu bezeichnen pflegt. Diese Catalonier, welche arm aus ihrem Vaterlande kommen, fangen mit sehr Wenigem an, und finden unter ihren Landsleuten zu wiederhohlten Mahlen Unterstützung, wenn die Zerrüttung ihrer Angelegenheiten nur nicht von schlechter Aufführung herrührt. Wie wünschenswerth wäre es für Spanien, daß diese nützlichen Menschen alle seine Colonien bevölkern möchten! Auf eine unbegreiflich ungerechte Weise werden sie aber nicht sehr geachtet, und es scheint, als wolle man sie unter die Neger rechnen.

Das Bäckergewerbe ist eines der einträglichsten; viele haben dadurch in wenig Jahren ein großes Vermögen erworben, worüber man sich eben nicht sehr zu wundern braucht. Kenkuty und alle Länder der vereinigten Staaten, welche mit dem Missisippi in Verbindung sind, senden ihr Mehl nach Neu-Orleans. Dieses Mehl ist von verschiedener Güte, und hat falglich verschiedene Preise; man verkauft es von drey Piastern das Faß, welches ungefähr hundert und neunzig Pfund wiegt, bis auf zehn bis zwölf Piaster; bisweilen ist ein solcher Vorrath davon in der Stadt, daß es auf einen Preis fällt, selbst

unter dem, den es in der Gegend hat, woher es kommt. Es gibt auch viel beschädigtes und verdorbenes. Die Schiff-Fahrt erlaubt nur vom May bis zum September, es zu verführen. Die Bäcker, welche Geldvorrath haben, können sich zu gewissen Zeiten des Jahres sehr wohlfeil damit versehen; auch können sie durch Vermischung der schlechtern Sorten mit dem ganz feinen sehr viel gewinnen; der Preis des Brotes ist zwar unter der Spanischen Regierung bestimmt worden, nähmlich für das Pfund wenigstens ein Picaillon (sechs Sous). Allein wie der Mehlpreis steigt, vermindert sich das Gewicht des Brotes. Die Bäcker wissen in dieser Hinsicht immer die Regierung für sich zu gewinnen.

Viele Privat-Leute lassen durch ihre Sclaven das Fleischergewerbe betreiben, oder betreiben es selbst. In keinem Lande auf der Erde kann, im Verhältniß zur Bevölkerung, so viel Fleisch consumirt werden, als hier. Man könnte daher die Louisianer mit Recht die Fleischessenden benennen. Ueberall findet man bey Tische kleine Stücke Brot, und sehr große Stücke Fleisch; das, was die Kinder von dem letztern genießen, würde einem Europäer Angst machen, und doch befinden sie sich wohl, und werden groß und kräftig; in Europa hört man vom Arzte bis zur Wärterinn immer: das Fleisch sey den Kindern schädlich. Die Ursache dieser Fleischverschwendung ist sehr einfach; es ist unter allem das Wohlfeilste, das Gemüse nicht ausgenommen. Das Pfund kostete damahls nicht mehr als sechs Sous. Das macht in Beziehung auf den Geldvorrath noch nicht zwey bis drey Sous de Francs: und auf dem Markte kosten drey bis vier Zwiebeln, oder drey bis vier Rüben, von der Dicke eines Thalers, sechs Sous, oder einen Picaillon; drey bis vier Mahl mehr bedarf man zu einer Schüssel Spinat und verhältnißmäßig anderer geringerer Gewächse. Gemüse findet man

eigentlich nur auf dem Tische der Reichen; dagegen ist Fleisch die allgemeine Nahrung. Deßhalb gibt es hier so viel Fleischer, welche alle großen Absatz haben. Man drängt sich dergestalt an ihre, auf dem Markte vereinigten Bänke, daß ihr Verkauf um acht, neun Uhr des Morgens schon geendigt ist. Sie schlachten nur Kühe, weil man behauptet, daß hier zu Lande ihr Fleisch besser ist, als das der Ochsen. Sie sind im Sommer fett, im Winter aber mager. Sie wiegen gewöhnlich vier bis fünf hundert Pfund. Der Einkaufspreis in der Stadt ist gewöhnlich funfzehn Piaster. Der Wiederverkäufer hat zum wenigsten den doppelten Profit; überdieß wird auch das Unschlitt das Pfund zu zwölf bis funfzehn Sous verkauft, und das Leder zu einem und einem halben, bis zwey Piaster. Kalb- und Schweinefleisch kostet acht Sous, dieses Kalbfleisch aber kommt von jungen, zwey bis dreyjährigen Thieren.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung der Nachrichten über den Handel und die Industrie der Stadt Neu-Orleans. Sitten.

Französische Schneider lassen sich bloß für Macherlohn, bey einem ganz gewöhnlichen Rocke, zehn Piaster bezahlen; gemeiniglich liefern sie auch das Zeug dazu, welches ein neuer Vortheil für sie ist. Ich habe ihrer gesehen, welche binnen zwey bis drey Jahren fünf bis sechs tausend Piaster gewonnen hatten. Die Concurrenz mit den Farbigen, welche dasselbe Gewerbe betreiben, schadet den

Europäern nicht viel, weil man diese für bekannter mit den Moden hält.

Man bringt aus Frankreich und den vereinigten Staaten so viel schlechtes Schuhwerk an Schuhen und Stiefeln, daß man sie lieber in der Stadt machen läßt; ob das Leder gleich nicht das beste ist, weil es nicht genug Lohe bekommen hat, so kostet ein Paar Schuhe doch zwey bis drey Piaster, und Stiefeln zwölf bis vierzehn Piaster. Gute Schuhmacher, welche aus Europa ihr Leder gut zubereitet ziehen könnten, müßten treffliche Geschäfte machen; denn schon gegenwärtig ist es ein einträgliches Gewerbe. Ich habe auch zwey bis drey Tapezierer gesehen; allein sie hatten nichts zu thun, denn das Klima erlaubt dort unsere Arten der Zimmerverzierung nicht.

Die Tischlerwaaren der Farbigen sind immer sehr schlecht; nur Europäer, oder die aus den vereinigten Staaten, liefern gute Arbeit, und der ungeheure Preis derselben macht, daß viele dadurch reich geworden sind. Ein Flüchtling von Saint-Domingo, der ohne einen Sous nach Neu-Orleans gekommen war, hatte in drey bis vier Jahren schon ein schönes Haus, das dreyßig bis vierzig tausend Franken werth war, gewonnen, ungerechnet die Fonds seines Etablissements.

Die feine, ausgelegte Tischlerarbeit wird nur von Anglo-Amerikanern verfertigt; steht aber der Französischen, vorzüglich der Pariser, gar sehr nach; indessen könnte die Menge trefflicher Holzarten, welche Louisiana erzeugt, diese Profession äußerst einträglich machen. Ein Schrank von Kirschbaum, nach alter Form, wird hier um vierzig bis hundert Piaster verkauft (zwey bis fünf hundert Franken). Man ist hier, nicht nur in Ansehung des Luxus der Künste, sondern selbst der Bequemlichkeiten, welche sie gewähren, so unwissend, daß eine schöne Mar-

mor-Platte nicht mehr geachtet wird als ein gemeiner Stein, und daß man sich nicht einmahl Mühe gibt, den Unterschied derselben aufzusuchen.

Das Gewerbe der Zimmerleute in einem Lande, wo unaufhörlich gebaut wird, wo das untere der Häuser, die Seiten, das Dach, Alles von Holz ist, fest mit Zimmerholz verbunden; dieses Handwerk muß hier eines der einträglichsten seyn, besonders für diejenigen, welche einige Begriffe von Mechanik damit verbinden, was vorzüglich bey Baumwollen-, Säge- und Reißabschälungs-Mühlen erfordert wird.

Der Eisenarbeiter beschränkt sich allein auf gröbere Arbeiten für die Häuser, das Hausgeräthe und Ackerwerkzeug, welches ausnehmend theuer ist; allein die Schlosserarbeit, die der Messerschmiede und die Quincaillerie ist von gar keiner Bedeutung. Man bekommt von allen diesen Sachen so viel aus Europa, und so wohlfeil, daß man mehr geben muß, ein Schloß ausbessern zu lassen, als ein neues zu kaufen. Man wirft daher das alte sogleich weg. Ein Europäer, der einige Ideen von Wirthschaft und Kunst-Producten hat, findet hier unter dem Unrath und Kehricht eine Menge Sachen, welche bey einer kleinen Ausbesserung noch lange dienen könnten, und der Colonist muß, seines großen Aufwandes ungeachtet, doch viel entbehren, weil man sich nicht aufs Ausbessern legt. Der Europäer, welcher die fleißigen, mit kleinen Ausbesserungen beschäftigten Arbeiter verachtet, bedenkt nicht, welche große Ersparung er ihnen verdankt. Eine schlechte Uhr kostete in einem Jahre mehr, sie auszubessern, als sie neu gekostet hat. Für eine Pendule forderte man mehr Reparatur-Kosten, als der Preis ist, um den man sie nachher verkaufen kann, daher hat fast niemand eine Pendule, und die wenigen Taschenuhren sind in traurigen Umständen.

Das Handwerk des Hufschmides kennt man hier ganz und gar nicht; denn man beschlägt die Pferde nicht, weil es weder Steine, noch Kiesel, noch groben Sand gibt, sondern überall einen weichen und lockeren Boden; auch die Wagenräder werden gewöhnlich nicht beschlagen. Man reist, und versendet die Waaren mehr zu Wasser, als zu Lande; indessen gehört doch das Wagnerhandwerk, in Ansehung der Bedürfnisse im Innern der Stadt und der umliegenden Gegend, unter die Zahl der nothwendigen und einträglichen Gewerbe, vorzüglich in Beziehung auf die schwerere Arbeit der Räder.

Das Maurerhandwerk ist bloß mit Aufführung von Wänden und Backsteinen beschäftigt, welche mit dünnem Lehm verbunden werden, worüber dann ein Anstrich von Kalk gelegt wird.

Das Apothekerwesen muß gleichfalls nicht ohne Vortheil seyn in einem Lande, wo man sehr lecker ist, wo man übermäßig trinkt, wo man von den größten Anstrengungen zum größten Müßiggange übergeht, wo die indolenten Frauen sich bloß bewegen, um sich von ihren Sclaven Gehorsam zu erzwingen, wo das Klima außerordentliche Veränderungen der Witterung, oft sehr schnell, erzeugt, wo die Unwissenheit verhindert, daß man in der Diät, der Wahl der Nahrungsmittel, in den Gewächsen des Landes leichte Mittel zur Wiederherstellung und Erhaltung der Gesundheit findet, und da wir andere weise Europäer zu unserer Heilung Droguen, welche drey, vier tausend Meilen weit herkommen, Salze und in den Laboratorien zubereitete Spiritus-Arten bedürfen: so können wir die minder klugen Louisianer nicht tadeln, wenn sie ihre Apotheker so schnell bereichern. Die eigentlichen oder so genannten Aerzte sind gleichfalls mit hierher zu rechnen. Eins geht nicht ohne das Andere. Die Aesculape der neuen Welt haben vor denen in der alten noch

einen großen Vortheil voraus; und das ist der, daß sie aller Studien, aller Grade und alles dessen, was Wissenschaft heißt, gänzlich entbehren können. Befreyt von diesem Zubehör kommen sie schneller vorwärts, und expediren ihre Kranken schneller. Bücher nachzuschlagen, zu studieren, nachzudenken, die Natur zu beobachten, ist ganz verlorene Zeit; so daß auch ein Arzt aus Paris und Schüler der dasigen Universität, ein geschickter Mann, dergestalt brotlos blieb, daß er bald Hungers gestorben wäre, und fortgehen mußte, indeß seine ungelehrten Collegen, die er vielleicht nicht zu Famulis genommen haben würde, alle Tage ihre Taschen füllten, gut aßen und tranken, Pferde und Wagen hielten, und sich über ihn moquirten. Auch sind diese Herren so überzeugt von der Unbrauchbarkeit der Bücher, daß die Bibliothek von Allen zusammen nicht für einen Lehrling hinreichte. Herr Lebnau, ein sehr verdienter Arzt, dem das Cabinett der Naturgeschichte zu Paris viel seltene Thiere, vorzüglich aus Louisiana, verdankt, hatte in diesem Lande einen großen Ruf erhalten, so daß man jetzt funfzehn bis zwanzig Jahre nach seinem Tode noch von ihm spricht. Ich weiß nicht, woher diese ganz besondere Celebrität rühren mag.

Ein Vorfall, der sich zur Zeit meiner Ankunft ereignete, zeigt, welche großen Speculationen für die Colonien Paris darbiethet, in Ansehung der geheimnißvollen Kunstgriffe der Verferriger geheimer Medicamente, einer Menschenclasse, welche so sehr für das allgemeine Beste sorgt, daß sie einer Aufmunterung der Regierung gar nicht bedarf. Es war nähmlich ein ganz ungeheures Packet von einem solchen geheimen Remedium, unter dem Nahmen: Allgemeines Regenerations-Mittel, nebst vier großen gedruckten Blättern angekommen, worauf alle seine regenerirenden Eigenschaften für das Blut, die Säfte, die Nerven u. s. w. angegeben waren. Schon

der Nahme machte in einem Lande Glück, wo man so vielerley Arten der Regeneration äußerst bedürftig ist; allein man hatte nicht so bald davon gekostet, als man über Wunder schrie. Alle Welt wollte sich regeneriren durch diese Mischung von Sublimat und acidum muriaticum, und was zu Paris der schamloseste Libertin nicht gewagt haben würde, das thaten hier Damen auf offener Straße, und ließen sich von diesem Regenerations-Mittel um die Wette reichen. Der ungeheure Vorrath war bald erschöpft, und man hatte viel zu lange auf andern aus Frankreich warten müssen; daher verfertigten die Herren Apotheker, ein ebenfalls für das allgemeine Beste sehr besorgtes Völkchen, selbst welchen, und zwar so, daß man es nicht merkte. Allein der Neid des Einen, dessen Thür nicht eben belagert wurde, denuncirte die Verfälscher. Nun fanden die Schluckenden, daß das Mittel anders schmecke, und setzten verschiedene, auch sonst häufig vorgekommene Zufälle auf Rechnung der neuen Fabrikation.

Der zwar sehr verminderte Ruf dieses Arzneymittels dauert seit drey bis vier Jahren noch immer fort, und wird so lange dauern, bis andere ähnliche Mittel mit gleich pomphaften Nahmen und Versprechungen ankommen. Die erste Probe dieses regenerirenden Mittels sah ich auf meiner Reise von Martinique. Ein Reisender, mit Nahmen Mermet, brauchte es gegen die Seekrankheit, in gutem Glauben an die Annoncen. Allein er wurde nicht nur kränker, als alle auf dem Schiffe, sondern als er jemahls gewesen war.

Fünf und dreyzigstes Kapitel.

Natur und Beschaffenheit der nach Neu-Orleans eingeführten Waaren. Bemerkungen darüber.

Die verschiedenen Handelszweige in dieser Stadt beziehen sich in Ansehung der Einfuhr von Eßwaaren erstlich auf Wein, von verschiedener Art und Güte, z. B. Madera, Malaga, vorzüglich aber Bordeaux- und Küstenweine (de côtes) *). Die Engländer lieben vorzüglich den Madera, die Spanier den Malaga; die Franzosen, als die zahlreichsten, und die Spanier, welche sich überdieß noch leicht an unsere Sitten gewöhnen, machen, daß die größte Consumtion in Französischen Weinen Statt findet, indem die Natur von diesen mehr einen täglichen Genuß gestattet. Die Preise im Ganzen sind so veränderlich, daß sie sich nicht leicht bestimmen lassen; allein die Consumtion der Französischen Weine ist doch so stark, daß auch der Ueberfluß daran den Preis nicht lange niederhält. Es sind dabey immer große Vortheile: unsere Branntweine finden dagegen nur mittelmäßigen Absatz. Tafia und Rum ersetzen ihre Stelle, sie hätten um vieles wohlfeiler seyn müssen, als sie wirklich sind, dann würde man sich daran gewöhnt haben; ja man würde sie viel-

*) In den Colonien nennt man Küstenweine diejenigen, die, wenn es keine Bourdeaux-Weine sind, von verschiedenen Gegenden kommen.

leicht vorgezogen haben, da iezt das Gegentheil Statt findet; ich glaube, diese Bemerkung ist für Frankreichs Interesse von großer Bedeutung. Das Oliven-Oehl ist gleichfalls einer der Haupt-Artikel für die Consumtion dieser Colonie. Die Englischen Familien genießen es selbst nicht zum Salat; dafür aber verbrauchen es die Spanier und Franzosen desto häufiger. Man bringt es gewöhnlich aus Frankreich in Körben zu zwölf Bouteillen, und diese Bouteillen sind so klein, daß sie nicht zwey Drittel der Pariser halten. Dergleichen Körbe werden meisten Theils um sieben bis zehn Piaster, die einzelne Bouteille für einen, und einen und einen halben Piaster verkauft. Man sieht also, welchen ungeheuren Vortheil diese Waare gibt.

Man sieht nun schon, daß die in den Colonien selbst zerstreuten Franzosen, welche auch nicht unter Französischer Herrschaft stehen, durch ihre Sitten und die Angewöhnung der Fremden an dieselben, Frankreichs Ausfuhr außerordentlich befördern; eine Bemerkung, welche ich oft zu machen Gelegenheit haben werde, und die von Reisenden und ökonomischen Statistikern zu sehr vernachlässigt worden ist.

Nach dem Oehle kommen die anderen Ingredienzien einer guten Mahlzeit, deren Consumtion ganz ungeheuer ist; als Weinessig, Liqueure, Würste, Sardellen, kleine Gurken, in Branntwein eingesetzte Früchte, als Pfirsiche, Apricosen, Pflaumen, trockene Früchte, Feigen, Mandeln, Weintrauben, vorzüglich Prünellen; man bringt auch unsere Käse ein; allein da sie durch die Hitze meistens verderben, so ist der Handel damit nicht von grosser Bedeutung. Die Nudeln und andere Mehlspeisen der Art finden hier gleichfalls viel Absatz. Die Consumtion dieser Art von Eßwaaren beschränkt sich nicht bloß auf die Stadt; ein großer Theil geht bis in die entferntesten Niederlassungen, und durchwandert mehrere hun-

dert Meilen und unermeßliche Wüsteneyen, um die Leckerhaftigkeit zu befriedigen. Die Bewohner von Louisiana, deren Gaumen immerwährend mit dem fetten Fleische eingeöhlt wird, wodurch sie sich den Magen beschweren, und die nicht, wie wir, ihre Mahlzeiten mit Deserten von säuerlichen Früchten beschließen, wodurch der Mund gereinigt, und den feinen Geschmackswärzchen mehr Ton und Empfindlichkeit gegeben wird, empfinden auch lebhafter, als wir, das Bedürfniß jener warmen, spirituösen und reitzenden Restauration. Ich habe oft Europäer sagen hören: sie fänden an dem Fleische des Landes nicht den angenehmen Geschmack unserer Europäischen Gerichte; das kann zum Theil wirklich der Fall seyn; allein der Hauptgrund liegt in dem einfachen Genusse des Fleisches, der selbst in Europa dem Gaumen jene feine Empfindlichkeit benehmen würde, welche uns der fortwährende Genuß roher und gekochter Früchte erhält.

Unser so schönes Porzellan findet nur mäßigen Absatz hier; der Grund ist, daß man es noch nicht genug von Fayence unterscheiden kann, und dann auch, daß diese den ungeschickten, verwüstenden Negern anvertrauten Dinge nicht lange dauern können, daher ihr Gebrauch äußerst kostbar wird. Um das Porzellan zu ersetzen, bedient man sich der schönen Englischen Fayance-Arten, welche so wohlfeil sind, daß die Franzosen in dieser Hinsicht gar nicht mit ihnen in Concurrenz kommen können. Nach dieser Wohlfeilheit und seiner Vollkommenheit müßte es einer der wichtigsten Handelszweige für uns werden; die Consumtion in dieser Art ist, im ganzen Umfang von Louisiana, unermeßlich; nirgends bedient sich auch der Aermste des Töpferzeugs, nicht einmahl unserer groben und dauerhaften Fayances von Rouen.

Alle Küchengeräthe in der ganzen Colonie bestehen gleichfalls nur in kleinen und großen gegossenen Kesseln,

bey

bey Armen sowohl als bey Reichen; des Handels halber bemerke ich, daß es unnütz ist, sie mit Handhaben zu versehen; die Neger, welche überall die Küche besorgen, bedienen sich derselben nicht. Der Vorzug in Ansehung alles dessen, was die Bekleidung und die Gegenstände des Hauswesens betrifft, ist eben so wenig zum Vortheil der Französischen Waaren; doch liegt dieß weniger an den Louisianern als an den Franzosen in Europa. Jene haben noch immer eine gewisse ungeschwächte Vorliebe für ihr Vaterland, wovon ich auf jedem Schritte Beweise gesehen habe. Die Frauen kleiden sich in Indiennen, Mousseline, und bisweilen in seidene Zeuge. Unsere Indiennen, vorzüglich die aus der schönen Manufactur von Fruy, sind weit besser als die Englischen, sowohl in Ansehung der Desseins, der Harmonie und Dauerhaftigkeit der Farben, als der Güte des Gewebes; dessen ungeachtet können sie die Concurrenz mit den Englischen Indiennen nicht aushalten, sie sind zu theuer, ein Fehler fast aller unserer Fabrik-Waaren. Die Englischen Indiennen sind fein und leicht, und das muß freylich für jenes Klima entscheidend seyn. Diese leichten Zeuge, deren Gewebe durch Maschinen gesponnen worden ist, dauern freylich nicht lange; die noch weniger festen Farben gehen meistens in der ersten Wäsche aus, oder verändern sich doch; allein sie kosten auch nicht mehr als sechs und dreyßig Sous bis fünf Franken die Ehle im Detail, bey einer Breite von einer Ehle und zwey Dritteln. Diese Wohlfeilheit macht, daß sie die Louisianerinnen gar nicht machen, nicht einmahl ausbessern lassen, wodurch wieder Geld und Mühe erspart wird; sie haben zugleich die Annehmlichkeit, immer neue Kleider zu haben, und nie verblichene tragen zu müssen; auch wechseln sie gern oft mit dem Dessein und der Farbe, denn man muß bedenken, daß die Louisianerinnen Französinnen bleiben. Die Englischen Fabriken näh-

ren reichlich diesen großen Hang zur Neuheit; alle vierzehn Tage, oder wenigstens alle Monathe kommen große Packete davon über Philadelphia oder Neu-York an. Man strömt haufenweise herzu, und die Desseins, welche schon drey bis vier Monathe alt sind, gehen weiter, um die Frauen in den entferntesten Niederlassungen zu bekleiden. Die Mousseline sind hier ebenfalls wohlfeil. Eine Robe, von den nach Französischem Schnitt gemachten, welche hier zu Lande Romaines heißen, kommt nicht höher als zwölf bis fünf und zwanzig Franken zu stehen, sie mag glatt oder broschirt seyn. Sie haben aber ebenfalls wenig Dauer; auf Maschinen gesponnen, sind sie ohne Festigkeit, der Faden ist hohl, d. h. er hat nicht viel Baumwolle, und ist auch nicht so gedreht, wie der mit der Hand gesponnene. Kleider, welche nur ein wenig getragen, oder einmahl gewaschen sind, werden schlecht, und zerreissen, fast ohne daß man sie anrührt. Man versteckt die Löcher, ohne sie auszubessern, und bald wird das Kleid weggeworfen, oder der Neger-Sclavinn geschenkt.

Seidenwaaren trägt man gewöhnlich nur an Festtagen, oder bey Bällen, und ich glaube, daß die Indiennen und Mousseline immerfort den Vorzug haben werden, vorzüglich wegen des heißen Klima's.

Das Schuhwerk ist ein unbedeutender Gegenstand der Consumtion für die Frauen; sehr viele gehen zu Hause, einen Theil des Jahres, auf ihren hölzernen Fußböden, vorzüglich aber auf dem Lande, barfuß. England sendet ihnen gestrickte Sachen, und Boston fabricirt schon für sie Schuhe, welche aber nicht so gut sind als unsere.

Der Kopfputz ist von noch geringerer Bedeutung; die Frauen haben die gute Gewohnheit, im Sommer stets mit bloßem Kopfe zu gehen, und im Winter bedienen sie sich der unächten Madras aus Englischen Fabriken; sie erhalten unaufhörlich neue in andern Farben, und mit an-

dern Streifen. Diese Madras kosten im Detail 4 bis 5 Livres; die Bijoux beschränken sich bloß auf Halsbänder, Ohrgehänge und Ringe, welche meistens ohne Steine sind. Ich glaube, daß es eine sehr schlechte Speculation nach den Colonien, und besonders nach Louisiana ist, mit Bijouterien zu handeln. Man trägt solche Sachen nicht sehr, auch denkt man wenig auf Ausbesserung derselben. Die Goldschmiede verfertigen welche an Ort und Stelle, nach dem Geschmack des Landes, und können so viel Zusatz dazu nehmen, als sie wollen, weil der Colonist darauf nicht sehr achtet; so schmelzen sie die Quadrupel ein; alle diese Gründe machen den elenden Industrie-Zweig unserer Bijouterie, der zwar so berühmt, aber der großen Hülfsquellen einer solchen Nation, wie die Französische, sehr unwürdig ist, auch sehr unvortheilhaft.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung derselben Materie. Moden. Bemerkungen über den Einfluß derselben auf den Handel und die Sitten.

Die männliche Kleidung gibt beynahe das nähmliche Resultat gegen den Französischen Handel, und zwar aus dem nähmlichen Grunde der Theurung unserer Fabrik-Waaren. Ich kam nach Louisiana gerade zur Zeit der allergrößten Hitze, und erstaunte nicht wenig, die Männer hier in Tuch gekleidet zu sehen, den Kopf eingesenkt in die hohen, capuchonartigen Kragen, die Arme verloren in den weiten Aermeln, wo man nicht weiß, was aus den Händen geworden ist; das Kinn versteckt in dreyfachen Halstüchern, und die Beine gezwängt in hohe Stiefel, welche

durch Ueberschläge noch verlängert werden. Ich hätte bald geglaubt, ein Windstoß habe plötzlich die nördlichen Gegenden an diese glühenden Küsten versetzt, und die so eingepackten Männer, ihre erhitzte Gestalt, keuchender Athem, und in die Kragenfalten herab rinnender Schweiß gaben einen wirklich peinlichen Anblick. Allein als ich erfuhr, daß diese Männer eigentlich die Petitmaitres des Landes wären, freywillige Sclaven unserer Moden, und ihnen einen eben so quälenden, als unverbrüchlichen Gehorsam leistend, dachte ich bey mir selbst: Woher kommt nur der sclavische Charakter der Nachahmung, bis auf Dinge gehend, welche in so enger Verbindung mit Wohlbehagen und Gesundheit stehen, vornehmlich in einem Alter, wo das Ungestüm des Temperaments gerade den wenigsten Zwang zu vertragen scheint? Sicherlich aus Unwissenheit und falschen Begriffen von Gutem und Schönem. Dieser Zustand von Unwissenheit macht, daß man ohne Prüfung Alles annimmt, was aus irgend einem Lande kommt, wo man mehr Aufklärung und Geschmack voraus setzt. Man ist nicht im Stande, die Unterschiede gehörig zu bestimmen, welche Localitäten und Klimate nothwendig machen.

Wenn, ich will nicht bloß sagen in den Colonien, sondern irgendwo in Europa, eine gute Erziehung existirte, wo man die Jugend mit dem Gefühl der Würde des Menschen erfüllte, wo man, unterstützt von den Grundsätzen der schönen Künste, ihnen zeigte, wie schön, wie edel die Formen und Verhältnisse sind, womit die Natur unsere Gattung so gefällig ausgestattet hat, würden dann noch die jungen Leute jene Moden annehmen, welche die himmlischen Züge der Gestalt verschleyern, und die harmonische Bildung des Körpers so entstellen? Müßten sie doch Moden haben, so würden sie wenigstens nur solche annehmen, welche, bequem und heilsam, die

Schönheit der Natur erhöhen könnten. Ja, die Moden stellen besser, als sonst etwas, den geistigen Charakter eines Volkes dar. Hat dieses eine milde, gütige, wohlwollende Denkart, so nehmen auch seine Moden liebenswürdige Abstufungen an; ist es mit Lastern befleckt, versinkt es in einen Zustand von Verworfenheit, so nehmen seine Moden einen niedrigen, häßigen Charakter an; ganz unbedeutend werden sie, wenn ein Volk in den allerschlimmsten Zustand versinkt, wo es ganz null ist, und weder Tugend noch Laster kennt. Ich finde, daß die Geschichtschreiber lange nicht genug auf die Uebereinstimmung der Moden mit den Volks-Charakteren geachtet haben, und damit haben sie eins der sichersten Mittel verfehlt, sie uns gehörig kennen zu lehren. Bey uns haben heut zu Tage die Moden der Frauen sehr gewonnen; leichte und biegsame Stoffe drappiren mit Grazie die Umrisse des Wuchses; sie sind in ihrem Putze nicht gezwängt und geniert, und haben, wenn ich nicht irre, in der Gesellschaft mehr Leichtigkeit und Natürlichkeit, verbreiten folglich daselbst auch mehr Annehmlichkeit.

Mehr als ein Staatsmann erblickt in unsern Moden Quellen der Industrie und des Reichthums, welche uns eine große Menge Nationen zinsbar machen; allein ich, ich sehe in denselben das größte Hinderniß der Vervollkommnung unserer Künste, der Vermehrung unserer innern Reichthümer, und der Ausdehnung unsers auswärtigen Handels.

Ich komme auf die Tücher zurück; diese Tücher, worein sich die Männer hier kleiden, sind Englische, nicht so schön und gut als die unseren; allein doch gut, hübsch, und vorzüglich leicht für diese Klimate, dabey noch unendlich wohlfeiler. Die Ehle kostet nur drey bis vier Piaster, höchstens fünf, und von den unsern zehn bis funfzehn Piaster. Die Englischen Tücher finden hier einen

ungeheuern Absatz, und es ist eine wahre Seltenheit, ein Kleid von Französischem Tuche im Lande gemacht zu sehen. Die Französischen Tücher bleiben, wie die Indiennen, auf dem Lager, und werden mit Verlust verkauft. Es gibt Dinge, deren Vollkommenheit nicht in ihrer eigentlichen Vollkommenheit besteht, sondern darin, daß sie für eine große Menge Menschen passen; dieser Grundsatz findet zwar nicht Statt bey wissenschaftlichen Gegenständen, wohl aber ist er im Handel ein wesentlicher. In Louisiana, wie in allen Colonien, trägt man nicht gern lange dieselben Kleider, und die Motten und andere Würmer richten in wollenen Zeugen so viel Verwüstungen an, daß man es auch nicht füglich kann.

Die Nankins sind diejenigen Zeuge, deren man sich am allgemeinsten zu Pantalons und Westen bedient; sie kommen ebenfalls aus England, und die Amerikaner hohlen sie schon selbst aus Indien. Beyde Geschlechter gebrauchen auf dem Lande auch unsere Rouannerien.

Unsere Hüte, von besserer Beschaffenheit als die Englischen, und die aus den vereinigten Staaten, behaupten mit Grund den Vorzug, wenn sie gleich theurer sind. Ihrer Dauer wegen sind sie lange nicht so kostbar, des so sehr verschiedenen Preises ungeachtet; sie widerstehen dem Regen und allen Unfällen langer Reisen; sie haben bloß den Fehler, oft sehr schwer zu seyn, eine große Unbequemlichkeit in jenen Gegenden, wo die Hitze sie unerträglich macht. Es wäre besser, wenn man sie auch ein wenig theurer bezahlen müßte, dafür aber sie leichter hätte, d. h. nicht so stark mit Gummi getränkt. Einige Privat-Leute verfertigen dergleichen im Lande, zwar ohne angenehme Form, aber leicht und so biegsam, daß man sie in die Tasche stecken kann; sie dauern bey immerwährendem Gebrauch mehrere Jahre. Man färbt sie nicht; sie kosten zehn Piaster.

Unsere Leinwand hat gleichfalls noch immer gegen die Irländische zu kämpfen; sie ist zwar viel besser, allein auch viel theurer. Dieses verschiedenen Preises halber hat fast jedermann Hemden von Irländischer Leinwand, vom Sclaven bis zum Herrn; indessen ist doch unsere Leinwand nicht so sehr aus dem Handel verbannt, als mehrere der erwähnten Gegenstände; ihre Güte macht, daß man sie zu verschiedenen Bedürfnissen der Haushaltung gern braucht, z. B. zu Bett- und Tischzeug; allein weil man große Summen darauf verwenden muß, so wird man in diesem Puncte äußerst sparsam. In der Folge wird man sehen, wie die Louisianer hier ihrem Mangel abhelfen; sie bedienen sich auch häufig auf dem Lande der hübschen, ungebleichten, grauen, leinenen Zeuge zu Kleidern, Westen und Pantalons.

Ein äußerst beträchtlicher Handelszweig hier zu Lande sind die wollenen Decken; die Englischen werden auch ziemlich gut abgesetzt, allein, wenn gleich die Wolle dazu schön ist, so ist sie doch zu sehr gespart; das Gewebe ist zu wenig dicht, sie sind auch nur auf einer Seite rauch, auf der andern aber fast ganz glatt; daher sind sie weder warm, noch dauerhaft, und wenn sie gleich nur ein Viertel oder Drittel wohlfeiler sind als die unsern, so haben diese doch immer den Vorzug. Unsere großen und schönen Decken von der ersten Güte werden für achtzehn bis zwanzig Piaster das Stück verkauft. Indessen gibt es eine Verzierung, woran man hier zu Lande sehr hängt: die beyden Enden nähmlich müssen mit einem drey bis vier Finger breiten, blauen Streifen verziert seyn. Die kleinen Decken von gleicher Güte sind verhältnißmäßig nicht so beliebt; die schlechtern, welche auf Reisen zu Capotes dienen, und besonders zum Tauschhandel mit den Wilden gebraucht werden, sind viel besser als die Englischen; allein die unsern können die Concurrenz nicht aushalten mit

denen, welche man aus dem nördlichen Europa über Danzig, Frankfurt, Hamburg und Holland zieht, wo die Amerikaner und Engländer selbst sie hohlen.

Diese Decken sind sehr gut gewirkt, besser noch, als die unseren, zwar nicht mit so krauser Wolle, aber mit längerer, was denn zum Schutze vor dem Regen vorzüglich passend ist. Der Preis in England geht von acht Franken bis auf funfzehn: diejenigen von dieser Art, deren Wolle schöner ist, sind auch verhältnißmäßig theurer. Die Consumtion der großen Decken kann mit der von diesen gar nicht verglichen werden, alle Matrosen, alle Reisende bedienen sich solcher zur Bedeckung in der Nacht. Außerdem tragen auch noch alle Einwohner, Väter und Kinder dergleichen zu Capots (Ueberröcken) im Winter, so auch die Sclaven. Dieser Ueberrock besteht aus einer einzigen Decke, groß genug, um sich der Form unserer Schanzläufer oder Matins zu nähern. Hinten hat er keine Nath; man schneidet bloß an einem Ende der Länge noch etwas ab, um die Aermel und den Kragen oder Capuchon davon zu machen; unten herum geht eine von den erwähnten blauen Streifen; und an beyden Enden der Aermel befindet sich die andere, welche hier wie ein Aufschlag aussieht. Die Neger haben statt des Kragens einen Capuchon gleich dem unserer Karthäuser oder Trappisten, und die erste Idee davon haben die Europäer davon entlehnt, als sie im Winter die so bekleideten Sclaven truppweise auf den Feldern arbeiten sahen. Die Capotes der Herren sind ein wenig anders, weil sie weiter, wenigstens auch von feinerer Wolle, und ohne Capuchon sind. Dieses Kleidungsstück, welches von ihrer Entstehung an in der Colonie gewöhnlich ist, und allein unter allen der Mode Trotz gebothen hat, ist in der That äußerst nützlich; es hält warm, ohne zu geniren; es schützt vor Regen und Wind, und erlaubt jede strenge

Bewegung beym Gehen und bey der Arbeit. In einem Lande, wo auf ein Paar kalte Morgenstunden plötzlich die größte Hitze folgt, wo man im Schatten schwitzt, und bey der Bise (einem kalten Winde) friert, hat man ein Kleidungsstück gar sehr nöthig, das man nach Gefallen an- und ablegen kann. Wer nach Neu-Orleans geht, und im Innern des Landes reisen will, vergesse ja seine Capote nicht.

Außer diesem ungeheuern Absatz sind auch die gemeinen Decken ein Artikel des Handels mit den Wilden. Wenn man bedenkt, daß fast jedes Individuum so vieler Völkerschaften, welche auf sieben bis acht hundert Lieues mit den Louisianern in Verkehr stehen, eine solche Decke hat, so sieht man, wie äußerst bedeutend dieser Handel ist, und er wird sich immer mehr ausbreiten, in dem Maße, wie die Anzahl der Colonisten und Sclaven zunimmt. Diese kann nach und nach viele Millionen zunehmen, von den Gränzen Louisiana's bis nach Mexico, von den Küsten des Meeres bis zu den Quellen des Missouri, ja selbst bis an den stillen Ocean. Es gibt noch eine Menge Indischer Nationen, welche mit den Europäern gar noch nicht in Handelsverbindungen stehen; eine große Anzahl derselben haben nur noch Pfeile zu Waffen; diese biethen denn neue Gelegenheit zum Absatz dar, unermeßlich für diesen Handelszweig. Das Genie erfinde der Wunder, so viel es will, um die Eitelkeit und den Luxus zu befriedigen, seine Erfindungen wiegen nicht die bescheidenen Werkstätte auf, wo viele tausend Hände jene wollenen Gewebe spinnen und weben; und das Geheimniß, den Preis derselben zu vermindern, so daß keine Nation die Concurrenz mit Frankreich aushalten könnte, müßte mehr Reichthümer einbringen, als die reichsten Bergwerke des Universums. Dieses Geheimniß aber liegt

in der Vermehrung der Schafzucht, wodurch die Wolle vermehrt, und zugleich der Boden befruchtet wird.

Eine Art von grobem, blaugefärbtem Tuch, in jenen Gegenden bekannt unter dem Nahmen Limburg, das man hauptsächlich aus Deutschland zieht, ist ein eben so bedeutender Handelszweig, als der mit den kleinen Decken. Von diesen fünf Viertel breiten Tüchern kostet das Stück von sechzehn Ehlen zu Neu-Orleans funfzehn bis zwanzig Piaster; man verbraucht sie im Winter zu Westen und Pantalons für die Farbigen, für Arbeiter und weniger bemittelte Landleute. Dieser Absatz ist ungeheuer unter allen wilden Völkerschaften. Diese machen sich daraus Braguets (eine Art von Hosen), Mitassen (eine Art von Gamachen), Mäntel und Röcke für die Weiber. Die Mitassen gleichen den Gamachen, welche über dem Knie und unten am Beine befestigt werden; der Schenkel bleibt unbedeckt. Die Braguets werden aus einer Viertelehle jenes Tuchs gemacht, welches zwischen den Schenkeln durch, und, gleich einem Gürtel, um die Lenden herum geschlagen wird; die Weiberröcke bestehen aus einem Stück, ungefähr eine halbe Ehle lang, worein sie sich von den Hüften bis ans Ende des Schenkels wickeln. Die Mäntel von ungefähr anderthalb Ehlen bedecken sie statt der Decken, die Weiber bedienen sich ihrer ganz besonders, sie verzieren die Kanten daran, so wie die an ihren Röcken, mit Besetzungen von gelber oder rother Wolle, wovon sie, mit weißen Perlen vermischt, Arten von Mosaik verfertigen, welche recht hübsch aussehen. Man denke, wie sehr der Absatz dieses groben Stoffes durch die Bevölkerung der Colonien auf diesem Theile des Continents, und durch die Erweiterung der Handelsverbindungen mit den Indianern vermehrt werden kann. Etwas davon wird in Canada fabricirt; allein die Europäischen Nationen, welche

so verständig sind, die Producte ihrer Fabriken nicht zu vertheuern, werden in dieser Hinsicht stets einen Vortheil vor den Bewohnern der neuen Welt voraus haben, durch die mäßigen Preise der Handarbeit. Und weil denn die Nationen Fabriken wollen, nicht bloß für ihre eigenen Bedürfnisse, sondern auch für die Bedürfnisse anderer, so kann man sicher voraus sagen, daß diejenigen, deren Geldreichthum und Abgaben steigen, ihre Fabriken in dem Maße verfallen sehen werden, in welchem diese Vermehrungen die ersten Stoffe und die Handarbeit vertheuern. In dieser Hinsicht ist England seinem Falle nahe, und die Nationen, die es nachahmen, werden ein gleiches Schicksal haben.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Kapitels, in Beziehung auf den Handel und die Industrie. Flinten. Pulver. Schlosserarbeit. Quincaillerien. Ackergeräthe und Handelswerkzeug. Handarbeit. Wirkungen der Theurung derselben. Gastfreundschaft.

Man beschäftiget sich in jenen Gegenden um so mehr mit der Jagd, je mehr die Wilden nur von Wildbret leben, und die Landleute, die Colonisten, gleichfalls einen Theil des Jahres nichts anders genießen. Die Flinten, als die einzigen Waffen, welche man dazu gebraucht, müssen daher einen sehr starken Absatz finden; das ist denn auch wirklich so, allein dem Jäger kommt so viel darauf an, ein gutes Gewehr zu haben, daß er nicht auf den Preis sieht. Nirgends werden auch schlechte Flinten

so wenig geachtet, man will sie nicht umsonst haben. Man muß daher für diese Gegenden sorgfältig nur die guten aussuchen. Verzierungen daran werden nicht geachtet, und nicht nach Verhältniß des Werthes und der Arbeit bezahlt, man sieht bloß auf die Güte; die Doppelflinten finden keinen großen Absatz, man zieht die einfache Flinte mit einem ungefähr sechs Fuß langen Laufe vor, welche man London nennt, vermuthlich, weil sie in London verfertigt werden; auch bedient man sich häufig der Carabiner; die Wilden haben fast kein anderes Gewehr, sie bezahlen sie sogleich mit dreyßig Piastern (funfzig Thalern). Die äußerst ätzenden Ausdünstungen und die Luft des Meeres erfordern bey der Ueberfarth aus Europa die größte Sorgfalt, um die Wirkungen des Rostes zu verhüthen; gute Läufe werden dadurch so angegriffen, daß man sie nicht ohne Gefahr brauchen kann. Ehe man sie einpackt, muß man sie unter andern auch mit Fettigkeiten einreiben, und die Mündung des Laufes, so wie das Zündloch mit Unschlitt verstopfen.

Das Schießpulver muß sehr gut seyn in einem Lande, wo jedermann Jäger ist, man verkauft es in der Stadt im Einzelnen gewöhnlich zu einem Piaster das Pfund, im Ganzen aber zu fünf bis sechs Escalins; allein schon liefern Fabrikanten aus Kenkuti den Jägern im Ganzen das Pfund zu drey Escalins. Auch hier sieht man, daß ohne Wohlfeilheit dieser Handelszweig für die Europäer ganz verloren gehen wird.

Die Schlosserarbeit und Quincaillerie sind gleichfalls Englisch, dasselbe ist bey kleinen Waaren und Nägeln der Fall; nach Louisiana ist in diesen Sachen der Absatz äußerst gering; die Stadt ausgenommen, findet man selten auf den entfernten Landhäusern Glasfenster; oft sind die Thier- und Fensterangeln und Bänder, ja selbst die Schlösser von Holz; ein solches Haus hat nicht einmahl einen einzigen eisernen Riegel.

Die Ackerwerkzeuge schränken sich auf sehr wenige ein; leichte Pflüge und Egen, bisweilen mit Eisen versehen, gewöhnliche Grabscheite, platte und breite Hacken, von mittlerer Größe, so wie man sie für einen leichten, nicht steinigen Boden, der nicht tief bearbeitet wird, weil er sehr fruchtbar und feucht ist, braucht. Alle diese Werkzeuge, die Grabscheite oder Spaten und die Hacken ausgenommen, werden an Ort und Stelle geschmiedet. Handwerksgeräthe für Wagner, Zimmerleute, Tischler und Böttcher, die so allgemein gebraucht werden, sind alle Englisch; man muß gestehen, daß sie die unseren gar sehr in der Form und an Einfachheit übertreffen; diese Vorzüge sind so in die Augen fallend, daß die Franzosen sich sogleich daran gewöhnen, wenn sie hier ankommen; alle, welche aus Frankreich gebracht werden, bleiben durchaus liegen; ich begreife nicht, warum man diese hier nicht auch in Frankreich einführt. Die Handsägen oder Egoinen, ungefähr so gemacht, wie diejenigen, deren sich unsere Gärtner bedienen, ermüden weit weniger als unsere Sägen mit Gestellen, und machen auch ihren Gebrauch minder beschwerlich. Ich habe selbst oft die Bequemlichkeit dieses Instruments erfahren. Die Windelbohrer der Tischler, die Hohlbohrer der Zimmerleute, welche sich von selbst aushöhlen, beschleunigen die Arbeit, und machen sie genauer und weniger beschwerlich. Unter den Hobeln lassen sich diejenigen, welche man zu Fugen, zu Schnitz- und Blätterwerk braucht, mit bewundernswürdiger Leichtigkeit aus einander nehmen und zusammen setzen; so daß das nähmliche Instrument mit kleinen Veränderungen zu diesen verschiedenen Arbeiten gebraucht werden kann. Man läßt einen Koffer mit solchem Handwerkzeuge aus Philadelphia kommen, und bezahlt dafür gewöhnlich hundert Piaster.

Der Preis der Neger ist zu Neu-Orleans ebenfalls

viel höher, als er in irgend einer andern Colonie ist; die durch die auf S. Domingo ausgebrochene Empörung entstande Furcht hat die Einfuhr dieser Waaren sehr schwer gemacht, und es ist so viel Boden anzubauen, daß niemand genug davon hat; so miethet man hier gleichfalls die Neger theurer als zu Martinique selbst; eine Negerinn wird monathlich für zwölf bis funfzehn Piaster gemiethet, und zu Martinique nur für sechs bis acht Piaster. Eine große Menge dieser Negerinnen trägt Indiennen, Mousseline, Halstücher und dergl. in der Stadt und auf dem Lande zum Verkauf herum. Die Neger miethet man noch theurer: diejenigen, welche Handwerke verstehen, und gute Arbeiter sind, gewinnen für ihre Herren monathlich wohl zwanzig bis dreyßig Piaster. Ein noch roher Neger, d. h. ein solcher, der erst aus Afrika kommt, wird um vier bis fünf hundert Piaster verkauft, und ein Neger-Creole, welcher Talente besitzt, wird mit tausend bis vierzehn hundert Piastern bezahlt; man sieht, welche ungeheuern Summen auf den Kopf eines solchen Individuums angelegt werden, welches der Tod jeden Augenblick hinraffen kann; viele Privat-Leute sind auch durch zu häufige Unglücksfälle dieser Art gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Aus diesen hohen Kaufs- und Miethspreisen der Neger folgt, daß die Handarbeit in diesem Lande nothwendig theuer ist, denn sie sind fast die einzigen Arbeiter, und nur eine sehr kleine Anzahl Weißer arbeitet, und arbeitet auch nur so lange, bis ihr Gewinn sie in den Stand setzt, sich auch Sclaven zu halten, welche für sie arbeiten.

Die Wirkung dieser Theurung der Arbeit wird vorzüglich sichtbar auf dem Markt an dem ungeheuern Preise der Gemüse, indeß Fische, Wildbret und Fleisch sehr wohlfeil sind, da dieß nicht durch Handarbeit producirt wird; das Gemüse ist so selten, daß es oft gänzlich fehlt;

da gibt es keine Frühlingsgewächse, obgleich die Kälte nie anhaltend ist, und man mit einiger Behuthsamkeit kaum merken müßte, daß es Winter wäre. Man kennt hier keine Mistbeete, Gewächshäuser, noch andere schützende Orte; man ahndet nicht einmahl die Existenz derselben; in der trockenen Zeit des Sommers fehlt es ganz an Salat und andern Gemüsen, weil man nicht begießt, und diesen Pflanzen keinen Schatten gibt; und doch gewinnt ein Gartenbesitzer nahe bey der Stadt fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn Piaster täglich durch den Verkauf des Gemüses. Und doch haben diese ungeheuren Vortheile noch niemanden aufgemuntert, diese Art der Industrie zu vervollkommnen.

Des großen Ueberflusses an Fleisch und Fischen ungeachtet, leben die Fremden in Gasthäusern und Pensionen dennoch sehr theuer, welches in den eben angegebenen Umständen seinen Grund hat; eine Pension für einen Piaster täglich ist sehr mittelmäßig, und um nur einiger Maßen sich dabey wohl zu befinden, muß man monathlich funfzig bis sechzig Piaster bezahlen. Die Louisianer, deren Tische überflüssig reich besetzt sind, sind sehr gastfrey gegen Fremde. Ehe das Unglück von Saint-Domingo eine große Menge zu ihnen brachte, wurde der größte Theil dieser Fremden alle Tage bewirthet; mehrere werden es noch jetzt, weil sie unglücklich sind. Ich selbst bin in einigen Häusern Zeuge gewesen von dieser guten Aufnahme, die man eigentlich dem Unglück alle Mahl schuldig ist.

Diese Gastfreundschaft ist vorzüglich ein Charakter-Zug der Franzosen. Kein modernes Volk hat diese Tugend so weit getrieben, und kein Volk des Alterthums sich darin glänzender gezeigt, als die Colonisten von Saint-Domingo. Gasthäuser waren auf dieser großen Insel gar unnöthig, so gern nahmen die Einwohner Reisende bey

sich auf; Pferde, Wagen, Bediente führten sie immer von einer Pflanzung zur andern; so durchstrich man viele hundert Meilen, gleich, als legte man nur freundschaftliche Besuche ab.

Der Glanz von Saint-Domingo wird die Nachwelt noch in Erstaunen setzen; allein die Erinnerung an seine Gastfreundschaft wird zu dieser Bewunderung immer ein inniges Bedauern mischen. Man kann den unglücklichen Bewohnern jener Insel vielleicht viel zur Last legen, allein man wird auch gestehen müssen: Sie sind gastfreundlich gewesen, mehr, als irgend ein bekanntes Volk.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Sitten. Spiel. Nothwendigkeit der Schauspiele. Religion. Gesetze.

Die geselligen Zirkel in der Stadt sind nach den Geschäften des Tages für die Meisten bloß Vereinigungen zum Spiel, wo man nur zu leicht Zutritt erhält; der am besten begründete Wohlstand wird erschüttert, und stürzt zusammen; Anfänger gehen noch schneller zu Grunde; hier verliert ein Schiffs-Capitän mehr, als er auf seiner Reise gewonnen hat, und setzt wohl noch die Ladung auf's Spiel, welches ihm bloß anvertraut ist; jener einfache Pacotilleur läßt hier seine letzte Hülfsquelle, wodurch er übers Meer kommen konnte; ein anderer Reisender, der seinen, durch lange Reisen, durch viel Gefahren und Beschwerden erkauften Gewinn in die Stadt gebracht hat, bringt nicht

so

so oft wieder mit weg, um seine Arbeiten und Mühen von neuem beginnen zu können; jener Landmann, der seine Ernte zum Verkauf in die Stadt brachte, um davon Vorräthe für sich und seine Familie aufs ganze Jahr anzuschaffen, und seine unglücklichen Negern mit Capoten zu bekleiden, muß ohne Vorrath und Capote nach Hause gehen, wenn nicht ruinirende Anleihen ihm zu Hülfe kommen; denn auch dieses Land wimmelt von Juden, wenn es auch keine Hebräer sind. Was soll man auch in den Gesellschaften machen? Plaudern? Worüber? Man ist in Allem, was Wissenschaft und Kunst heißt, ja selbst in den gewöhnlichsten Kenntnissen so fremd und unerfahren; man muß daher spielen, und hoch spielen, weil die Lebendigkeit der Geschäfte viel Geld vor die Augen und in den Beutel bringt, daher ein Spiel, wo man nicht viel davon sieht, widrig wird.

Die Damen würden so viel Geist und Verstand haben, als anderswo; allein sie werden nicht dazu getrieben durch den Wunsch zu gefallen, und ob es gleich auch hier wirklich recht galante gibt, so besitzen sie doch noch nicht den Geist der Galanterie; herrisch gegen ihre Neger, unterwürfig gegen die Launen ihrer Kinder, würden sie für beyde besser thun, wenn sie sich mehr Bewegung machten. Die Männer, ihrer einförmigen Gesellschaft überdrüssig, suchen die der Negerinnen, oder mehr noch der Mulattinnen auf, wo sie ganz der zügellosesten Frechheit sich preis geben. Eine große Menge verbinden sich mit diesen liederlichen, verschwenderischen Weibern, richten sich zu Grunde, lassen sich von andern aus ihrem Posten vertreiben, oder versinken mit ihnen in Elend; sie bekommen meistens ganze Haufen von Kindern von ihnen, welche durch die Sünde, aus der sie entsprangen, zur Schande verdammt werden.

Der Winter ist die Jahreszeit der Bälle, und sie

sind sehr häufig; es gibt öffentliche für die Damen par excellence, ich meine die Weißen, so wie für die Farbigen; die Männer besuchen beyde. Die kalte Prüderie der weißen Damen macht die ersten sehr langweilig für diejenigen, welche nicht spielen; auf denen der andern findet sich viel Fröhlichkeit, allein nicht eine solche, welche jedermann liebt.

Der Ball der Damen ist ein Heiligthum, wohin sich kein Frauenzimmer wagt, welches nur im Verdacht steht, aus vermischtem Blute zu seyn. Das reinste Betragen, die ausgezeichnetsten Tugenden vermögen diesen Flecken in den Augen der unversöhnlichen Damen nicht zu bedecken. Eine solche verheirathete und durch verschiedene Liebschaften mit Männern in Aemtern bekannte Dame kam einstmahls auf einen dieser großen Bälle. „Es ist vermischtes Blut hier!" rief sie hochmüthig aus. Diese Aeußerung lief sogleich auf dem Balle umher; man bemerkte auch wirklich zwey Mulattische Mädchen, allgemein geachtet der guten Erziehung halber, die sie erhalten hatten, noch mehr aber wegen ihrer tadellosen Aufführung; sie erfuhren obige Rede, und mußten sich entfernen, vor einer Schamlosen, deren Gesellschaft ein wahrer Schandfleck für sie gewesen seyn würde. Diese Mädchen haben zwey Brüder, welche Officiere in der Handels-Marine sind; diese können am Bord ihrer Schiffe den weißen Matrosen leicht zwanzig Seilhiebe geben lassen, und auf dem Lande würden sie es nicht wagen, ihnen in's Gesicht zu sehen.

Der Bürger von Genf wollte keine Schauspiele in seiner industriösen Stadt, wo mäßiger Gewinn die Stunden der Arbeit verlängerte, wo die bürgerliche und religiöse Unterweisung die Erziehung ausbildete, welche im Innern durch den Geist der Familien und besonderer Gesellschaften noch mehr vervollkommnet würde; allein in

den Städten der Colonien, besonders in Neu-Orleans, die von öffentlichen Unterrichtsanstalten, und von jener Urbanität ganz entblößt sind, welche der Geschmack an Künsten und Wissenschaften, und die gute Gesellschaft erzeugt, wo die Geschäfte der Priester sich auf kurze Messen beschränken, wo die Leichtigkeit großen Gewinnes die anhaltende Handarbeit überflüssig macht, wo die Sclaverey die Entartung der Sitten erzeugt, wo die Menge von Fremden, vorzüglich von Seeleuten, noch mehr mit allen Arten von Ausschweifungen vertraut macht, hier werden die Schauspiele nothwendig, um den Gefahren der müßigen Abende und kostspieligen Gesellschaften zu entgehen, und jenen Unterricht zu ersetzen, den man nicht in Tempeln, und weder in öffentlichen, noch Privat-Gesellschaften findet. Indem sich durch sie die Moral in alle gefällige und rührende Formen kleidet, ruft sie die Menschen zurück zu den ewigen Gesetzen der Menschlichkeit, zu den Pflichten der Vaterliebe, des kindlichen Gehorsams, oder hält doch wenigstens das Laster in seinem weitern Fortschreiten auf; vermag sie es auch nicht ganz auszurotten, so werden die minder rohen, minder ausschweifenden Sitten innerlich sanfter, und äußerlich in ihren Verirrungen verhüllter.

Das unermeßliche Gebieth von Louisiana hat im Ganzen nicht mehr, als ein Dutzend Welt- und Ordenspriester, und für diese kleine Anzahl von Geistlichen hatte die Spanische Regierung einen Bischof zu Neu-Orleans mit funfzehn tausend Piastern Einkünften ernannt, indeß der Gouverneur nicht mehr als sechs tausend hat, und jeder Priester monathlich dreyßig nebst seinen Accidenzien, die nicht viel ausmachen. Alle entferntere und wenig bevölkerte Niederlassungen sehen äußerst zufällig einen Priester, wie ungefähr das platte Land in Frankreich seine Bischöfe sieht. In Ermangelung der Priester tauft,

wer will und wie er's versteht, und, obgleich unter Spanischer Herrschaft, stirbt man hier ohne sie, wie anderwärts, ohne sich darum zu kümmern. Die Ehen anlangend, so schließt sie der Commendant des Cantons, außerdem würden die Verlobten in leerer Erwartung die der Liebe günstige Zeit ganz verlieren; man sieht also wohl, Noth hat kein Geboth. Wenn nun einmahl ein Priester das Land durchzieht, so bildet er durch das Wasser der Taufe Leute, welche schon verbildet sind durch das Alter, und wünscht Fruchtbarkeit herab auf Eheleute, welche schon lange nicht mehr fruchtbar seyn können. Die Religion dieses Landes besteht bloß in der Form, und hat gar kein Wesen und keinen Grund; ich nenne Grund und Wesen hier jene Begriffe, welche die Religion aufstellt von der Gottheit, von der Natur der Seele, von ihrer Bestimmung, von den Pflichten der Gesellschaft, und vorzüglich von der Kunst, die erregenden, bewundernswürdigen Leidenschaften des Menschen nicht zu unterdrücken, sondern zu leiten. Alle diese Gegenstände gehören hier zu Lande gar nicht mehr zur Religion, und ich zweifle, ob sich ihre Diener darauf verstehen.

In der Stadt begnügt man sich mit den Capucinern, welche das Amt der Priester versehen; sie thun dem Gewissen keinen Zwang an. In keinem Lande der Welt ist die Toleranz ausgebreiteter, in keinem Lande bedient man sich auch derselben freyer. Die Weiber, die Neger und die Officiere im Gefolge ihres Gouverneurs, sind fast die einzigen, welche die Kirche besuchen; hier hat man nicht einmahl nöthig lesen zu können, um Philosoph zu seyn, und um die Volksvorurtheile zu verachten. Diese gegenwärtig so toleranten Capuciner wären es indessen gern wohl weniger, so viel Einfluß hat die Mönchskutte, oder vielmehr so geneigt ist der Mensch zu jenem strengen Despotismus, der geschwind, ohne künst-

liche Vorbereitung, den Willen zwingen will, indeß die vorsichtige Ueberzeugung so vieler bedarf, um sich einen sanften Eingang zu verschaffen.

Einst meldete das Oberhaupt dieser Capuciner dem Gouverneur seinen Auftrag, die Inquisition einzuführen; das verursachte denn in der ganzen Colonie, die fast durchaus Französisch war, ein großes Aufsehen. Statt aller Antwort aber auf diese Meldung ließ der Gouverneur den Beauftragten einschiffen, und nach Spanien bringen; ein unter dieser Regierung unerhörter Vorfall; der Capuciner ist zurück gekommen, hat seine Hirtengeschäfte wieder angefangen, und seine Inquisitions-Plane gänzlich vergessen, wenn er sie nicht etwa noch in petto hat.

Wenn die Sitten durch so vielerley verdorben sind, wenn die Religion, oder wenigstens ihre Diener, über die Fundamental-Principien der Moral transigirt haben, und wenn sich diese auf trockene Ceremonien einschränkt, welche keinen Einfluß auf Geist und Herz haben können, dann bleibt für die Leitung der Menschen nichts anders übrig, als die Gesetze, allein wann diese Gesetze selbst obrigkeitlichen Personen anvertrauet sind, die, bloß abhängend von der allerhöchsten Behörde, unter dem Deckmantel derselben jene umgehen und verletzen können, alsdann werden die Gesetze selbst Instrumente der Unterdrückung, sie mögen auch an sich noch so weise und gemäßigt seyn; dieses ist die Lage dieses Landes in Beziehung auf die Gesetze; kein Land hat vielleicht so viele und solche, welche eine größere Sorge verriethen, Mißbräuche zu verhindern und die Unschuld zu beschützen, und doch sind sie in keinem Lande mehr dem Mißbrauche und einer quälenden Anwendung ausgesetzt. Sie sind dieses in einem solchen Grade, daß der Richter sich nicht einmahl die Mühe nimmt, sie kennen zu lernen und zu

befragen. Einstmahls sollte ich einen Alcalden (einen Friedensrichter) fragen, bis auf welche Summe er entscheiden könnte? Meine Frage setzte ihn in Verlegenheit; er bath mich, wieder zu kommen. Der Alguazil (Hussier) publicirte jemanden ein Urtheil mündlich, und dieser trug mir auf, den Inhalt davon nachzusehen; allein es war gar nicht in's Register der Gerichtsschreiberey eingetragen, sondern stand bloß im Kopfe des Richters.

Die Chicane, dieses Ungeheuer, welches sich von den edelsten Lebenssäften der Unglücklichen nährt, welche entspringt aus dem Schooße schwächlicher Völker, um sie ganz zu verzehren, welche, nach dem Ausspruche Tertullians, dem Römischen Reiche mehr Schaden gethan hat, als die Heere wilder Völker; die Chicane ist es, welche hier unter dem Schutze verkannter Gesetze ihre fürchterlichen Verwüstungen verbreitet. Jener Don Andre, von dem ich im Vorigen gesprochen habe, und der, als ein armer Ankömmling auf der Colonie, endlich Kirchen und Hospitäler erbauet, und das ansehnlichste Vermögen im Lande hinterlassen hat, hatte seine unermeßlichen Schätze bloß auf den nächtlichen Pfaden der Chicane erbeutet.

In allen Cantons von Louisiana ist die Justitz im höchsten Grade summarisch; Commandanten, von denen die meisten kaum schreiben können, entscheiden hier lakonisch und in erster Instanz über Streitsachen, welche von hier vor das einzige Stadt-Tribunal gebracht werden, das Anfangs aus mehreren Richtern bestand, die jedoch, ich weiß nicht warum, auf einen einzigen herab gesetzt worden sind, welcher Auditor (Verhörer) genannt wird, besser aber Preneur (Nehmer) benannt werden sollte. Ließen ja durch Zufall dieser Mensch, die Advocaten und Procuratoren den Parteyen noch etwas übrig, wovon sie sich an das höchste Appellations-Gericht in der Havana wenden konnten, so war das nur eine

Gelegenheit, das Geld anderswo zu verschwenden. Der höchste Grad des Elends wird indeß zuweilen ein Heilmittel für dasselbe. Man hat solche Erfahrungen von den Ungerechtigkeiten der Gerechtigkeit gemacht, daß fast alle Einwohner jede Neigung zu Prozessen verloren hatten; weislich waren sie auf den Ausweg verfallen, sich auf schiedsrichterliche Entscheidungen zu beschränken. Oft habe ich die Colonisten über diese Räubereyen der Justitz klagen, und sich selbst Vorwürfe machen hören, daß sie nicht eine Deputation mit ihren Beschwerden nach Madrid gesandt hätten; sie stützten sich auf die Wohlthaten, womit diese Regierung sie immer überhäuft hätte.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Herr Laussat, Colonial-Präfect, nimmt Besitz von der Colonie. Provisorische Organisation. Der Präfect tritt zwanzig Tage später die Colonie wieder an die vereinigten Staaten ab. Der Verfasser ist bey dieser Rückabtretung gegenwärtig. Zeichen von Betrübniß bey den Franzosen und Spaniern während dieser Feyerlichkeit. Feste, welche während des kurzen Besitzes der Franzosen Statt fanden. Beweis von Anhänglichkeit der Louisianer an die Spanische Regierung.

Der Präfect, Herr Laussat, befand sich schon zu Neu-Orleans, als ich daselbst ankam; die Geschäfte, welche hier auf diesen Administrator warteten, waren höchst bedeutend; ein so weitläuftiges Gebieth zu untersuchen, Colonisten in den verschiedenen Arten ihrer Cultur aufzumuntern, neue Colonisten herbey zu rufen, um noch mehr

Land urbar zu machen, und die Bevölkerung zu vermehren, den Handel zum Besten des Mutterlandes und der Colonie zu beleben, und die Englische Koncurrenz zu vernichten, Wege zu bahnen, die Brücken über die Flüsse und Bayoux *) zu vermehren, und diese nähmlichen Flüsse, diese nähmlichen Bayoux des sie verstopfenden Holzes und Schlammes zu entledigen, verschiedene Canäle zu graben, welches auf diesem platten und weichen Boden nicht schwer ist; Waldungen für die Zukunft und für die Bedürfnisse des Staats wirthschaftlich aufzusparen; den Gesundheitszustand in der Stadt wieder herzustellen, und auf dem Lande zu erhalten; alle Zweige des Unterrichts, von dem allerersten an, zu erschaffen; die Geographie dieser Gegenden von allen Seiten zu vervollkommnen; richtige Beobachtungen über die drey Naturreiche anzustellen; Erzadern, wo nicht bearbeiten, doch wenigstens aufspüren zu lassen; unzählige Gewächse zu untersuchen, um die Medicin, die Künste und den Landbau damit zu bereichern.

Um so viel Gegenstände zu umfassen, war Herr Laussat nicht nur vom Ehrgefühl und dem Bestreben, nützlich zu werden, belebt, sondern er war auch durch administrative Kenntnisse, die er sich durch die verschiedenen Legislaturen, deren Mitglied er gewesen war, so wie durch Arbeitsliebe und Neigung zum Studieren vor der Revolution erworben hatte, dazu vorbereitet; zugleich hatte er die ansehnlichste Bibliothek mit sich genommen, die es nur je in dieser Gegend gegeben hatte, diese bestimmte er als einen öffentlichen Schatz zum Gebrauche

*) Die Erbauung dieser für die Communication so nothwendigen Brücken, die doch überall fehlen, besteht bloß darin, daß man lange Baumstämme von einem Ufer zum andern legt, und diese wieder mit anderm Holzwerk und ein wenig Erde bedeckt.

für diejenigen, welche in den so mannigfachen Zweigen der Verwaltung und Unterweisung seine Mitarbeiter seyn sollten. Bey seiner Ankunft ließ er sogleich vorzüglich diejenigen Colonisten zu sich kommen, welche, ihrer Reisen und entfernten Niederlassungen halber, ihm über jene, durch ihre Klimate, folglich auch ihre Producte, so sehr verschiedenen Gegenden Auskunft und Nachrichten geben konnten. Ueberzeugt, daß dieses noch nicht hinreichend sey, schickte er sich an, selbst jene Niederlassungen sorgfältig zu untersuchen; da erfuhr er, daß Staatsursachen Louisiana's Geschick änderten, daß dieses wieder an die vereinigten Staaten zurück gegeben werden sollte, und daß die Französische Regierung ihn beauftragt habe, diese Rückgabe zu bewirken. Nicht ohne Schmerz konnte Herr Laussat diese unerwartete Veränderung betrachten, welche, obgleich gewiß nothwendig, dennoch auf ein Mahl alle seine Plane zerstörte. Ich habe ihn selbst darüber mit der lebhaftesten Theilnahme sprechen hören; da sein Aufenthalt in der Colonie nur noch einige Zeit dauern sollte, so schien er bloß darauf bedacht zu seyn, eine erfreuliche Erinnerung an die kurze Zeit, die er hier verweilt hatte, bey den Louisianern zu hinterlassen. Den 30. November 1803 nahm er in der Eigenschaft als Regierungs-Commissair Besitz von Louisiana, welches ihm der Marquis von Caza Calvo, und der damahlige Gouverneur, Herr von Salcedo, im Nahmen des Königs von Spanien überlieferten; und den darauf folgenden 20sten December gab er diese Colonie zurück an die Herren Clairkone und Wilkinson, als Commissarien der vereinigten Staaten. In dieser Zwischenzeit entfaltete Herr Laussat bey einigen glänzenden Festen jene angenehme Eleganz, welche ein Erbtheil des Französischen Volks zu seyn scheint; seine liebenswürdige Gemahlinn, mit allem Zauber der Schönheit geschmückt, erhöhte noch den Glanz derselben. Die

Louisianischen Damen, denen sie in Sachen des Geschmacks Muster war, erschienen dabey mit einer Pracht, die in einer solchen Colonie in Erstaunen setzen mußte. Die Hauptstädte Frankreichs hätten nichts Glänzenderes in dieser Art aufzustellen vermocht. Der meisten Theils hohe Wuchs der ernsthaften Louisianerinnen, die Weiße ihres Teints, welche durch die leichten, mit Blumen und reichen Stickereyen geschmückten Kleider noch mehr erhoben wurden, gaben diesen Festen etwas wirklich Feenhaftes. Das letzte besonders erregte meine Verwunderung durch seinen Glanz. Nach dem Thee, dem Concert und dem Balle begab man sich um Mitternacht in einen Saal, wo auf einer Tafel von sechzig bis achtzig Couverts, aus der Mitte von Felsenmassen, sich der Tempel der Treue, von Säulen umgeben, welche die Kuppel trugen, erhob; unter derselben stand die allegorische Bildsäule der Göttinn, allein weiter entfernt, außerhalb dieses Saales, rief der Glanz unzähliger Lichter unter eine unermeßliche, von aussen mit Leinwand verschlossene Gallerie; vierzig bis funfzig, äußerst mannigfach besetzte Tafeln stellten sich der Wahl von vier bis fünf hundert Gästen dar, welche sich in kleinen getheilten Gesellschaften darum gruppirten.

Diese Feste verbreiteten allerdings die Neigung zum Schmuck und zu Vergnügungen in einer Colonie, welche, erst im Aufblühen begriffen, der Sparsamkeit und Arbeitsamkeit so sehr bedarf; allein unter solchen Umständen wurden sie nützlich, indem sie die Colonisten an unsere Sitten banden, ihnen das, was Französisch ist, werth machten, und Begriffe von der Größe des Mutterlandes in ihnen erweckten.

An dem Tage der Zurückgabe Louisiana's an die vereinigten Staaten bestieg ich des Morgens das Stadthaus, wo die Commissarien sich versammeln sollten. Wäh-

rend der Vorbereitungen ging ich mit dem Herrn Präfecten Laussat auf der Gallerie hin und wieder, welche den Platz der Stadt beherrscht. Unsere Unterhaltung betraf die Folgen von dem, was eben vorgehen sollte. Der Herr Präfect war sehr bewegt, ich war es gleichfalls; allein als er, zu seinem Geschäfte zurück kehrend, mit schwankender Stimme proclamirt hatte, daß alle Franzosen, welche Louisiana bewohnten, von dem Eide der Treue gegen Frankreich entbunden würden, und nunmehr Amerikanische Bürger wären, daß ein neuer Eid sie mit diesem neuen Vaterlande verbände: welche unerwartete Empfindungen durchdrangen da mein Herz! Was für eine Menge vorher nicht geahndeter Ideen stellte sich nun auf einmahl meinem Geiste dar. Wie, sagte ich zu mir selbst, dieses Vaterland, das ich so sehr geliebt, in dessen Schooße ich bisher immer gelebt habe, dem ich Alles verdanke, was ich bin und vermag, welches Alles in sich schließt, was ich liebe, Freunde und Verwandte, dieses Vaterland, dessen Nahme allein meinem Stolze schmeichelt, in mir so große Gefühle erweckt, dieses sollte aufhören können, das meinige zu seyn? ich sollte die Bande zerreissen können, die mich an dasselbe fesseln; dieses Vaterland sollte mir auf einmahl gleichgültig, ja zum Feinde werden können, mein Arm sollte sich gegen dasselbe waffnen, ich nicht mehr alles Gute ihm vom Himmel erflehen dürfen! *)

Indessen sah ich die Französische Fahne langsam niedersinken, und zugleich die der vereinigten Staaten sich allmählich erheben; ein Französischer Soldat nahm darauf die erstere, wickelte sie um sich herum und trug

*) Wie wahr und schön sind diese Gefühle! Das Vaterland ist und bleibt ein heiliger Nahme. Wehe dem, der kein Vaterland hat, und zu haben werth ist! Wer es unschuldig aufgeben muß, verdient tiefes Mitleid.

D. Ueb.

sie schweigend in sein Glied; die Amerikanische Flagge wollte lange nicht ganz empor kommen, Trotz aller Bemühungen, die man dazu anwendete, gleich, als wagte sie es nicht, den Platz derjenigen einzunehmen, der sie ihre glorreiche Unabhängigkeit zu verdanken hatte. Ein unruhiges Stillschweigen herrschte in diesem Augenblicke unter allen Zuschauern, welche den Platz überströmten, sich auf die Gallerien an die Fenster und auf die Balcone drängten, und erst dann, als diese Flagge mit einem Mahle aufgepflanzt war, erschallte ein durchdringliches Hussa von einer besondern Menschengruppe, welche zugleich ihre Hüte schwenkten. Dieses Geschrey und diese Bewegung machten das Schweigen und die Unbeweglichkeit der übrigen, weit umher verbreiteten Zuschauer nur noch düsterer und trauriger; dieß waren Franzosen und Spanier, alle voller Rührung, ihre Seufzer und Thränen vermischend.

Der Uebergang von einer Regierung zur andern erzeugte indessen in den Verwaltungsangelegenheiten weder Unordnung noch Stillstand, ja sie schienen vielmehr wieder einen schnellern Fortgang zu nehmen, so gut eingerichtet war die von Herrn Laussat gebildete Organisation. Nach seiner zwanzigtägigen Verwaltung kam das Gouvernement unter die Oberherrschaft der vereinigten Staaten.

In mehreren Adressen erhielt Herr Laussat nunmehr die unzweydeutigsten Beweise der Anhänglichkeit der Louisianer an ihr ehemahliges Vaterland und seine Person.

Nicht minder lebhaft äußerte sich auch die Liebe und Dankbarkeit der Louisianer an die Spanische Regierung und den König von Spanien.

Vierzigstes Kapitel.

Naturgeschichte. Merkwürdige Insecten. Arreté des Präfecten. Folgen desselben.

Ich nehme hier die Aufmerksamkeit meiner Leser auf Bemerkungen in Anspruch, deren Wichtigkeit ihnen nicht entgehen wird.

Unter den furchtbaren Geißeln der Menschheit gibt es auch eine Art gieriger, haufenweise umher schwärmender Insecten, welche bey ihren Angriffen immer die glänzendste Beute suchen, um sich davon zu mästen; sie belagern sie mit der größten Beharrlichkeit, und, um sie leichter zu verzehren, betäuben sie sie und bezaubern ihre Sinne durch triegerischen Schimmer, bis nur noch die groben Theile übrig bleiben; dann verlassen sie sie, ausgesogen und in dem Elende versunken, welches sie ihnen bereitet haben.

Diese raubgierigen, und doch in der Wahl ihrer Nahrung so ekeln Insecten sind vorzüglich in der alten Welt einheimisch; sie vermehren sich besonders an den bevölkertsten Orten, wo sich eher eine ihrer Gefräßigkeit angemessene Nahrung findet. Es scheint nicht, daß die ersten Reisenden dergleichen in der neuen Welt gefunden hätten; allein gegenwärtig haben sie sich ganz daselbst einheimisch gemacht. Ich habe Spuren ihres Daseyns zu Neu-Orleans selbst gefunden. Etwas Besonderes ist dieses, daß sie so vielerley Gestalten annehmen, als die Natur der Gegend und der Gegenstände, die sie angreifen wollen, erfordert; und Alles, was uns Reaumür

über die Verwandlung der Raupen berichtet hat, ist nichts in Vergleichung mit diesen. Sie kriechen noch mehr als diese, und sind außerordentlich platt, ein Haupt-Charakterzug derselben; sie besitzen einen gewissen Instinct, allein gewiß ist es, daß sie keine Seele haben.

Obgleich die Naturforscher behaupten, es entstehe Alles aus Keimen; so bilden sich diese doch wirklich ohne Zeugung, bloß durch die Fäulniß.

Die andern Insecten sind mit Zähnen bewaffnet, oder mit Scheren und dergleichen; diese haben dafür bloß eine giftige Zunge, welche allein ihrer Dünne und Biegsamkeit halber eindringt; sie schwitzt einen äußerst wässerigen Saft aus, der jedoch bald Dummheit und allerley fantastischen Schwindel, in der Folge aber den Brand erzeugt; sie fliehen niedere schlechte Wohnungen, und belagern bloß Palläste, Schlösser und die glänzendsten Behausungen, und immer ist es nur der Besitzer derselben, den sie sich zum Opfer ausersehen. So hat man sie zu Neu-Orleans gesehen. Mehrere von Ihnen, meine Leser, kennen diese zudringlichen Insecten, denen man verschiedene Nahmen, Schmeichler, Schmarotzer, Höflinge, gegeben hat. Wohl dem, den ihre Bisse nicht verwunden! Bald würde er in seinem Innern die Spuren des Brandes bemerken; solltet ihr sie zufälliger Weise aber noch nicht kennen, so vermeidet ihre Nähe, selbst um sie zu beobachten. Nicht immer schützt Vorsicht hier vor der Gefahr.

Vor meiner Ankunft zu Neu-Orleans hatten sie sich des Gouvernements-Pallastes bemächtigt; seit kurzem hatten sie vorzüglich den Spanischen Gouverneur Salcedo angefallen, einen Greis, dem sie den wenigen Verstand, den er noch besaß, ganz genommen hatten, ohne jedoch eine große Nahrung zu finden; denn der Alte war seiner Natur nach ziemlich zähe; allein die Erscheinung

einer neuen Beute, glänzend von Fett, und vorzüglich der Duft der Speisen, welche auf seiner Tafel standen, der ausgesuchten Weine, die man hier immer fand, machten, daß sie den absterbenden Greis verließen, der, nun zur Besinnung gelangt, sich des Schwindels, der ihn befallen hatte, dergestalt schämte, daß er die Colonie eiligst incognito verließ. Dieser neue Ankömmling war der Marquis Caza-Calvo, Brigadier der Armeen Sr. Katholischen Majestät, Special-Commissär zur Abtretung von Louisiana und Bestimmung der Gränzen, und über dieß alles sehr reich. Der Herr Marquis liebte die Repräsentation, daher bemühten sich diese Insecten, ihn unablässig zu umringen; sie meldeten ihn durch ihr Gesumme von weitem an, sie folgten ihm auf seinen Jagden, auf seinen Fischereyen, seinen Reisen, seinen Promenaden, bey öffentlichen Festen und Gesellschaften, ich glaube, sogar in noch geheimere Orte. Diese unstäten Insecten verließen ihn jedoch eben so schnell, einer neuen noch glänzenderen Beute halber; dieses war der Colonial-Präfect. Der befreyete Marquis kam, vermittelst anderer Zeitvertreiber, bald wieder zu sich; er hätte nun den neuen Präfecten davor warnen können, allein diese Insecten haben außer dem Gifte, den sie mittheilen, noch die unglückliche Eigenschaft, denen, welche sie berührt haben, immer eine heftige gegenseitige Antipathie einzuflößen; daher fühlten sich der Marquis und der Präfect von antipathetischen Regungen ergriffen, ohne zu wissen warum, und diese nahmen immer mehr zu. Der Präfect, gebildet in den Stürmen der Revolution, wo er sie in so mancherley Gestalt und von so vielerley Art hatte aufkommen sehen, hätte sie freylich leicht erkennen sollen; sie benutzten indessen seine Sicherheit, welche aus der Idee, daß es in dieser Gegend noch keine gebe, entsprang; und man wird sehen, welche traurigen Folgen dieß hatte.

Bey Ankunft des Gouverneurs der vereinigten Staaten waren die Eclaireurs des Haufens schon voraus gegangen, geschmückt mit andern Farben, und neue Lockungen versuchend; allein sie fanden ihn so trockener Natur, und wurden über dieß durch die Dünste des Wiski und Grog zurück gescheucht, so daß sie wenigstens für den Augenblick den Angriff aufgaben.

In diesem Zustande der Täuschung und vorgefaßten Meinung erließ der Präfect den 3. December 1803 das Arreté, welches hier nachfolgt, wo er ganz belebt von patriotischen Gefühlen und dem Haß gegen das Verbrechen, sich doch der Sache des ärgsten Feindes der Gesellschaft, des an schändlichen Planen fruchtbarsten Verbrechers, der mehr Schandthaten, als der so berüchtigte Destrües begangen hatte, annimmt, und so von neuem Verdacht gegen unschuldige und tugendhafte Familien erregt, sie neuen verläumderischen Angriffen, neuen Erniedrigungen und dem quälendsten Kummer preis gibt, seine Irrthümer in der Colonie verbreitet, Uneinigkeiten nährt, welche öfters die Parteyen dahin brachten, daß sie sich gern gegenseitig umgebracht, und die ansehnlichste Niederlassung in Louisiana zu Grunde gerichtet hätten. Ich selbst, unwiderstehlich in den Irrthum bis an Ort und Stelle verwickelt, entfernte mich von dem unschuldig Angeklagten mit einer Art von Schauder, und fand erst nach und nach die Wahrheit aus, vorzüglich als ich die Original-Acten-Stücke mitgetheilt erhielt, die unkluger Weise mit dem Schleyer des Geheimnisses verhüllt waren.

Arreté

des Präfecten Herrn Laussat.

(In Sachen eines gewissen Saint-Julien, welcher, wie der weitläuftige Eingang dieses Arreté's — den wir hier in der Uebersetzung ganz mitzutheilen nicht für nöthig halten — anzeigt, beschuldigt worden war, daß er seine eigne Frau erschossen habe: eine Beschuldigung, welche der Herr Präfect für ungegründet hält, und bloß entstanden findet aus der Vorliebe, die Saint-Julien für Frankreich gezeigt, nachdem schon dieses die Colonie abgetreten, wodurch er sich unschuldiger Weise viele Feinde gemacht habe.)

„Herr Louis Saint-Julien, welcher als Gefangener in den Stadtgefängnissen verwahrt wird, soll, noch vor Sonnenuntergang, in Freyheit gesetzt werden.

Dessen ungeachtet soll er sich vorläufig anheischig machen, vor der Obrigkeit jederzeit und so oft zu erscheinen, als er gebührend vorgefordert wird, mit Bestellung einer Caution dieserhalb, und bey Strafe von vier tausend Piastern.

Die Municipalität ist mit der Vollziehung dieses Arreté beauftragt.

Es soll gedruckt, publicirt und angeschlagen werden.

Gegeben zu Neu-Orleans, den 11. Frimaire des 17. J. der Franz. Republ. (den 3. Decbr. 1803.)

Diese Geschichte, welche der Gegenstand dieses Beschlusses ist, gehört unter die allerverwickeltsten; ich werde sie aber in der Folge meinen Lesern enthüllen, um Männern in öffentlichen Aemtern die Warnung zu wiederhohlen, wie viel sie von den Blendwerken, womit man sie umringt, so wie von ihrer eigenen Empfindlichkeit, zu fürchten haben; ich werde sie enthüllen, um neue Be-

merkungen über das menschliche Herz mitzutheilen, und zu zeigen, daß bloß der durch Unterricht weise geleitete Allgemeingeist die Menschen kräftig zum Guten, Schönen und zur wahren Tugend führen kann; ich werde sie enthüllen, um den achtungswerthen Familien, welche ich durch eine, von Vorurtheil erzeugte Verachtung entehrt hatte, öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung zu leisten, und dann auch, um den kühnen Verbrecher, der seit meiner Rückkehr in's Vaterland listig der Strafe entgangen, vielleicht noch fortfährt, die Unschuld zu beschimpfen, und neue Complotte gegen sie anzuspinnen, aus allen Kräften zu verfolgen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Der Verfasser schickt sich an, in's Innere der Colonie zu reisen. Vorläufige Bemerkungen. Die Canadier entdecken zuerst das Innere des Landes, bilden allein die ersten Niederlassungen. Ihre Sitten, ihr Muth. Verbindlichkeiten, welche das Mutterland, der Handel und die Wissenschaften gegen sie haben. Vernachlässigung dieser Colonie von Seiten der Regierung. Sie wird an einen Privat-Mann, und dann an eine Gesellschaft abgetreten. Seltsame Ursache, warum sich der Hof dafür interessirt. Durch die Hofleute begründete Concessionen.

Während dieser Auftritte zu Neu-Orleans machte ich häufige Excursionen, nicht nach allen Umgebungen der Stadt, weil dicht an den hintern unzugängliche Sümpfe sind, sondern nur auf den schmalen Streifen Landes an beyden Ufern des Flusses, welcher, wie ich schon bemerkt

habe, nur in einer Breite von noch keiner halben Stunde bewohnbar ist; das urbar gemachte Land der Pflanzungen, welche dieser Streif enthält, erlaubte mir nicht, die Natur zu beobachten. Ich mußte viel weiter hinauf steigen, um eine breitere, höhere, mannigfaltigere, und noch mit ihren ursprünglichen Gewächsen bedeckte Gegend aufzufinden; so machte ich also alle Anstalten, um meine Reisen in das Innere des Landes zu beginnen. Ich hatte, so viel ich konnte, Alles beobachtet, was mir diese Stadt, welche einst eine der größten in der Welt zu werden hofft, in Beziehung auf Handel und Sitten, Interessantes zu haben schien. Der Zeitpunct, den ich zu meiner Reise wählte, war doppelt vortheilhaft für mich; es war im Anfange des Februars, wo der Frühling schon die Pflanzen mit Blättern und Blüthen schmückt, und obgleich in Neu-Orleans die Rückabtretung der Colonie bereits vollzogen war, so war sie es doch noch nicht in mehrern entferntern Niederlassungen. Ich mußte also hier noch die Spanische Regierung mit allen ihren Formen finden, und Zeuge der Wirkungen dieses Uebergangs unter eine so ganz verschiedene Herrschaft seyn. In der That war ich dieses auch an mehrern Orten während meines dreyjährigen Aufenthalts in verschiedenen Gegenden; ich habe da auch gesehen, wie bewundernswürdig schnell sich diese neue Nation ausgebreitet, und Menschen, welche sie ihre Mitbürger nennt, gewaltsam unter ihre Vergrößerungsplane gezwungen hat. Ich werde dieses Alles treulich erzählen; allein ehe ich die einzelnen Theile dieser Schilderung, untermischt mit Bemerkungen über Naturgeschichte, darlege, muß ich ein Gemählde entwerfen von dem, was diese Colonie war, als sie an Spanien abgetreten wurde, und was sie während der dreyßig Jahre gewesen ist, wo sie unter Spanischer Herrschaft stand;

meine Leser werden dann mit desto größerm Interesse die Angaben betrachten, die ich ihnen vorzulegen habe.

Die Franzosen in Canada hatten sich unter ihrem rauhen Klima, und während ihrer langen Winter, davon genährt, in den Wäldern umher zu irren, und der Jagd und des Fischfangs halber weite Reisen zu Wasser zu machen; diese Beschäftigungen wurden für sie ein Bedürfniß, oder vielmehr eine Leidenschaft, angemessener ihrem feurigen Charakter, als die friedlichen und regelmäßigen Arbeiten des Landbaues. Sie setzten ihre Züge immer mehr gegen Norden fort, und weit vorwärts durch die Felsengegenden von Labrador, einem Lande der Esquimaux-Indianer; zugleich zogen sie an den wilden Ufern der Hudsonsbay hin, wo sie immer mehr und mehr ihre Schiff-Fahrt ausdehnten, um zu untersuchen, ob diese Bay mit dem stillen Weltmeere zusammen hänge, oder nicht. Mit gleicher Kühnheit fuhren sie auf leichten Canots von Baumrinden die Flüsse aufwärts, gingen über reissende Ströme, entdeckten neue Seen, zogen über Gebirgsketten, und verbreiteten Schrecken und Erstaunen unter neuen, nach ihrer Herkunft, Sitten und Sprachen verschiedenen Indianischen Völkerschaften, lebten fast auf vertraulichem Fuß mit ihnen, vermählten sich in der Folge mit ihren Weibern, und erschufen sich so von Tage zu Tage neue und ausgebreitetere Handelszweige. Allein erfüllt von jener Neigung, welche sich immer bey dem Menschen zeigt, die mittägigen Gegenden aufzusuchen, drangen sie in immer größerer Anzahl, und immer weiter nach Süden vor. Dicht bey dieser Masse großer Seen, worauf ihnen die Schiff-Fahrt so wohl bekannt war, und welche den Saint-Lorenz-Fluß nähren, fanden sie eine große Anzahl von Flüssen, deren Lauf gegen Süden gerichtet ist. Indem sie auf ihnen hinab fuhren, sahen sie Ebenen sich ausbreiten, bevölkert von Wildbret, vorzüglich

von wilden Ochsen, so wie einen fruchtbaren Boden und ein milderes Klima; auf diese Weise erreichten sie den großen Fluß Meschassepi, den allgemeinen Zusammenfluß so vieler Flüsse, und drangen vor bis zu seiner Mündung im mexicanischen Meerbusen.

Indeß sie auf dem breiten und krümmungsreichen Ohio-Flusse, dem sie auszeichnungsweise den Nahmen des schönen Flusses beylegten, schifften, und ihre Jagdzüge längs seinen, wechselsweise mit Hügeln und Ebenen eingefaßten Ufern ausbreiteten, vermehrten sie auch ganz besonders ihre Reisen auf dem Flusse der Ilinois, der mit weniger Krümmungen weitere Wiesengründe durchfließt, und dessen minder entfernte Mündung sie schneller in den Fluß brachte. Sechs Lieues tiefer hinab, und am entgegen gesetzten Ufer, wälzt der Missauris sein schlammiges Gewässer in den Mississippi; dieser Missauris, der so weit hinauf geht, der so viel verschiedene Völkerschaften an seinen Ufern umher irren, und bis zu seinem Zusammenflusse herab steigen sieht, both ihnen zu gleicher Zeit seine unermeßlichen Ausgänge für ihre Jagdleute und ihren Tauschhandel dar. Eine große Menge von ihnen wählten sich daher auch feste Wohnsitze an den beyden Ufern des Stroms, von dem kleinern Flusse der Ilinois, bis einige Lieues unterhalb des Missauris, nannten diese Gegend Ilinois, nach dem Nahmen der mächtigen Nation, die sie bewohnte, und vereinigten sich mit dieser sanftmüthigen, aber tapfern Völkerschaft. Bald gründeten sie mehrere Flecken, indem sich, so zu sagen, beyde Nationen vermischten. Der Fluß St. François, den sie auf demselben Ufer tiefer unten fanden, hielt gleichfalls mehrere von ihnen auf; allein drey hundert Lieues unterhalb des Missouri bestimmte der große Fluß der Arkensas, dessen entfernte Quellen auf den Gebirgen von Süd-Mexico, unweit der Hauptstadt Santa-

Fe, entspringen, und der in seinem langen Laufe unermeßliche Wiesengründe durchstreift, seine Gewässer durch die mehrerer Flüsse, vorzüglich des so genannten weißen Flusses, verstärken, mehrere von diesen nomadischen Wanderern, sich ebenfalls unter den zahlreichen Nationen niederzulassen, welche in diesen weiten Gegenden von den ergiebigen Ochsen- und Rehjagden, und längs ihrer Ufer, von den Otter- und Biberjagden lebten, Jagden, welche das köstlichste Pelzwerk liefern.

Endlich tiefer unten, aber immer an demselben Ufer, erreichten sie den letzten Fluß, den der große Strom aufnimmt, und den sie wegen der röthlichen Farbe seines dicken Wassers den rothen Fluß nannten, gleichfalls verstärkt durch mehrere andere beträchtliche Flüsse; und weiter aufwärts in Westen dicht bey den an Neu-Mexico gränzenden Gebirgen, both er ihnen neue Verbindungswege mit einer großen Menge anderer indischer Völkerschaften dar. Mehrere von ihnen blieben daselbst, und gingen Verwandtschaften mit den Eingebornen ein.

Am andern Ufer gegen Osten ließen sich diese unternehmenden Reisenden nicht mit derselben Begierde nieder. Der lange Ohio-Fluß both ihnen viel langsamere und zur Hinauffahrt beschwerlichere Communications-Wege dar, doch hatten sie sich, wie schon gesagt, mit seinem Laufe und den ihn umgebenden Gegenden bekannt gemacht. Sie versuchten ebenfalls, jedoch ohne sich niederzulassen, die verschiedenen Flüsse, welche sich in den Hauptstrom auf dieser Seite östlich und unterhalb ergießen. Allein so bald sie in dieser östlichen Gegend, zu Manchac, den Arm des Missisippi's aufgefunden hatten, der durch die Seen Maurepas und Ponchartrain geht, und von da mit dem Meere zusammen hängt, verließen sie den Hauptstrom dieses zu krümmungsreichen Flusses, dessen Ufer mit zu dichten Bäumen bewachsen waren, und an essen Mündung das nahe Land große Sümpfe und zit-

ternde unbewohnbare Wiesenflächen enthielt; sie gaben dem Arme von Manchac den Vorzug, und nannten ihn in der Folge nach einem ihrer Landsleute, einem berühmten Reisenden, den Fluß Yberville; die sanfte, leichte Fahrt auf demselben brachte sie in einigen Stunden auf jene schönen, so fischreichen Gegenden, deren weit umher bewohnbare Umgebungen viele Indianer zur Jagd anlockten. In wenig Stunden auf das Meer gelangt, fanden sie den Fluß Pascagulas, alsdann den Fluß la Mobile, beyde weit hinauf gehend in Gegenden, die der Sammelplatz von einer Menge indischer Völkerstämme waren, und umfassend in ihrem Laufe das ganze östliche Florida, und im Norden zusammen hängend bis zu den Verästungen des Ohio. Außer den Vorzügen dieser Lage wegen des Fischfangs und der Güte des Klima's, so wie der Verbindung mit dieser Menge indianischer Völker, fanden sie hier auch einen andern, ganz unschätzbaren, nähmlich den Communications-Weg auf dem Meere sich zu eröffnen, um ihr Pelzwerk gegen Colonial-Waaren auszutauschen, und nicht mehr so viel Gefahren bestehen, und so viel Zeit aufwenden zu müssen, um bis nach Canada hinauf zu gelangen. Deßhalb eben zeigten sie so viele Vorliebe für diese Gegenden, obgleich der Boden eigentlich weniger gut war, als in allen jenen, welche sie von Canada aus durchstrichen hatten. Aus diesen Bewegungsgründen sammelten sich auch mehrere von ihnen auf der kleinen Insel Dauphine, um daraus eine Niederlage der Handelswaaren ihrer Mitbürger zu machen.

Man sieht daher von Montreal bis an den Fluß la Mobile, d. h. in einer Ausdehnung von mehr als achtzehn hundert Lieues, diese kühnen Canadier eine ungeheure Communications-Kette bilden, wovon die Niederlassung der Ilinois gleichsam der Central-Ring war, und endlich sich im Süden die Straße auf den Ocean eröffnen, und das

war das Werk von noch nicht zwanzig Jahren gewesen. Wer könnte alle die Hindernisse beschreiben, welche sich ihnen auf jedem Schritte entgegen stellten, die immer sich erneuernden Gefahren, die sie bestehen mußten, mißtrauische oder feindliche Nationen, die sie zu schrecken, zu bekämpfen oder zu gewinnen hatten! Zu Wasser, jene unbekannten Flüsse, die sie beschifften; die Wasserfälle und reissenden Gießbäche, über die sie setzen, die Fuhrte, die sie sich bahnen mußten; ferner die Bayoux; neue verwickelte und krümmungsreiche Irrgänge, wo sie lange Zeit hin und her ziehen mußten, ehe sie die Ausgänge fanden; und zu Lande, alle jene Gebirge, deren Verästungen sie in der Fantasie auffassen, die Flüsse, denen sie in ihren Krümmungen folgen, oder über die sie schwimmen mußten; die Sümpfe, welche sie untersuchen oder umgehen, die dunkeln Wälder, wo sie ohne Boussole und ohne Sonne sich zurecht finden, die mannigfachen Rankengewächse, wovon sie sich los machen, das starke, hohe Rohr, worin sie sich mit dem Beile in der Hand Bahn machen, und zugleich bald Durst, und noch öfter Hunger erdulden mußten; bald hatten sie nichts als Wurzeln und saure Früchte, und gewöhnlich bloß Fleisch von der Jagd. Weit mußten sie schwere Lasten tragen oder ziehen, alles Ungemach der Jahreszeit ertragen, unter der glühenden Sonne keuchen, oder den Schnee durchwaten, und der Kälte trotzen, oder stürmische Nächte unter Bäumen zusammen gedrückt zubringen, oft sitzend nur schlafen, immer auf der Hut gegen den Feind, in einer Hand haltend die Flinte mit gespanntem Hahne, in der andern die Jagdtasche und den Mund voll Kugeln.

Diese Canadier waren erobernde Krieger ohne Feldherrn und ohne Arme, Seeleute ohne Marine, Handelsleute ohne Reichthümer, Geographen ohne Compaß und Meßkunde.

Sie machten unermeßliche Eroberungen für ihr Vaterland, und wußten es nicht; sie erschufen für den Handel unergründliche Quellen des Reichthums, und die Handelsleute wußten nicht warum, sie erweiterten die Gränzen der Erdkunde, bereiteten andere Entdeckungen für die Wissenschaften vor, und die Gelehrten gaben nicht darauf Achtung. Dichter besangen als ein Wunder den Uebergang über den Rhein mit einer furchtbaren Armee; Bronz-Arbeiten, Triumph-Bogen und Gemählde verherrlichten um die Wette dieses große Unternehmen, und niemand gedachte der zahllosen mühvollen Thaten dieser Canadier, merkwürdiger als Alles, was das Alterthum vom Theseus und Herkules erzählt, welche die Dankbarkeit zum Range von Halbgöttern erhoben hat. Man muß es sagen, jener Pallast, den Ludwig XIV. mit so großen Kosten erbaut hatte, umringt von dem Zauber der Künste, dessen enger Horizont von waldichten Hügeln begränzt wird, dieser Aufenthalt der Einförmigkeit, konnte er wohl in der Seele des Monarchen, seiner Minister, ihrer Diener, jene großen, ganze Reiche umgestaltenden Plane entstehen lassen? Konnte in diesem Pallaste der indolenten Weichlichkeit die Seele entflammt werden durch die Erzählung der unerhörten Unternehmungen des unermüdlichen Canadiers? Konnte bey diesen kindischen Wasserfällen an diesen todten, in Marmor und Bley eingezwängten Gewässern der Genius sich beleben zum Besten jener Wunderthaten der Schiff-Fahrt? Konnte in diesen sandigen, durch kaltsymetrisch geordnete Gebüsche laufenden Alleen die Einbildungskraft sich ein Bild entwerfen von jenen ungeheuern, furchtbaren Wüsten, wohin die belebende Natur dennoch Generationen ruft, um sie zu vermehren und zu bereichern? Das Wort: Jagd, welches in jenem Aufenthalt der Langeweile nur an die kostbaren Vergnügungen erinnert, wo das zusammen gehäufte

Wild dem Monarchen selbst keine Freyheit der Wahl mehr ließ: dieses Wort stellte den Canadischen Jäger nur als einen glücklichen Sybariten vor, der die den Großen zuständigen Vergnügungen usurpire.

Zwey, drey und vier und vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorhergehenden. Schwache Maßregeln, welche die Regierung ergreift, um die Niederlassungen in Louisiana zu begründen. Langsamkeit, Mangel an Zusammenhang derselben. Besondere Ursache, welche die Großen des Hofes bestimmt, Antheil daran zu nehmen. Verschiedene Details.

Vergebens erzählte der Pater Hemepin, ein Franciscaner, nach einem langen Aufenthalte unter den Ilinois-Indianern, wo er ansehnliche Reisen gemacht hatte, zuerst dem Hofe von den Wundern des Landes, das er durchstrichen hatte; man hörte ihn mit jener, den Höfen, wo das Interesse an Kleinigkeiten das an großen Dingen nicht aufkommen läßt, nur zu gewöhnlichen Gleichgültigkeit an; und obgleich in der Folge der Pater Hemepin seine Reisen heraus gab, und sie dem großen Colbert zueignete, ob er gleich angab, daß das Land, von dem er für Frankreich Besitz genommen habe, größer sey, als ganz Europa, so ward er doch so verächtlich behandelt, daß er seine Tage in Unmuth und Gram in Holland endigte.

Unterdessen bildete ein Canadischer Edelmann, Cavelier de Lasalle, durch den Pater Hemepin vorzüglich von den Vorzügen dieses unermeßlichen Landes unterrichtet,

den Plan, es selbst zu durchwandern. Er verließ im Jahre 1679 mit einer ansehnlichen Begleitung Quebeck, schiffte den Saint-Lorenz-Fluß hinauf, passirte den Wasserfall des Niagara, ging über die Seen, schiffte sich auf dem Flusse der Ilinois wieder ein, fuhr den Fluß herunter bis drey Lieues ungefähr unterhalb des Missouri, und erbaute am rechten Ufer das erste Fort, welches die Franzosen in dieser Gegend besaßen, und dem er den Nahmen Creve-Cour gab, vermuthlich zum Andenken an die Beschwerden, welche er auf seiner langen Reise zu bestehen gehabt hatte. Dieses Fort erhielt in der Folge den Nahmen Fort Saint-Louis, den es noch hat. Cavelier de Lasalle schiffte sich von neuem ein, setzte seine Fahrt bis zur Mündung des Missisippi's fort, den man, um Ludwig XIV. zu schmeicheln, damahls den Fluß Saint-Louis nannte, aus demselben Grunde, warum der Pater Hemepin schon die Gegenden, welche dieser Fluß durchströmt, Louisiana genannt hatte.

Nachdem er seine Beobachtungen gemacht, und die Höhe gewonnen hatte, kehrte de Lassale den Fluß aufwärts nach Quebeck zurück, von wo aus er nach Frankreich ging. Die Entdeckung der Mündung des Missisippi's im Mexicanischen Meerbusen, welche für das Innere dieser Gegenden leichtere und vortheilhaftere Communications-Wege eröffnete, als die durch Canada, und die doppelte Schiff-Fahrt auf dem Missisippi und Saint-Lorenz-Flusse, der, wie eine unermeßliche Kette, so viele Gegenden umschlang, und vorzüglich die schon sehr mächtigen Colonien Englands beschränkte, hätte einen tiefen Eindruck auf jede, von der Wichtigkeit ihrer Colonien mehr überzeugte Regierung machen müssen. Colbert konnte indessen den Bitten und Versprechungen de Lassales die Ausrüstung einiger Schiffe nicht verweigern, welche ungefähr drey hundert Personen, Soldaten, Freywillige,

in Dienst genommene Handwerker, Mädchen und Geistliche faßten. Dieses Convoi ging im Jahre 1684 von Rochelle ab, und es ist allgemein bekannt, daß es den Eingang des Flusses verfehlte, sich zu weit westlich wandte, wo dann de Lasalle in der Bay Saint-Bernard landete. Sein rauher Charakter, der schon die Officiere der Marine unmuthig gemacht hatte, erbitterte noch mehr diejenigen, welche seine Mühen und Beschwerden theilten. Einige von ihnen brachten ihn ums Leben, und nur sieben Personen kamen nach Canada, nachdem einige vor Elend, der größte Theil aber durch die Hände der Wilden und der Spanier gefallen waren, als welche letztere diese Niederlassungen der Franzosen als Usurpationen über ihre Colonien ansahen. *)

*) Der finstere Hochmuth des Hofes von Ludwig XIV. hatte sich, wie eine ansteckende Seuche, über alle Stände, vom Throne bis auf das niedrigste Dorf, verbreitet, wo der Herr den Amtmann, dieser den Procurator, der Procurator den Huissier, und der Huissier wiederum den Bauer, den letzten von Allen, das Opfer von Allen, und der sie doch Alle ernährte, verachtete. Die Wirkungen dieses Stolzes zeigten sich vorzüglich bey denen, welche am Hofe Zutritt hatten. Wie viel Unglück entstand daraus in allen Zweigen der Verwaltung des Krieges, vorzüglich der Marine. Cavelier de Lasalle, ein einfacher Edelmann aus Canada, richtete sich und seine Niederlassung, trotz aller großen Plane, alles Muthes und aller Energie, zu Grunde, bloß weil er einen Augenblick jene ansteckende Luft geathmet hatte. Bekleidet mit dem Titel eines Gouverneurs aller Lande, welche er entdecken würde, von Neu-Biscaya bis zu den Ilinois, glaubte er sich weit erhaben über Alles, was sich ihm näherte. Er vergaß die einfachen Sitten seines Geburtslandes, um die eines Hofes anzunehmen, wo Alles stolz einher trat oder kroch; er wurde hart und despotisch. Bey seiner Ueberfahrt machte er durch

Der Hof schien damahls die Erinnerung an diese Colonie und den sie durchströmenden großen Fluß gänzlich aus dem Gesichte zu verlieren. Funfzehn Jahre nachher, im Jahre 1698, drang endlich ein anderer Canadier, Yberville, in der Folge Führer einer Escadre, durch seine, gegen die Seen zu wohnenden Landesleute unterrichtet, von der Seeseite in den Missisippi ein. Während dieses Zwischenraums machten eben die Canadischen Reisenden die Fortschritte, von denen ich das Gemählde aufgestellt habe. D'Yberville, mit dem Titel eines Gouverneurs bekleidet, führte vom Meer her Colonisten herbey, welche er weislich aus Canada genommen hatte. Allein der Tod dieses verdienstvollen Mannes machte, daß Louisiana noch ein Mahl verlassen wurde, und dreyzehn Jahre verflossen, ehe Crozat, ein reicher Privat-Mann, für sich allein dieses große Land erhielt. Mit dem Privilegium, ausschließend hier Handel zu treiben, erhielt er zugleich alle Landstriche, Küsten, Häfen, Rehden und Inseln, woraus diese Colonie besteht, um sie auf immer mit voller Eigenthums-, Herren- und

sein stolzes Wesen schon die See-Officiere sich abgeneigt, welche selbst ziemlich arrogant sind. Diese nun opferten, um ihn aufzuopfern, das Interesse des Staats auf, weigerten sich, nach Erkennung des Irrthums, an die Mündung des Flusses zurück zu kehren, und ließen in der Bay Saint-Bernard die Flotte zu Grunde gehen, welche die nothwendigsten Gegenstände für ihre Niederlassung trug; und als Cavelier sich nebst seiner Truppe mitten in jenen unbekannten Wüsten befand, gab er zwar ein Muster von Muth und Beharrlichkeit; allein immer verstockter in seiner Härte und Rauhheit, verwandelte er Menschen, welche ihn gewiß unterstützt und gerettet haben würden, in elende Mörder.„

Justiz-Gerechtigkeit zu besitzen, bloß unter der Verbindlichkeit, dafür den Lehnshuldigungseid zu leisten. Acht und zwanzig Jahre also nach der Unternehmung von Cavelier de Lasalle war die Regierung dahin gebracht, einem einzigen Individuum eine der reichsten Gegenden der Erde, größer als Europa, zu überlassen! Zu welchen Betrachtungen führt dieß nicht! Wie traurig sind die Ursachen, welche die Regierung zu einer solchen Abtretung bewogen! Indessen hätte diese Abtretung Louisiana's an einen einzigen Privat-Mann noch immer für die Colonisten und die Hauptstadt vortheilhaft werden, und dem Besitzer viel Ehre und Glück bringen können, allein dazu bedurfte es, außer einer erhabenen großen Denkart, eines ungewöhnlichen Zusammentreffens von Aufklärung und Local-Kenntnissen; man mußte nicht, um sich zu bereichern, einzig darauf ausgehen, über die Colonisten ein tyrannisches Monopol auszuüben, welches sie durch das Bestreben, ihnen ihre Waaren um einen niedrigen Preis abzudringen, und die eingeführten über allen Werth zu verkaufen, zu Grunde richtete, entmuthigte, und sie zwang, mit Fremden einen Schleichhandel zu unterhalten, wozu es der Zoll- und Mauthanstalten, Wachen, und einer Menge unnützer und kostbarer Menschen bedurfte. Man mußte vielmehr, durch allerley Freyheiten, ihren Einfuhr- und Ausfuhrhandel aufmuntern, und bloß in so fern Antheil an dem Schicksale der Colonisten nehmen, als man ihnen wohlfeilern Einkauf und theurern Verkauf zu verschaffen suchte; dann würden die Franzosen und alle Europäischen Nationen weit häufiger in diese Gegenden gekommen seyn, als in die der vereinigten Staaten; denn Louisiana's Ebenen erfordern wenig Aufwand zur Urbarmachung des Bodens, und das Klima ist productiver, die Producte selbst mannigfacher, und der Absatz leichter.

Aus dem so schnellen Zuwachse der Bevölkerung in den vereinigten Staaten läßt sich abnehmen, auf welcher Höhe jetzt die von Louisiana stehen würde. Es würde wirklich ein zweytes Frankreich geworden seyn, welches dem Mutterlande fast alle Colonial-Waaren, Bauholz und Theer zuführte, den Ueberfluß seiner Manufactur-Waaren verbrauchte, seine Marine mit Matrosen versorgte, sie durch die Bedürfnisse der Waarenversendungen vermehrte u. s. f. Durch eine solche Einrichtung würde Crozat der Stifter eines der größten Völker des Erdbodens geworden seyn. Sein Vermögen wäre in dem nähmlichen Verhältnisse gewachsen und größer geworden, als jemahls ein Privat-Mann eines besessen hat; und dieses Vermögen würde er bloß durch weise Vertheilung der Ländereyen an die Colonisten erworben haben. Die ersten Stücke Land wären unentgeldlich, die andern nach mäßigen Preisen überlassen, und diese stufenweise behuthsam gesteigert worden, in dem Maße, wie die benachbarten Gegenden bewohnter geworden wären. Allein statt dessen drückte Crozat den Schwamm aus, ehe er sich voll gesogen hatte, und vier bis fünf Jahre nachher gab er selbst seine Concession auf, entmuthigt durch zwecklose Anstrengungen.

Eine neue Gesellschaft, unter dem Nahmen: Compagnie d'occident (westindische Gesellschaft), war Crozat's Nachfolgerinn, noch in denselben monopolistischen Planen: theuer an die Colonisten zu verkaufen, und wohlfeil von ihnen zu kaufen, das war die ganze damahlige Weisheit; mit großem Aufwand begann man die Operationen, unbedeutend für die Bevölkerung, aber ungeheuer für das Eintreiben, die Bewachung und Inspection der Einnahmen, welche erst nicht gar lange existiren konnten, und ein jeder, bis auf den Canadier, der in ungeheuern furchtbaren Wüsten durch unerhörte Mühse-

ligkeiten sein Pelzwerk sammelte, mußte ausschließend an die Compagnie verkaufen.

Allein bey Errichtung der westindischen Compagnie hatte man ganz andere, dem Flor Louisiana's völlig fremde Plane; man wollte die Agiotage nähren, jenes Fieber erschöpfter Staaten, welches alle Industrie lähmt, und selbst die Sitten verdirbt. Damahls versprach Law, mit seiner Bank, Frankreich, welches unter der Last seiner Schulden erlag, zu befreyen, den Ackerbau und Handel wieder empor zu bringen, und es würde ihm wahrscheinlich gelungen seyn, wenn er nicht, noch immer genöthigt, der Verschwendungssucht eines ausschweifenden Hofes zu fröhnen, gewaltsam über das hinaus gerissen worden wäre, was er sich eigentlich vorgesetzt hatte: er mußte also dem öffentlichen Enthusiasmus neue Nahrungsmittel wiedergeben, und er suchte diese an den Ufern des Missisippi's auf, von woher zahllose, alle Erwartung übersteigende Reichthümer kommen sollten. So bildete sich diese Westindische Compagnie und deren Actionaire, denen an den unerschöpflichen Schätzen des Missisipi's Antheil versprochen wurde. Um diesen Versprechungen Gewicht zu geben, interessirten sich die Vornehmsten des Hofes bey der Westindischen Compagnie, und nahmen Concessionen in den verschiedenen Gegenden Louisiana's, wo sie dann Niederlassungen einrichten lassen wollten. Law besonders erhielt, nebst dem Titel eines Herzogthums, am Flusse der Arkensa's ungefähr 250 Lieues von der projectirten Stadt, eine Concession auf vier Quadrat-Lieues, wo funfzehn hundert Menschen beschäftigt werden, und eine Compagnie Dragoner sich befinden sollte; fast tausend wurden auch wirklich hingeschickt, meistens Deutsche. Als dieser Minister in Ungnade fiel, gingen die Angestellten den Fluß herab, um sich wieder einzuschiffen; diejenigen, welche nicht elendiglich umkamen, erhielten

die

die Freyheit, sich längs dem Flusse niederzulassen, acht Lieues unterhalb der Stadt, wo sie heut zu Tage unter dem Nahmen Küste der Deutschen (Côte des Allemands) den bevölkertesten Canton dieser Colonie bilden, welcher die Stadt vorzüglich mit Reiß, Mais, Bohnen, Federvieh u. dergl. versorgt. Das Gerücht hatte damahls nicht ohne Absicht verbreitet, an demselben Flusse der Arkensa's, aufwärts nach seiner Quelle zu, befinde sich ein Smaragdfelsen. Die Köpfe wurden durch diese grobe List dergestalt erhitzt, daß der Commandant des Postens Befehl erhielt (1721), die Entdeckung desselben zu bewirken. Er durchstreifte ungefähr drey hundert Lieues, und hatte Handwerker, Ingenieure, selbst Soldaten zur Bewachung dieses eingebildeten Schatzes bey sich. Mehrere Hofleute und Große erhielten Concessionen in jenen Gegenden, unter andern auch die Gebrüder Paris. Um das Interesse, welches der Regent selbst an dem Lande des Missouri nahm, und die Hoffnung zu beweisen, welche man von großen, daselbst zu findenden, Reichthümern nährte, zierte man die Hauptstadt mit dem Nahmen: Neu-Orleans. Es wurden nun Verwandte und Freunde jener Großen in den hierher bestimmten Regimentern angestellt. Die meisten von diesen Officieren blieben ganz dort, und naturalisirten sich; und man sieht noch sehr zahlreiche Familien von ihnen daselbst.

Dieser edelmännische Geist war den Fortschritten der Colonie in vielen Hinsichten hinderlich; er verbreitete in diesen einsamen Gegenden die Neigung zum Luxus, zu den Freuden der Tafel und zum Müßiggange, und erzeugte jenen Charakter von Hochmuth und Arroganz, woraus in zehn bis zwölf Jahren Uneinigkeiten, Complotte und Kriege von Seiten der Wilden entstanden, welche Blut kosteten, und beynahe die Franzosen bis auf den letzten Mann vertilgt hätten; die rohen Canadier hin-

gegen waren länger als dreyßig Jahre immerfort als Freunde, Gefährten und Verwandte von ihnen behandelt worden.

Der erste Krieg der Natchez, eines Volks, welches den Franzosen große Dienste leistete, entsprang aus der hochmüthigen Weigerung eines Commandanten, den Mord eines ihrer, von einem französischen Soldaten umgebrachten Kriegers, zu rächen; ihr Complott, alle Franzosen deßhalb zu vertilgen, welches zum Theil ausgeführt wurde, ward erzeugt durch die Verzweiflung über einen Befehl, den sie von einem andern Commandanten erhielten, ihr Dorf zu räumen. Nach diesem Dorfe strebte der Commandant, um sich eine Pflanzung anzulegen, und diese Gegend, wo die Asche ihrer Väter ruhte, war der Ort, wo sie stets alle Tugenden der Gastfreundschaft gegen die Franzosen ausgeübt hatten. So entstanden auch die andern Kriege gegen die Wilden Louisiana's immer aus dem hochmüthigen Charakter, der sich gegen diese Völker aller Pflichten der Gerechtigkeit, Treue und Menschlichkeit ledig glaubte.

Die Agenten der Compagnie zerstörten die Nation der Natchez, und diese Zerstörung vernichtete gleichfalls einen der ansehnlichsten Handelszweige von Louisiana, indem die Natchez sehr zahlreich und mächtig waren. Streifzüge gegen andere Wilde hatten gleichen Erfolg. Dieser Kriegszustand machte zugleich einen ungeheuern Aufwand für Truppen und Munition nothwendig, und verminderte die Arbeiter der Colonie außerordentlich. Die Vortheile des Monopols, welches die Colonisten drückte, und woran sie noch denken, entschädigten die Compagnie bey weitem nicht, und im Jahre 1730 mußte sie die Colonie, nach dreyzehnjährigem Besitze, an den König zurück geben. In dieser Zwischenzeit wurde die Stadt Neu-Orleans gegründet, das Fort der Ilinios, Fort

Saint-Louis genannt, war von Steinen erbauet worden, das de la Balize, an der Mündung des Missisippi's, welches den einlaufenden Schiffen zum Wegweiser und zugleich zur Vertheidigung dient, war mit großen Kosten auf Pfahlwerk, mitten in unbewohnbaren Sümpfen, erbauet worden. Bey den Natchez wurde ein Fort, Fort Rosalia genannt, auf einem Hügel, bloß wie einfache Pallisaden, gegründet. Das Fort der Arkensas war noch weniger beträchtlich, auch das der Natchitoches am rothen Flusse, durch den berühmten Saint-Denis gegründet, bedeutete nicht viel. Am la Mobile hatte man eins von Steinen gebauet, welches auch noch jetzt existirt. Diese verschiedenen Forts hatten nur einige Bewohner um sich her, welche sehr arm waren, aus Mangel an Absatz ihrer Producte und Theurung derer, welche die Compagnie ihnen zuführte. —

Die Producte beschränkten sich damahls auf ein wenig Reiß, Mais, Tabak, Pelzwerk nebst etwas Holz, Bretern und ein wenig Salzspeisen für die Colonien. Der Canadier Saint-Denis, welcher von Natchitoches sich eine Straße bis nach Mexico durch unbekannte Wüsten gebahnt hatte, ein eben so großer Staatsmann als unerschrockener Reisender, hatte durch seinen Rath die Spanier bestimmt, sich bey den Assinais, nur funfzig Lieues von den Natchitochis, niederzulassen, von wo aus sie sich, bis auf zehn Lieues ungefähr, den Adaies näherten. Er hoffte, auf diese Art sich unermeßliche Absatzwege für unsere französische Waaren zu eröffnen, und dafür das Geld zu erhalten, dessen die Colonie vorzüglich bedurfte. Diese Plane eines ehrlichen Mannes hatten den doppelten Vorzug, den Franzosen und Spaniern gleich nützlich zu seyn; beyde Völker würden, angezogen durch ihre wechselseitigen Bedürfnisse, ihre Länder gegenseitig bevölkert haben. So würde Spanien heut zu Tage eine große

Population vor Mexico voraus haben, welche die mächtige Avantgarde davon bildete; und je mehr die Franzosen sich vermehrt hätten an dem rothen Flusse, von dem Flusse bis zu den Natchitoches, um so mehr würden sie die Vermehrung der Spanischen Niederlassungen erleichtert haben. Man kann es nicht oft genug wiederhohlen, die Nationen bedürfen der gegenseitigen Unterstützung, wie der einzelne Mensch; allein die Grundsätze der Spanischen Regierung, sich immer zu isoliren, sind hier, wie anderwärts, das große Hinderniß der Volksvermehrung geworden, und die Franzosen haben mit diesen Gegenden nur einen mittelmäßigen und gefährlichen Handel treiben können *).

Vom Jahre 1730 bis 1790, einer Zeit, wo die Colonie von der Französischen Regierung verwaltet wurde, sind die Producte fast dieselben geblieben, und die Bevölkerung hat nicht sehr zugenommen.

Endlich führte der unglückliche Krieg von 1756 den für Frankreich entehrenden Frieden herbey, wo es einer Seits Canada an die Engländer, und von der andern Louisiana an die Spanier abtrat, welche ohnehin schon so viel unnütze Wüsteneyen besaßen; so ist denn jener wichtige Gürtel getrennt und vernichtet worden, der die mittelmäßigen Gegenden der Englischen Colonien des nördlichen Amerika's in enge Gränzen einschloß, und Frankreich verlor dadurch Gegenden, welche eine noch weit

*) Welche Aussichten eröffnen sich jetzt wieder für Frankreich, und die mit ihm im genauesten Bunde stehenden Deutschen und Italiänischen Länder in Ansehung des Handels nach jenen Gegenden, da nunmehr Spanien, durch die Abdankung des bisherigen Königs, so ganz eng mit Frankreich verbunden ist. Freylich muß erst mit England der Kampf geendet seyn, ehe jene Aussichten realisirt werden dürften.
Anm. d. Uebers.

größere Volksmenge fassen konnten als Frankreich selbst, und die ihm in der neuen Welt für immer das Uebergewicht gegeben, und, ich wage es zu behaupten, seinen Handel und seine Marine unzerstörbar gemacht haben würden, selbst bey der Voraussetzung, daß sich diese Colonien, wie es die Englischen in der Folge thaten, unabhängig gemacht hätten *).

Diese für Frankreich so verderblichen Colonie-Abtretungen wurden aber nur schwach von der Nation empfunden, und man weiß, mit welcher Unverschämtheit die Maitresse Ludwigs XV. sie diesem Monarchen ankündigte, der die vorübergehende Reue einer zwar gefühlvollen, aber durch Liebe unterjochten, und durch Vergnügungssucht verweichlichten Seele zeigte.

Und doch beweisen diese Colonisten, welche diese schwache Regierung preis gab, damahls eine so heroische Aufopferung, die mit dem Größten, was die Geschichte kennt, verglichen werden kann.

Während dieses Krieges hatte England versucht, diejenigen Akadier gegen Frankreich zu bewaffnen, welche durch den Utrechter Tractat von Canada getrennt worden waren, um unter Englische Herrschaft zu kommen, jedoch mit der Bedingung der Neutralität. Die Weigerung dieser Akadier, die Waffen gegen ihr Vaterland zu führen, zog ihnen Verfolgungen zu, welche sie muthig ertrugen; diese werden der Englischen Regierung immer Schande machen; dumm, unmenschlich, mit Verachtung aller Vertragspflichten, entriß sie dieses, von heiliger Vaterlandsliebe erfüllte Volk ihren ursprünglichen Wohnsitzen, und

*) Man muß nie vergessen, daß die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten sehr viel zum Wachsthum der Macht Englands beygetragen hat, und zwar durch den unermeßlichen Handel, den die vereinigten Staaten treiben. Alles ist zu Englands Vortheil: eine wichtige Wahrheit für die Mutterländer.

zerstreute zehn bis zwölf tausend in den Englischen Colonien umher. Eine große Menge Entkommener, Greise, Weiber und Kinder, irrten länger als sechs Jahre in den Wäldern und den fernen Einöden dieser Gegenden herum, lebend von wilden Früchten, von Wildbret, Gemüsen und wenigem Getreide, welches sie säeten, und furchtsam einsammelten, indem sie, wie wilde Thiere, immer von den Engländern verfolgt wurden; die Colonien waren es, wo solche Franzosen lebten, deren Regierung selbst die verknüpfenden Bande zerriß. Die Louisianer trennten sich eben so ungern von dem Mutterlande, und hofften immer auf Rückkehr zu demselben, bis Ulloa von der Colonie im Nahmen Spaniens Besitz nahm.

Im Jahre 1788 verzehrte eine Feuersbrunst ein ganzes Drittel von Neu-Orleans. Es war ein Charfreytag, wo der königliche Schatzmeister, Hacienda mit Nahmen, zu seiner großen Erbauung in seinem Hause eine Capelle hatte errichten lassen. Die heilige Jungfrau, angethan mit einem ganz andern Schmucke, als sie an dem Tage trug, wo der Gottmensch starb, und umgeben von einer Menge Lichtern, gerieth in Flammen, indeß der heilige Mann, unterstützt von seinen Gästen, bey Tische seine Schmerzen vertrank. Man stelle sich eine Feuersbrunst vor bey Häusern ganz von Holz, noch obendrein von sehr brennbarem erbaut. In einigen Stunden lag auf der Stelle, wo die blühendste, lebendigste Stadt gestanden hatte, ein Schutt- und Aschenhaufen. Der Gouverneur leistete den Unglücklichen alle mögliche Unterstützung; besonders merkwürdig aber ist dieß, daß seine junge Gemahlinn von diesem Augenblick an den ihrem Geschlechte sonst so werthen Putz ablegte, um der unglücklichen Stadt ein Beyspiel der strengsten Simplicität zu geben. Selbst bey Festlichkeiten hätte man sie für eine Nonne halten können. Dieses Unglück veranlaßte ein anderes,

nicht so beträchtliches, aber weit schmerzlicheres. Mehrere Monathe lang hatte nähmlich der Oberste Maxent sein Haus den Abgebrannten geöffnet, und ihnen offene Tafel gegeben, und ließ ihre besten geretteten Sachen in einem großen Magazin auf seinem Landgute verwahren. Böse-wichter, welche nie bekannt geworden sind, legten des Nachts daselbst Feuer an, und so wurde die letzte Hülfe dieser Elenden eine Beute der Flammen.

Während der dreyßig Jahre, daß dieses Land unter Spanischer Herrschaft stand, sind die Französischen Sitten immer der herrschende Charakter der Colonie geblieben, und die Spanier haben sich hier leichter französisirt, als die Franzosen espagnolisirt. Alle Ländereyen sind von der Regierung immer umsonst an Privat-Leute vertheilt worden. Diese mußten bloß etwas Weniges für Ausfertigung der Urkunde bezahlen. Die Akadier und andere haben, außer diesen unentgeldlichen Geschenken, noch von der Regierung in den ersten Jahren ihres Etablissements jährliche Unterstützung erhalten; diese Ausgaben, die Erbauung des Forts, die Unterhaltung von ungefähr zwey tausend Mann Truppen, kosteten Spanien jährlich fünf bis sechs Mahl hundert tausend Piaster, und die Zoll-abgabe von sechs Procent brachte, wegen des vielen Unterschleifs, nicht mehr ein als hundert tausend Piaster; die Regierung mußte also noch einen Aufwand von vier bis fünf Mahl hundert tausend Piastern bestreiten, welche sich in der Colonie verbreiteten, und die Masse des baren Geldes vermehrten. Diese vier bis fünf Mahl hundert tausend, vorzüglich durch das, nichts producirende, Militär im Umlauf gebrachten Piaster vermehrten bloß die Einfuhr, welche die Ausfuhr weit überstieg; denn man mußte einführen: 1) für die Colonisten, welche ihre Waaren dafür gaben; 2) für das Militär und die Beamten, welche nur mit Geld bezahlen konnten; die Producte der

Colonie stiegen im Ganzen, selbst in der letzten Zeit, nicht höher als auf fünf bis sechs Millionen Livres tournois, wovon ein Drittel fast Zucker und Syrupp ausmachten. Diese Producte konnten die doppelt so starke Einfuhr nicht decken, es mußte also ein Theil des baren Geldes zugelegt werden, welches größten Theils von der Regierung herkam, und dieß war für die Colonie eine große Wohlthat; denn das zu große Anhäufen von Geld würde die Handarbeit immer mehr vertheuert haben, und folglich den Arbeiten des Landbaues nachtheilig geworden seyn.

Die Bevölkerung von Louisiana betrug nach den Angaben der Spanier zu der Zeit meines Aufenthaltes daselbst zusammen:

in Unter-Louisiana . . .	37,697 Seelen
in Ober-Louisiana . . .	7,000 =
Total-Summe	44,697 Seelen.

Inhalt

des ersten Theils.

Seite

Erstes Kapitel.

Abreise des Verfassers nach Nantes. Bemerkungen auf seiner Reise. Bemerkungen über diese Stadt. Kaufleute. Nützlicher Rath für die, welche sich einschiffen. Seekrankheit. Mittel, sie zu mildern. Anweisung, seine Gesundheit zur See zu erhalten. . . 3

Zweytes Kapitel.

Ueberfahrt. Wandernde Pflanzen. Muschelthiere. Sonnenuntergang. Taufe unterm Wendezirkel . . . 11

Drittes Kapitel.

Ankunft auf Martinique. Die Stadt Saint-Pierre. Fehler und Mängel der Städte der Colonien. Sitten. Gebräuche. Handel der Weißen 15

Viertes Kapitel.

Fort-Royal. Sümpfe. Ueber die auf die Natur gegründete, sichere und minder kostspielige Kunst, sie für die Gesundheit der Menschen unschädlich zu machen. Umgebungen des Fort-Royal. Mangeln (mangles).

Seite

Krabben. Flecken. Lamantin und andere Theile der Insel. Naturgeschichte. = = = = = 31

Fünftes Kapitel.

Besondere Ursachen, welche den Flor von Martinique befördern. Nachrichten über den Handel und die Industrie für die Europäer, welche in diese Colonie sich begeben. = = = = = = = = 45

Sechstes Kapitel.

Bemerkungen über die verschiedenen Zweige des Anbaues auf dieser Insel. Traurige Folgen davon, daß man die Gebirge ihrer Waldungen beraubt hat. Vom Rocou und Indigo. = = = = = = 53

Siebentes Kapitel.

Vom Tabak. Geschichte seines Anbaues und seiner Verbreitung. Ursachen, welche seinen Gebrauch so allgemein gemacht haben. Sein Einfluß auf unsere Colonien, unsern Handel und unsere Marine. Nicht zu berechnende unglückliche Folgen davon, daß man das Monopol desselben eingeführt und ein Jahrhundert lang geduldet hat. = = = = = = 62

Achtes Kapitel.

Der Kaffeh. Seine Geschichte. Seine Eigenschaften. Von seinem allgemeinen Gebrauch. Von seinem Einflusse auf die physische und moralische Natur der Menschen. Ist es vortheilhaft, den Genuß desselben unter dem Volke noch mehr zu verbreiten? = = = = 76

Neuntes Kapitel.

Krankheiten auf den Colonien. Gelbes Fieber, Siams-Krankheit, Europäische Krankheit u. s. f. Ihre Ursache, ihr Sitz; Schutzmittel dagegen, Behandlungsart derselben. Thatsachen und Anecdoten in Hinsicht darauf. Allgemeine Mittel, sie auszurotten. = = 89

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung derselben Materie. = = = = = 104

Eilftes Kapitel.

Schutzmittel für die Truppen gegen die Krankheiten, auch anwendbar für Privat-Personen. = = = = 114

Zwölftes Kapitel.

Allgemeine Mittel, welche die Regierungen anwenden müssen, um die Keime dieser Krankheiten ausrotten zu helfen. = = = = = = = 121

Dreyzehntes Kapitel.

Eine kleine Anzahl von Menschen stiftet mit wenig Hülfsmitteln die Colonie la Martinique. Reichthümer, deren Schöpfer sie geworden sind. = = = = 124

Vierzehntes Kapitel.

Gefährliche Schlangen. Ihre Ausrottung. Einfluß des Menschen auf die Natur. Bemerkungen über die Inseln, welche keine solchen Schlangen haben. Gedanken des Verf. über diesen Punct. Verschiedene Arten von Ameisen; ihre unglaubliche Vermehrung; ihre Verhee-

Seite

rungen. Mittel, welche der Mensch allein ihnen entgegen zu stellen hat. Thiere, welche die Ameisen ausrotten. Von den Ameisenfressern insbesondere. = = 130

Funfzehntes Kapitel.

Vulcane. Gebirge. Nutzen derselben. = = = = 140

Sechzehntes und siebzehntes Kapitel.

Innerliche Unruhen in der Colonie auf Martinique. Anfang der Feindseligkeiten während des Aufenthaltes des Verf. auf dieser Insel. Anmerkungen über diesen Gegenstand. Seine Abreise von dieser Insel. = 142

Achtzehntes Kapitel.

Weg nach Porto-Rico. Anmerkungen über diese Insel. = 148

Neunzehntes Kapitel.

Ankunft des Verfassers zu Saint-Domingo. Beschreibung dieser von Christoph Columbus erbauten Stadt, ihres Gebiethes und der Vortheile ihrer Lage. Ideen des Verf. über die Mittel, dieser Colonie wieder aufzuhelfen. = = = = = = = 153

Zwanzigstes Kapitel.

Ursachen, welche vorzüglich dieser Spanischen Colonie geschadet haben. Weise Politik der Spanier in Beziehung auf die farbigen Menschen. = = = 163

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Naturgeschichte. Merkwürdige Muschelarten. Versteinerungen. Von der Verminderung des Meeres. Bemerkungen über diesen Gegenstand. = = = 172

Seite.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Abreise von Saint-Domingo. Schilderung der Französischen Colonie von Saint-Domingo. = = = 177

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Jamaica. = = = = = = = = 181

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Insel Cuba. Die Havana. Mexicanischer Golf. = = 183

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Beobachtungen über den Golf von Mexico. Ankunft bey der Mündung des Missisippi's. Mangel an Aufmerksamkeit des Capitäns macht, daß das Fahrwasser verfehlt wird. Unglück, welches die Folge davon ist. Widrig gewordene Winde. Hungersnoth. Gefahr. = = = = = = = = 189

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Neuer Unfall. Der Verfasser und zwey Reisende steigen auf der Insel Saint-Rose an's Land. = = = = 195

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Abreise von der Insel Sainte-Rose, Ankunft zu Pensacole. Windstoß, der den Verf. bestimmt, nach Sainte-Rose zurück zu kehren. Andere Bemerkungen über diese Insel. = = = = = = = 204

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung von Pensacole. Was diese Colonie unter der Englischen Regierung war. Was sie unter der Spanischen ist. Ackerbau, Boden, Erzeugung, Bewohner,

Seite

Soldaten, Schiff-Fahrt, und Mittel zur Verbesserung derselben. = = = = = = = = 206

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rehde von Pensacole. Ihre Wichtigkeit, ihre Sümpfe, Ebbe und Fluth. Begriff von dem Aufwande der Regierung in dieser Colonie. Außerordentliche Mißbräuche. Privilegirtes, in Pensacole zurück gebliebenes, Englisches Handelshaus. Das Unpolitische dieser Niederlassung. = = = = = = = 218

Dreyßigstes Kapitel.

Geschichte eines Engländers, mit Nahmen Bawles, Oberanführers der Wilden. Krieg der Wilden gegen die Spanier. Gefahren der Colonie. Völkerrecht, angewandt auf die Indianer. Bemerkungen über die Veranlassungen dieses Krieges. = = = = = 225

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Naturgeschichte. Bemerkung über den Ursprung der Erzadern. Ockerhaltige Erdarten. Anlagen der Kreolen zu den Künsten. Große Verschiedenheit der Eichen. Ihr Nutzen. Andere Gewächse. Außerordentliche, die Insecten zerstörende Pflanzen. = = = 236

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Abreise von Pensacole. Reise durch die Seen-Insel Dauphine. Erste Niederlassung der Franzosen. Bewegungsgründe der Wahl dieser Insel. Ihr gegenwärtiger Zustand. Bemerkungen in Betreff dieser Seen. Boden, welcher sie umgibt. Producte. Pech- und Theer-Fabrik. 244

Seite

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Ankunft zu Neu-Orleans. Beschreibung dieser Stadt. Ursachen ihrer Unreinlichkeit. = = = = = 251

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung der Nachrichten über den Handel und die Industrie der Stadt Neu-Orleans. Sitten. = = 264

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Natur und Beschaffenheit der nach Neu-Orleans eingeführten Waaren. Bemerkungen darüber. = = = 270

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung derselben Materie. Moden. Bemerkungen über den Einfluß derselben auf den Handel und die Sitten. 275

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Kapitels, in Beziehung auf den Handel und die Industrie. Flinten. Pulver. Schlosserarbeit. Quincaillerien. Ackergeräthe und Handwerkszeug. Handarbeit. Wirkungen der Theurung derselben. Gastfreundschaft. = = = = = = = 283

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Sitten. Spiel. Nothwendigkeit der Schauspiele. Religion. Gesetze. = = = = = = = . 288

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Herr Laussat, Colonial-Präfect, nimmt Besitz von der Colonie. Provisorische Organisation. Der Präfect tritt, zwanzig Tage später, die Colonie wieder an die vereinigten Staaten ab. Der Verfasser ist bey dieser

Seite

Rückabtretung gegenwärtig. Zeichen von Betrübniß bey den Franzosen und Spaniern während dieser Feyerlichkeit. Feste, welche während des kurzen Besitzes der Franzosen Statt fanden. Beweis von Anhänglichkeit der Louisianer an die Spanische Regierung. = 295

Vierzigstes Kapitel.

Naturgeschichte. Merkwürdige Insecten. Arreté des Präfecten. Folgen desselben. = = = = = 301

Ein und vierzigstes Kapitel.

Der Verfasser schickt sich an, in's Innere der Colonie zu reisen. Vorläufige Bemerkungen. Die Canadier entdecken zuerst das Innere des Landes, bilden allein die ersten Niederlassungen. Ihre Sitten, ihr Muth. Verbindlichkeiten, welche das Mutterland, der Handel und die Wissenschaften gegen sie haben. Vernachlässigung dieser Colonie von Seiten der Regierung. Sie wird an einen Privat-Mann, und dann an eine Gesellschaft abgetreten. Seltsame Ursache, warum sich der Hof dafür interessirt. Durch die Hofleute begründete Concessionen. 306

Zwey, drey und vier und vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorhergehenden. Schwache Maßregeln, welche die Regierung ergreift, um die Niederlassungen in Louisiana zu begründen. Langsamkeit, Mangel an Zusammenhang derselben. Besondere Ursache, welche die Großen des Hofes bestimmt, Antheil daran zu nehmen. Verschiedene Details. = = = = 314

850 Robin

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Robin, Charles César,

C. C. Robin's Reisen nach dem Innern von Louisiana, dem westlichen Florida und auf die Inseln Martinique und St. Domingo In den Jahren 1802 - 6

Bd.: 1

Wien (1810)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1383 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278877-3